L. misc. 288c
(3

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36640148030018
<36640148030018
Bayer. Staatsbibliothek

H. misc. 288 c
BG 3
111

Friedrich von Schiller's
historische Schriften.

Dritter Supplementband:

Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande,

fortgesetzt

von

Eduard Duller.

III.

Köln, 1841.

Verlag von M. DuMont-Schauberg.

Aachen und Köln, bei Ludwig Kohnen.

Friedrich von Schiller's
Geschichte des Abfalls
der
vereinigten Niederlande.

Fortgesetzt

von

Eduard Duller.

Dritter Band.

(Vom Feldzug des Jahres 1589 bis zum Waffenstillstand von Antwerpen 1609.)

Köln, 1841.

Verlag von M. DuMont-Schauberg.

Aachen und Köln, bei Ludwig Kohnen.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Kriegsereignisse im Verlauf des Jahres 1589 waren von geringem Belang. Weniger die Resultate derselben, als die Ursachen, weßhalb die Thätigkeit erschlaffte, nehmen unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Bald werden wir aus denselben Ursachen Wirkungen hervorgehen sehen, welche der Republik eine neue Stellung gegen Spanien verschaffen.

In Friesland führte der Statthalter, Graf Wilhelm Ludwig von Nassau, das ganze Jahr 1589 hindurch, mit abwechselndem Glück, den kleinen Krieg gegen den tapfren Verdugo. Graf Wilhelm Ludwig beabsichtigte dabei eigentlich vorzugsweise, Gröningen den Spaniern zu entreißen; aber er besaß für diese Unternehmung eine zu geringe Truppenzahl; denn gerade Gröningen war von jenen Festungen, welche die Spanier im Norden hielten, am stärksten besetzt.

Wichtiger war die von uns bereits erwähnte Uebergabe Gertruidenbergs an die königliche Parthei. Parma wollte diesen Vortheil rasch benützen und beorderte deßhalb den Grafen Karl von Mansfeld, sich der Stadt Heusden an der Maas zu bemächtigen. Zu Anfang Juni begann Karl von Mansfeld die Belagerung Heusden's, welches Karl von Levin, Herr von Famars wacker vertheidigte. Auch suchte er sich der Stadt Bommel (durch heimliches Einverständniß mit mehren Bewohnern in derselben) zu bemeistern. Die Ver-

rätherei der Letzteren wurde aber entdeckt und Mansfelds Anschlag dadurch vereitelt. Dagegen drangen die königlichen Truppen in den Bommeler-Waard ein, belagerten und eroberten im August das Schloß Heel. Doch Prinz Moritz, welcher die Gegend nicht verließ, zwang Mansfeld plötzlich, die Belagerung der Voorner Schanze aufzuheben. Mansfeld wollte nun mit seinen Truppen über die Waal setzen, und geradesweges auf Utrecht losrücken. Groß war dadurch die Gefahr für Holland, als dieselbe unerwartet durch die Feinde selbst abgewendet wurde. Ein spanisches Regiment, das des Obersten Leva, weigerte sich nämlich, über die Waal zu setzen, bevor es seine Soldrückstände erhalten habe. Vergeblich suchte Mansfeld den Meutern durch Gewaltmaßregeln zu imponiren. Nur noch mehr erbittert, schossen sie auf den Feldherrn und laut scholl das Geschrei: „Es lebe der König, fort mit der schlechten Regierung!" Nicht blos wirkliche Noth der unbezahlten Truppen (eine Folge ihres schwelgerischen Lebens) sondern auch insbesondere die Eifersucht der Spanier gegen die Italiener war der Grund der Meuterei. Diese Eifersucht wurzelte auch in den Herzen der höhergestellten Spanier gegen den Herzog von Parma, als Italiener; der Herzog von Pastrana und der Prinz von Ascoli, seine erbitterten Feinde, waren es, welche jene Meuterei angestiftet hatten. Die empörten Truppen zogen hierauf nach Grave zurück. Das Regiment Leva wurde in der Folge schimpflich aufgelöst, und die Soldaten in andre Regimenter vertheilt. Heusden blieb bis in den Oktober 1589 belagert, um welche Zeit die Feinde endlich abzogen.

Inzwischen hatte auch der kühne Martin Schenk nicht gefeiert. Zwar grollte er, seit der Uebergabe Bonns an die königliche Parthei, den Staaten, welche nach seiner Meinung

Bonn hätten retten können, wenn sie seinem Rath gefolgt wären Er stand sogar schon im Begriffe, aus Unmuth die Dienste der Republik wieder zu verlassen, als die Spanier im Juni sein Schloß Blienbeck eroberten. Da erwachte sein Haß gegen die Letzteren aufs Neue. Er verproviantirte Rheinberg, welches von ihnen belagert wurde und sich erst im Februar 1590 dem Grafen Karl von Mansfeld ergab. Im August unternahm Schenk einen Anschlag, um Nymwegen, wo er mit einigen Bürgern im Einvernehmen stand, den Spaniern durch einen Ueberfall zu entreißen. In der Nacht auf den 10. August brachte er seine Truppen in 25 Schiffen auf der Waal von der Schenkenschanze her vor Nymwegen, während seine Reiter sich dieser Stadt zu Lande näherten. Rasch wird das St. Antonsthor eingestoßen und ein unfernstehendes Haus erbrochen, wo man eben Hochzeit hält. Durch dies Haus dachte Schenk auf den Markt zu dringen. Doch die frohe Feier wird ihm zum Verderben. Kaum stürmen die wilden ungebetenen Gäste in's hochzeitliche Haus, so entfliehen die gebetenen, und eilen durch die Straßen mit dem Rufe: „Der Feind, der Feind!" Da greift die Besatzung, da greifen die Bürger zu den Waffen. Ein heftiger Kampf bricht los. Vergeblich vertheidigen sich Schenk und seine Schaaren. Das Hochzeithaus, welches er eingenommen, wird beschossen, wird gewonnen; von Schrecken erfaßt, denken seine Krieger endlich nur an Rückzug und Rettung. Von den Feinden verfolgt, drängen sie in wilder Hast zum Thore hinaus, ans schmale Ufer, nach den Schiffen. Schon hat der reissende Strom mehre derselben fortgetrieben; um so eiliger springen jetzt die Soldaten im Gefecht mit den verfolgenden Feinden an Bord der übrigen, welche die Ueberzahl nicht fassen können. Mehr als ein Schiff wird von der Last der Flüchtlinge in den Grund hinabgezogen. Vergeblich will Schenk,

ergrimmt, die Ordnung wiederherstellen; vergeblich wirft er sich mit dem Degen in der Faust den Fliehenden entgegen und stößt diesen und jenen nieder. Er kann das Schicksal nicht aufhalten. Zürnend springt er endlich, da er alles verloren sieht, in einen Kahn, um den Seinigen zu folgen; da schlägt das Fahrzeug um, und von seiner schweren Rüstung hinabgezogen, versinkt Martin Schenk in den Fluthen. So starb der kühne Mann, der romantische Proteus des Krieges, in seinem vierzigsten Jahre. Erst eine halbe Meile unterhalb der Stadt beim Dorfe Osterholz, wo die enteilten Schiffe die Anker auswarfen, vermißten die Soldaten ihren tapfren Feldherrn. Die Nymweger aber, die nach Befreiung der Stadt auf der Waal umherfuhren und mit Netzen und Enterhaken nach Menschen und Beute fischten, zogen eine geharnischte Leiche aus den Fluthen empor, brachten sie an's Land und erkannten den Schenk an seinen Wunden, deren jede das Gedächtniß einer kühnen Waffenthat erneuerte. Noch die Leiche des einst so gefürchteten Condottiere kostete manchem Nymweger das Leben. Sie wurde geviertheilt und das Haupt an einem Pfahl über dem St. Antonsthore aufgesteckt. Ergrimmt über diese Schmach, machten die Kriegsleute, die unter Schenk gedient hatten, auf die Nymweger Jagd und opferten jeden derselben, der ihnen in die Hände fiel, erbarmungslos den beschimpften Manen des Todten zur Sühne. Da ließ denn endlich der Marquis von Varrambon Schenks irdische Reste in eine Kiste legen und in einem Thurme aufbewahren, bis nach Verlauf von zwei Jahren Prinz Moritz die Stadt eroberte und die Leiche mit kriegerischem Pomp in der Kirche vor dem Hochaltar bestatten ließ, wo die Gebeine der alten Herzoge von Geldern ruhten. —

Zwei Monate nach Schenks Tode starb durch einen leidigen Zufall, (nämlich bei Untersuchung neuerfundener Geschütze, wo-

bei ein Funke in das Pulver fiel,) der Graf Nieuenaar, am 6. Oktober 1589, gerade ein Jahr nachdem er die Restauration zu Utrecht vollbracht hatte, und wenige Tage nachher, da er in Gemeinschaft mit den Staaten von Utrecht die städtische Regierung erneuert hatte. Wir heben diesen letzteren Umstand hervor, weil er auf den Geist der Zeit ein Licht wirft. Nieuenaar hatte nämlich Anfangs behauptet, daß die gewöhnliche Erneuerung der städtischen Regierung ihm allein (als Statthalter der Provinz) zustünde. Die Staaten hingegen widersetzten sich, indem sie ihn daran erinnerten, daß sie bei seiner Anstellung zum Statthalter, eine besondere Abkunft deßhalb mit ihm geschlossen, von welcher sie nicht ablassen wollten; sie versicherten jedoch, daß seine Autorität dadurch nicht im Mindesten beeinträchtigt werden solle. Nieuenaar erkannte dies auch an, und so geschah denn die Erneuerung der städtischen Regierung durch ihn und die Staaten von Utrecht gemeinschaftlich. — Die von Nieuenaar bekleideten Statthalterschaften über Utrecht, Geldern und Over-Yssel erhielt (1590) der Prinz Moritz, und dadurch wurden die Macht und der Einfluß des Letzteren beträchtlich vermehrt.

So war nun die Republik der vereinigten Provinzen plötzlich zweier bedeutender Männer beraubt, von denen der Eine, Martin Schenk, vorzugsweise als kühner und kluger Heerführer, der Andre, Graf Nieuenaar, aber auch als Staatsmann bedeutend war. Der Verlust, welchen die Republik erlitt, und der ihr — unter den früheren Verhältnissen — im höchsten Grade bedrohlich hätte werden können, wurde zu ihrem Glück durch die Unthätigkeit ihres gefährlichsten Feindes, des Herzogs von Parma aufgewogen; — eine unfreiwillige Unthätigkeit, welche durch die Intriguen seiner Feinde und durch die Politik Philipps II. veranlaßt wurde.

Parma war im Laufe des Jahres 1589 schwer erkrankt. Man gibt verschiedene Ursachen oder Veranlassungen dafür an. Insgemein schrieb man sein Leiden dem Umstande zu, daß er, als er nach Aufhebung der Belagerung von Bergen-op-Zoom gen Mecheln ritt, (am 10. November 1588) gestürzt und ins Wasser gefallen war. Anderseits glaubte man, sein körperliches Siechthum sei durch nagenden Mißmuth über das Mißlingen seiner Pläne in der letzten Zeit verursacht worden, vornämlich über den schlimmen Ausgang der Armada und über die passive Rolle, die er unfreiwillig dabei gespielt hatte, sowie über die verunglückte Unternehmung gegen Bergen-op-Zoom. Seine Landsleute, die Italiener, glaubten sogar, daß ihm die Spanier, aus Neid auf seinen wohlverdienten Ruhm ein schleichendes Gift beigebracht hätten. Dem sei wie ihm wolle, die Blüthe von Parmas Kraft und Lebensmuth war verwelkt. Siechen Leibes, trüben Geistes, begab er sich im Mai 1589 nach Spaa, um die Heilkraft des dortigen Gesundbrunnens zu versuchen; dem alten Grafen von Mansfeld übergab er für die Zeit seiner Abwesenheit die Leitung der Kriegsangelegenheiten.

Hatte Philipp je einen wahrhaft treuen Diener, so war es gewiß dieser Alexander Farnese, den die Natur mit allen Eigenschaften ausgerüstet hatte, um seine Treue zu Philipp, die auf religiösen Grundansichten beruhte, durch die That auf das Glänzendste zu beweisen. So lange es einen Katholizismus auf Erden gibt, wird Niemand dem Herzog von Parma den Ruhm streitig machen, daß er dessen großartigster Vertheidiger war. So lange es einen Absolutismus gibt, wird selten ein Vertheidiger desselben, dem die volle Macht in die Hand gelegt ward, die schwierige Sache desselben so menschlich zu behaupten verstehen, wie Parma, wenn er es vielleicht auch nur aus Klugheit that. Auf seinem Standpunkte leistete er jedenfalls das

Höchste, was sich auf demselben leisten läßt, und sei Wirken erhielt dadurch den höchsten Werth, daß es uneigennützig war; man kann nicht genug gerade darauf hinweisen. Es gab ja keine höhere Würde oder Auszeichnung, die Farnese durch seine Treue gegen Philipp erst hätte erringen können oder wollen; er besaß sie bereits, er stand seinem Monarchen an Rang und Rechten gleich, er opferte ihm sogar seine Ansprüche auf Portugal. Mag daher auch Farneses Charakter einzelne Flecken haben, die wir wegwünschen möchten (und wir haben den größten Flecken nicht verschwiegen,) so müssen wir anderseits bedenken, daß unendlich Viel dazu gehört, sich einem absoluten Monarchen gegenüber völlig rein zu behaupten, welcher in Jedem, der sich seinem Dienste gewidmet hat, nur ein unbedingtes Werkzeug erkennen kann. Je größer nun Parmas Verdienste um Philipp II. und die spanische Monarchie waren, je weniger wir an seiner unwandelbar aufrichtigen Ergebenheit für die Interessen beider zweifeln können, um so tragischer erscheint uns die Kombination, daß eben dieser Parma von Spaniern verdächtigt werden konnte, daß er sich diese Verdächtigung zu Herzen nahm, und daß dieses Gift, ein schlimmeres als jenes, das bloß durch die Adern kreiset, das Gift der Kränkung, einen so festgegründeten, großartigen Charakter zu untergraben im Stande sein soll! Und doch war dies der Fall. Es ist die ewige Tragödie, die sich in der Weltgeschichte wiederholt, daß der Große meistens nicht durch den Ebenbürtigen, selten nur durch die Uebermacht, am öftesten durch die Skorpionenstiche der gemeinen Kleinlichkeit unterliegt. Parmas Verbrechen in den Augen seiner Nebenbuhler war seine Größe, die er sich verdienstvoll errungen; der Verdienstlose sieht sie nie gleichgültig an. Sein anderes Verbrechen war seine Nationalität. Alle jene Spanier am Hofe Philipps wie bei der Armee, die blos Höflingskünste besaßen, konnten es dem Itali-

ener nicht verzeihen, daß sein Ruhm bei Freunden wie bei Feinden auf Thaten beruhte; diese gemeinen Seelen fühlten sich schon durch das bloße Uebergewicht einer großen genug gedrückt und um sich von diesem armseligen Unbehagen zu befreien, fanden sie keine andere Auskunft als die Verdächtigung. Dazu kam nun auch noch ein andres Motiv; jene Höflinge suchten ihre Ungeschicklichkeit, und die Ungnade des Monarchen, welche damit zusammenhing, von sich ab auf Parmas Schultern zu wälzen. Die thatsächlichen Beschuldigungen, welche seine Feinde gegen ihn erhoben, waren der Reihe nach folgende. An der Spitze jener Gegenparthei, deren Motive sich hauptsächlich auf die Verschiedenheit der Nationalität, auf die stolze Opposition des spanischen Elementes gegen das italienische begründen, finden wir jenen Spanier Pastrana, von dem wir annehmen dürfen, daß er die Meuterei der Soldaten eingeleitet oder begünstigt hatte, wodurch die Unternehmung gegen Utrecht vereitelt wurde. Daran reihen sich nun Parmas niederländische Nebenbuhler, welche man in der Aristokratie der wiederunterworfenen Provinzen suchen muß; an der Spitze dieser Faktion steht der Herr von Champigny. Die besonderen Verhältnisse, welche von dieser Seite her eine Anklage gegen Parma begründen konnten, waren folgende. Champigny hatte mit zu jenen Kommissären gehört, welche zu Bourbourg die bekannten Friedensverhandlungen vermitteln sollten; er hatte damals der Königin vortheilhafte Bedingungen versprochen und bei dem Gesandten Richardot, welcher eine geheime Instruktion des Herzogs von Parma gehabt haben sollte, Widerspruch gefunden. Nach dem unglücklichen Resultat der Armada klagte nun Champigny den Herzog von Parma beim spanischen Hofe an, daß dessen Gegenbetrieb die Herbeiführung jenes Resultates mit verursacht habe. Aller Wahrscheinlichkeit nach lag jedoch ein tieferes Motiv zu Grunde;

die belgische Aristokratie konnte das Uebergewicht des Statthalters noch nicht recht verschmerzen, eines Statthalters, der auf Standesprivilegien vielleicht weniger Rücksicht nahm, als es jener wünschenswerth war. Sollte man dem Herzog von Parma die Noth Belgiens, seit es sich wieder unterworfen, zum Vorwurf machen? Konnte man dies? War sie seine Schuld? Freilich war die Noth des Volkes unbeschreiblich; aber aus Ursachen, welche Parma weder herbeigeführt hatte, noch ungeschehen machen konnte. Und litt denn auch eben die Aristokratie in gleichem Grade darunter wie das Volk? Die geistreiche Tochter Philipps II., die Infantin Isabella unterrichtete den Herzog von Parma von jener Anklage; und dieser verbannte den Herrn von Champigny in die Franche-comté. Würde Parma dies wohl haben wagen können, wenn er sich wirklich schuldig gefühlt hätte? Ueber dieselbe Angelegenheit erging übrigens auch von einer andern Seite her ein Vorwurf gegen Parma. Der Herzog von Medina-Sidonia, dessen Unfähigkeit das Mißglücken der großen Expedition gegen England verschuldet hatte, suchte sich dadurch zu rechtfertigen, daß er Parma anklagte, dieser habe die Operation gehemmt, weil er die Flotte der Republik nicht vertrieben habe, welche den Hafen von Dünkirchen gesperrt hielt. Die Absurdität dieser Beschuldigung ergibt sich nicht bloß durch die einfache Thatsache, daß Parma Alles aufgeboten hatte, um sich mit der Armada zu vereinigen, sondern auch durch Parmas erwiesenen Wunsch, England zu erobern. Wenn nun gerade dieser Wunsch die Ursache war, weßhalb Parma durch die dem Richardot ertheilte Instruktion die Friedensverhandlungen zu hintertreiben suchte, (wie eben Champigny anführte) so mußte das Widersprechende beider Beschuldigungen und die Schuldlosigkeit Parmas klar in die Augen fallen. Der tiefge-

kränkte Parma schickte jenen Richardot (Präsidenten von Artois) nach Spanien an den Hof, um sich durch denselben rechtfertigen zu lassen, und schnell setzte man nun diese Sendung mit Parmas Reise nach Spaa in Verbindung. Man behauptete, er habe sich geflissentlich aller Geschäfte entbunden, bis Richardot zurückkäme; der Zweck, seine Gesundheit herzustellen, sei blos erdichtet gewesen. Ueberhaupt bewährte sich damals die alte Erfahrung, daß man, wenn sich einmal gegen einen hochgestellten Mann verschiedene Umstände vereinigt haben, um seinen Sturz herbeizuführen, auch den geringsten, der gänzlich außerhalb seiner Berechnung liegt, dazu benützt, um ihn gegen ihn zu verwenden. Ein spanischer Offizier, Namens Juan Moreo hatte dem Könige in Chifferschrift eine Menge Beschwerden gegen Parma mitgetheilt; und wenn man bedenkt, wie Philipp II. eine eigene Superiorität darin suchte, alle seine Diener stets genau zu kontroliren, wie er in dieser Beziehung Feind gegen Feind, Nebenbuhler gegen Nebenbuhler vernahm, wie er deßhalb mit wahrhaft erstaunlicher Thätigkeit Hunderte von Schreiben wechselte, so kann man wohl annehmen, daß ihm auch diese geheime Mittheilung Moreo's von Wichtigkeit gewesen. Sie wurde jedoch aufgefangen und fiel dem Prinzen Moritz in die Hände, welcher sie durch den gewandten St. Aldegonde entziffern ließ und dann dem Herzog von Parma zuschickte. Es schien beinahe, als ob dieser dem Feinde durchaus nichts zu verdanken haben wolle; wenigstens nahm er, Moritzen gegenüber, auch nicht die mindeste Notiz von jener Mittheilung, welcher er vielleicht auch andere Motive unterlegte. Als aber jener Moreo bald darauf plötzlich starb, und zwar kurze Zeit nachher, nachdem ihn Parma zu einem Gastmahl geladen hatte, so benützten die Feinde des Letzteren diesen Umstand, um Moreo's Tod der Rache Parmas unterzuschieben und man sprach geradezu den schlimmen

Verdacht aus, daß Parma den Moreo durch Gift aus dem Wege geräumt habe. Spanien war voll von seinen Feinden, die ihn verdächtigten; immermehr hatte Parma in jedem Spanier einen argwöhnischen Aufpasser; als ob der Umstand, daß er kein Spanier sei, ihn zum Feind aller Spanier und des spanischen Interesses überhaupt hätte machen müssen! Parma bewies seine Treue durch die That. In jenen kritischen Verhältnissen lag ihm die Versuchung nahe, die belgischen Provinzen, die ja nicht Philipp II., die er unterworfen, die sein Wort für sich hatten, das er ihnen auch redlich hielt, diese belgischen Provinzen, die ihm vertrauten, die seine Charaktergröße schätzten, die er durch ein ihm ergebenes Heer im Zaume halten konnte, für sich selbst zu behalten. Nochmehr: es gab Menschen genug, welche ihm einen solchen Rath ausdrücklich gaben, welche ihn daran erinnerten, wieviel sicherer es sei, den für Philipp II. errungenen Besitz für sich selbst zu behaupten, als abzuwarten, bis ihn dieser Monarch, als abgenütztes Werkzeug bei Seite stellen würde. Man erinnerte ihn dabei, daß er in einem solchen Falle in England und Frankreich auf manche Freunde zählen könnte, daß sogar die Provinzen der Utrechter Union sich lieber an ihn, als an Spanien schließen würden, daß man endlich in Belgien selbst ihn mit Freuden als Herrscher begrüßen würde, da man dort unter seiner Herrschaft einem glücklicheren Zustand entgegen sehen könnte. Aber alle diese Versuchungen prallten von Parma's treuer Brust ab, und er hatte auch die schöne Genugthuung, daß Philipp II. selbst ihn rechtfertigte. Philipp hatte sowohl den Herzog von Medina-Sidonia als Parmas Abgeordneten Richardot vor sich beschieden, Beide gehört, Beider Vorstellungen erwogen und Beide, Medina-Sidonia wie Alexander Farnese für unschuldig erklärt. Jene erhabenen Worte, welche er bei der Nachricht

von dem Unglück der Armada ausgesprochen, verbürgten auch Gerechtigkeit gegen Parma; leider war Philipp gerechter gegen Personen als gegen Nationen; hätte er es, seiner Erziehung, seinen Grundsätzen, seiner religiösen Weltanschauung nach, auch gegen die letzteren sein können, die Welt würde dem Sohne Kals V. ihre Bewunderung nicht versagen, so wenig sie ihn für seine Stellung und den Einfluß seiner Umgebung von früh auf verantwortlich machen kann. Daß er gerecht sein wollte, bewies er, indem er Parmas vorzüglichsten Feind, den Herzog von Pastrana, aus den Niederlanden verbannte.

Vielleicht, ja gewiß, war jedoch hier auch noch ein anderes politisches Motiv im Spiele, die Rücksicht auf seine Pläne gegen Frankreich. Um diese Verhältnisse, welche auf die Angelegenheiten der Niederlande einen unmittelbaren großen Einfluß hatten, richtig zu würdigen, müssen wir hier eine kurze Darstellung der französischen Zustände einschalten, und uns auf die Andeutungen zurückbeziehen, welche wir schon früher darüber gegeben haben.

Wir wissen, wie tief sich Philipp II. mit der katholischen Ligue in Frankreich eingelassen hatte, wie er am 31. Dezember 1584 einen Vertrag mit ihr geschlossen hatte, worin er den Kardinal von Bourbon als rechtmäßigen Thronerben Frankreichs anerkannte. Die Folgen, welche daraus entstanden, die Fortschritte, welche die Ligue genommen, waren bedeutend und besonders hatte sich in Paris ein Mittelpunkt aller Fanatiker begründet, welche den König Heinrich III. von Frankreich zum Ziel ihres Hasses nahmen, weil er ihnen viel zu tolerant gegen die Protestanten schien. Ein neuer engerer Bund, der der Sechszehn, war dortselbst entstanden, wobei in jedem der sechszehn Quartiere von Paris ein bestimmter Führer sich verbindlich gemacht hatte, die gemeinsame Sache auf jede mögliche

Weise zu fördern und für den gemeinsamen religiösen Zweck (d. i. die Alleinherrschaft des Katholizismus und den Untergang der Protestanten) immer mehr Theilnehmer zu gewinnen. Inzwischen hatte Heinrich von Navarra den berühmten Sieg bei Coutras über die Truppen der Ligue (am 20. Oktober 1587) errungen; aber die hugenottische Parthei hatte auch durch den Tod des Prinzen von Condé (am 5. März 1588) einen bedeutenden Verlust erlitten. Dagegen war Heinrich von Guise unter dem Jubel des Volkes nach Paris gekommen (9. Mai 1588), wodurch der schwache, stets schwankende König Heinrich III. in die peinlichste Verlegenheit kam. Er ließ zu seiner Sicherheit gegen die hierarchisch-revolutionäre Parthei viertausend Schweizer nach Paris kommen. Aber jene Sechszehn wurden durch diese Maßregel nur in ihrem Mißtrauen bestärkt, und durch Guise verbreitete sich plötzlich das Gerücht, daß Heinrich III. die Männer der Ligue überfallen und aus dem Wege räumen lassen wolle. Die Schweizer kamen und wurden in den Straßen vertheilt; aber ebendadurch steigerte sich auch die Aufregung der Pariser Bürger; man errichtete Barrikaden, und als ein Schweizer, ungeachtet des Verbotes von Seiten des Königs, auf die Bürger, welche die Schweizer auf jede Weise verhöhnten, schoß, brach die Revolution zu Gunsten der Guisen los. Die Guisesche Parthei erhielt mit einem Male vollständig das Uebergewicht, und König Heinrich III. flüchtete, ganz verzagt, aus Paris, wo sich der Herzog von Guise von nun an wie ein Souverain benahm. Mittlerweile unterhandelte Heinrichs III. Mutter, die kluge Katharine von Medici, mit dem Herzoge von Guise und Heinrich III. ernannte, um sich aus seiner Verlegenheit zu retten, eben Jenen zum Generalstatthalter des Reiches. Die Versammlung der Staaten zu Blois (im Oktober) unter Guises Ein-

flusse vollendete die schmähliche Demüthigung des schwachen Königs. Doch plötzlich raffte sich dieser empor und beschloß, seine Autorität durch einen blutigen Gewaltstreich zu retten; denn es galt ja nicht blos seine Krone allein, es galt auch, wie er glaubte, seine Freiheit, ja sein Leben. Ein würdiger Schüler seiner Mutter Katharina, deren Namen ewig mit dem des großen Protestantenmordes in der Bartholomäusnacht zusammengenannt werden wird, ließ er, wiewohl ohne deren Wissen, den Herzog von Guise in seinem Vorzimmer ermorden (er selbst hatte den Verschworenen die Dolche dazu ausgetheilt), dessen Bruder, den Kardinal Ludwig von Guise im Gefängnisse. Der dritte Bruder, der Herzog von Mayenne, war glücklich entflohen. Heinrichs III. Mutter erschrack heftig, als sie die Kunde dieses Mordes erhielt; sie starb am 5. Januar 1589. Furchtbar waren die Folgen der That für den König selbst. Die liguistische Parthei eiferte jetzt ganz offen gegen ihn, und von den Kanzeln herab predigte man die Ermordung eines Tyrannen (Heinrich III. war damit gemeint) als ein verdienstliches Werk; rief man laut zur Rache! Ganz Frankreich war durch furchtbare Anarchie zerrissen; der König wurde von der hierarchisch-revolutionären Volkspartheі verabscheut; der Herzog von Mayenne, der nach Paris kam, unter dem Jubel des Volkes als Generalstatthalter des Königreiches anerkannt. Die hierarchisch-demokratische Parthei hatte ihr Ziel erreicht. Dem schwachen Könige blieb nun, wenn er sich gegen dieselbe behaupten wollte, nichts anderes mehr übrig, als, sich mit der Gegenparthei, den Hugenotten, eng zu verbinden. So versprach er ihnen denn feierlich Religionsfreiheit und schlöß sich aufs Engste an den reformirten König Heinrich von Navarra an. Beide zogen nun ihre Truppen zusammen und führten sie gegen Paris. Da ermordete im entscheidenden Augenblick ein fanatischer junger

Mönch Jakob Clement, welcher sich durch die Hinrichtung des Königs, der es mit den Ketzern hielt, die ewige Seligkeit zu verdienen glaubte, am 1. August 1589 den unrühmlichen Heinrich III. Sterbend erklärte dieser den König Heinrich von Navarra, welcher an sein Bette eilte, zu seinem rechtmäßigen Nachfolger auf dem französischen Throne, da mit ihm das Haus Valois erloschen war und somit die bourbonische Linie in das Erbfolgerecht trat. Heinrich von Navarra, oder wie er von nun an hieß, König Heinrich IV. von Frankreich hatte jedoch als Protestant die ganze strengkatholisch gesinnte Parthei der Ligue gegen sich und wenn er sein neues Königreich besitzen wollte, so mußte er dasselbe erst erobern. Der Herzog von Mayenne ließ den alten Kardinal von Bourbon, obwohl sich dieser in Heinrichs Gewalt befand, als Karl X. zum König von Frankreich ausrufen, und sich selbst zum Generalstatthalter ernennen.

Niemand hatte wachsamere Augen auf Frankreich als Philipp II., welcher bisher durch seine geschickten Agenten in Frankreich, mit welchen er in ununterbrochener Correspondenz stand, immer den größten Einfluß auf den Fortgang der katholisch-revolutionären Parthei ausgeübt hatte. Er selbst strebte insgeheim darnach, den Besitz Frankreichs für sein Haus zu gewinnen, und ein Rechtsgrund dafür schien in seiner dritten Heirath mit Elisabeth, der Tochter Heinrichs II. und Katharinens von Medici zu liegen. Er benahm sich jedoch, indem er fortwährend eine enge Verbindung mit der Ligue unterhielt, äußerst vorsichtig. Er begnügte sich vor der Hand damit, zu forschen, die Verhältnisse zu studiren, die Entwickelungen der allgemeinen Gährung prüfend abzuwarten, bevor er irgend einen durchgrei-

fenden Schritt thäte. Er vermied es mit der größten Sorgfalt sich zu kompromittiren.

Die Ermordung Heinrichs III. warf auf einmal das Gewicht in die Wagschale, indem die Ligue dadurch plötzlich einen enormen Zuwachs an Macht erhielt; der ausschweifende Fanatismus der bigotten Volkspartthei äußerte sich durch zahllose Pasquille auf den ermordeten letzten Valois „persécuteur du pauvre peuple," durch die Apotheose des Mörders. Diese Stimmung wurde durch die Wahl des reformirten Königs von Navarra noch heftiger geschürt. Daß Philipp II. schon aus religiösen Gründen den protestantischen Heinrich von Navarra nicht als Vierten dieses Namens in der Reihe der französischen Könige anerkennen würde, bedurfte keiner Frage. Um diesen vor der Hand ja nicht zu Kräften kommen zu lassen, erkannte er den Gegenkönig Karl X. an und wies der Ligue einen Kredit zur Unterstützung an. Im Grunde konnte er dadurch für seine geheimen Wünsche nichts verlieren; er betrachtete das, was geschehen war, eigentlich nur als provisorisch. Aber indem er seinem Gesandten, Don Bernhardin de Mendoza, schrieb, daß der Kardinal von Bourbon, oder wie er jetzt hieß: König Karl X. in den Stand gesetzt werden müsse, um seine „königlichen Funktionen" frei ausüben zu können, daß derselbe alle Bedingungen der Ligue pünktlich erfüllen, daß der Generalstatthalter des Königreiches, der Herzog von Mayenne, stets in seiner hohen Stellung erhalten werden müsse, erinnerte er seinen Gesandten zugleich, daß der Kardinal-König ihm (Philipp II.) alle für die Sache der Ligue gemachten Auslagen, die sehr bedeutend seien und noch täglich zunähmen, zu erstatten habe. Er sorgte bereits für den Fall, wenn der Kardinal die Freiheit nicht erlangen könnte und „wenn sich die Katholiken, zu schwach gegen den Bearner (Heinrich IV.) und gegen die Ketzer,

wie sie sagen, in seine (Philipps) Arme werfen wollten." *) Der Gesandte erhielt ferner die Weisung, auf eine geschickte feine Manier („diestramente") die Rechte der Infantin zu insinuiren und die andern Rechte, die man der Krone Spanien entrissen habe, zu vindiciren. Er sollte sich übrigens in der ganzen Angelegenheit mit „guter Verstellung" („con bona disimulacion") benehmen, um das Terrain und die Stimmung der Gemüther zu erforschen und zusehen, welchen Effekt dies machen würde. Man sieht aus diesen Andeutungen, wie Philipp II. den Gedanken, den Besitz Frankreichs an sein Haus zu bringen, fest hielt. Auch sein Herz war bei diesem Plane betheiligt. Jene Infantin, deren Rechte auf Frankreich zu insinuiren, er seinen Gesandten anwies, war seine Tochter Isabella Klara Eugenia, für welche der ernste, in sich gekehrte Monarch die zärtlichste Vorliebe hatte, mit welcher er oft mehre Stunden der Nacht traulich beisammen saß, die er sich nach seinen Wünschen herangebildet hatte, deren Geist ihn anzog, die manche seiner Regierungsgeschäfte mit ihm theilte, vielleicht das einzige Wesen, von dem er in seinem freudenlosen Alter, in seiner königlichen Einsamkeit, Licht und Wärme für sein Herz empfing.

Philipps II. Verhältnisse zu Frankreich wurden dadurch verwickelter, daß sich Heinrich IV. an Elisabeth von England und an die vereinigten Provinzen um Unterstützung wendete und sie von beiden erhielt. Hier trat nun der alte Haß Philipps II. gegen Elisabeth in frischer Kraft wieder hervor

*) „ils devroient, en traitant avec elle" (Sa Majesté) „abandonner d'abord toute mesfiance. Si pourtant ils ne veulent point avoir recours à cet appuy, Sa Majesté n'en sera pas moins leur amy et leur protecteur dans l'occasion" (Philipps Brief an Mendoza bei Capefigue. V. Bd. 350—353).

und von Seiten seiner abgefallenen Unterthanen sah er zugleich eine neue Beleidigung gegen ihn und gegen die katholische Sache, umsomehr da ihm die Ligue den Titel „eines Protektors der Krone Frankreich" übertragen hatte. *) Indem er sich aber nun mit dem größten Eifer in die französische Angelegenheit einmischte, die Exaltation der fanatischen Volkspartbei in Paris bis zum Ausbruch der Anarchie steigern, den Häuptern der Ligue bedeutende Geldunterstützungen zukommen ließ und dem Herzog von Parma Befehl ertheilte, derselben eine Anzahl niederländischer Hülfstruppen zu senden, setzte er eben diesen seinen trefflichen Feldherrn in die größte Verlegenheit und entblößte die ihm wiederunterworfenen südlichen Provinzen. Vergeblich machte der erfahrene Parma seinem Monarchen die triftigsten Gegenvorstellungen; vergeblich drang er darauf, zuerst den Krieg in den Niederlanden zu beendigen. Philipp war durch seinen Eifer für die katholische Sache und für seinen geheimen Lieblingsplan (Frankreich für die Infantin!) verblendet, welchem letzteren durch den Tod des Kardinals von Bourbon bald ein Hinderniß weniger im Wege stand. Tapfer hatten die dreizehn-

*) „Muerto el Rey de Francia el Parlamento de Paris pronunció un Auto que fue aprobado por el Consejo de Estado, cuya substancia y palabras formales eran: „„Que se acudiese al Catolico é invicto Rey de las Espannas Don Felipe II., principal protector de la Religion Catolica, y zelador de la salud de aquel Reyno, conforme al testimonio que de ello daban sus claras hechos pasados y continuos socorros, que havia hecho à Carlos IX. y à Enrico III., quando se mostró enemigo de los Herejes y Cismaticos, por solo el deseo de preservar la Religion Catolica; pues que de su piadosisimo y liberalisimo animo y condicion se podian prometer el socorro que se le embiaba á pedir"". El Rey, que yá estaba libre de las obligaciones con la casa de Francia, y con otras presentes, y nuevos cuidados de mirar por la Religion Catolica, acceptó la Proteccion con mucho, y atendió á favorecer la Liga" etc. etc. Salazar de Mendoza a. a. O. p. 260.

hundert Wallonen, welche aus Flandern nach Frankreich marschirt waren, in der Schlacht bei Ivry (am 14. März 1590) gegen Heinrich IV. gefochten, aber dessen Sieg über die liguistische Armee nicht aufhalten können. Als nun Heinrich IV. Paris belagerte, mußte Parma, auf Philipps ausdrücklichen Befehl, eine ansehnliche Heeresmacht nach Frankreich führen, um Paris zu entsetzen, welches Philipp in Betracht der zahlreichen exaltirten Parthei, die dort für ihn stand, durchaus nicht in Heinrichs IV. Gewalt gerathen lassen wollte. Mit widerstrebendem Herzen gehorchte Parma dem königlichen Befehle, übertrug dem Grafen Peter Ernst von Mansfeld und dessen Sohne Karl die Regierung und den Krieg in den Niederlanden und begab sich im August desselben Jahres mit 10,000 Mann zu Fuß und 3000 Mann Reiterei, nebst den besten Offizieren nach Frankreich. Sein Erscheinen vor Paris, verbunden mit der Ankunft des Herzogs von Mayenne brachte allerdings die gehoffte Wirkung hervor; Heinrich IV. mußte die Belagerung von Paris aufgeben.

Indem nun Philipp die kriegerischen Unternehmungen des Herzogs von Parma in den Niederlanden lähmte, (dieser hatte bei seinem Abzuge nach Frankreich den beiden Grafen Mansfeld ausdrücklich eingeschärft, sich streng auf die Defensive zu beschränken) nahmen jetzt die vereinigten Provinzen die Stellung der Offensive ein, welche Parma nothgedrungen hatte aufgeben müssen. Der scharfsinnige, tapfre, erfahrne und durch Geistesbildung wie durch unbescholtenen Charakter ehrenwerthe Graf Wilhelm Ludwig, Statthalter von Friesland, brachte diesen Plan zuerst in Anregung. Schon zu Anfang des Jahres 1589 hatte er darauf aufmerksam gemacht, wie günstig eben die Umstände für einen solchen Plan seien. Zu diesem Ende machte Graf Wilhelm Ludwig ferner unter an-

derm den Vorschlag, die Soldaten durch einen ansehnlichen Lohn eifriger und bereitwilliger zu machen und dieselben auch als Schanzgräber zu verwenden, was von großer Wichtigkeit in Bezug auf die Eroberung der von der königlichen Parthei noch besetzten Festungen im Norden war. Wilhelm Ludwigs Vorschlag fand jedoch vorzugsweise bei den städtischen Magistraten Widerspruch, welche es für rathsamer hielten, die Lande durch Anlegung neuer Festungswerke gegen die Angriffe der Feinde besser zu verwahren, als die von den Feinden allerdings meistens schwach besetzten Grenzfestungen zu erobern. Die Staaten beriefen sich darauf, wie unglücklich bereits mehre Versuche in früheren Jahren, die Offensive zu ergreifen, abgelaufen waren, wogegen sich jedoch die Einwendung machen ließ, daß damals auch die Verhältnisse für die Provinzen keineswegs so günstig gewesen waren, wie jetzt. Wenn man nun auch 1589 Wilhelm Ludwigs Vorschlag noch nicht für unausführbar hielt, so überzeugte man sich doch schon im nächsten Jahre von dem Vortheil, die Offensive zu ergreifen. Uebrigens besaß die Republik auch den rechten Mann, um einen Angriffskrieg zu leiten; dieser Mann war Prinz Moritz von Oranien.

Moritz stand damals in der Blüthe und Fülle seiner jugendlichen Kraft. Auf der vaterländischen Hochschule Leyden, wo er erzogen worden war, hatte er seinen klaren durchdringenden Geist, unter Leitung des trefflichen Simon Stevin aus Brügge, des damals berühmtesten Mathematikers in den Niederlanden, vorzugsweise mit der Mathematik und allen auf dieselbe begründeten Wissenschaften innig befreundet. Sein angeborenes Genie für die Kriegführung, welches durch persönlichen Muth gestützt und von dem ausgezeichnetsten Talent für das Fach des Staatsmannes begleitet war, erhielt durch das eifrige Studium jener Wissenschaften eine sichere Richtung. Durch den

Tod seines Vaters plötzlich aus dem stillen Leben für die Wissenschaften mitten in den Kreis der politischen und kriegerischen Thätigkeit hinausgerufen, lernte Moritz unter allen Stürmen und Intriguen, durch welche die junge Republik während des vorherrschenden englischen Einflusses bedroht war, seine Kraft stählen, seine Kenntnisse anwenden, seine Umsicht erweitern. Er besaß die meisten Talente seines Vaters und seines Großvaters mütterlicher Seite, jenes berühmten Moritz von Sachsen, wenn auch nicht die ganze Seelengröße des Ersteren. Rascher und ungeduldiger wallte ihm das Blut in den Pulsen; sein junges Herz verlangte nach einem Befreiungskriege. Sein Verstand durchschaute das Geheimniß, wodurch sein großer Gegner Parma das Glück an sich gefesselt; Moritz hatte in den Büchern der Geschichte die Thaten der alten Helden erforscht; aber ebenso durchschaute sein scharfer, klarer Verstand auch alle Gebrechen im nationalen Heere, und von Grund aus unternahm er es, dieselben, der Natur des Landes und der Bevölkerung gemäß, zu heilen. Er war überzeugt, daß die Stärke eines Heeres nicht in der Zahl der Soldaten liegt, sondern im Geiste, der sie beseelt, daß nur dieser Wunder verrichtet. Dieser Geist ist der Geist der strengsten Ordnung, begründet auf Gehorsam einerseits und auf Redlichkeit anderseits. Moritz drang, wie sein trefflicher Verwandter, Graf Wilhelm Ludwig, darauf, daß die Truppen guten Sold in richtiger Bezahlung erhielten. Nur, wenn sie sahen, daß man die Pflichten gegen sie redlich erfülle, nur dann war auf sie zu bauen; dann ließ sich auf Mannszucht dringen. Solange der Soldat nicht aus Noth zu betteln oder zu plündern brauchte, so lang konnte er das Ehrgefühl nicht verlieren, und so lang ihn dies beseelte, durfte man auch auf außerordentliche Anstrengungen desselben in außerordentlichen Fällen sicher rechnen. Solche Ansichten und

Grundsätze leiteten den jungen Prinzen und in diesem Geiste reorganisirte er das Heer, begründete er eine strenge Kriegszucht. Jedes Regiment bestand damals aus zehn Fahnen, jede Fahne oder Kompagnie aus wenigstens hundert Mann mit dreizehn Offizieren, drei Schildknappen und drei Pagen. Moritz übte die Armee (sowohl zu Fuß als zu Pferd) auf eine neue Art in den Waffen, zumal auch im Mitführen des Proviants und in den Schanzarbeiten. Aber die Hauptstärke seiner Kriegskunst bestand darin, daß er große Treffen ohne dringende Noth zu vermeiden, und dafür dem Feinde durch kleine Gefechte Abbruch zu thun bemüht war. Am bedeutendsten war seine Befähigung feste Plätze zu belagern oder zu vertheidigen, hochwichtig bei der damaligen Art; Krieg zu führen, und bei der Natur des Landes. Daß nun Moritz durch Geist, Kenntnisse und Charakter, verbunden mit frischer Jugendkraft, dem Vaterlande vollkommen nützlich werden konnte, dazu trug auch noch seine einflußreiche Stellung wesentlich bei; bekanntlich vereinigte er mit den Statthalterschaften von Holland und Seeland nach Nieuenaars Tode jene über Utrecht, Geldern und Over-Yssel, *) womit zugleich die Würde eines obersten Feldherrn über die Landmacht für Holland und über sämmtliche Flotten der vereinigten Provinzen verbunden war; in der Folge erhielt er auch in den übrigen Provinzen (bis auf Friesland und Gröningen) die höchste ausübende Macht, auch in Kriegssachen.

Ein romantisches Vorspiel seiner künftigen Thaten für die Re-

---

*) Die Statthalterschaft über Utrecht erhielt Moritz, vornämlich durch Oldenbarnevelds Bemühungen, im Februar 1590; ungefähr um dieselbe Zeit wurde er auch zum Statthalter von Over-Yssel erhoben. Erst im Mai 1591 erhielt er seine Instruktion als Statthalter von Geldern und Zütphen.

publik war die Eroberung Breda's, welche zwar nicht durch ihn persönlich, aber unter seiner Leitung vollbracht und von ihm ebenso rasch als vortrefflich benützt wurde. Die Stadt Breda in Brabant (zwei Meilen von Zevenbergen, womit sie durch das Merkflüßchen verbunden ist) war nun bereits seit 9 Jahren im Besitz der Königlichen, und diese besorgten nicht im Geringsten einen feindlichen Ueberfall. Schon im Jahr 1589 hatten mehre Schiffleute im Dorfe Leur (nicht weit von Zevenbergen), welche Torflieferungen für die spanische Besatzung von Breda machten, den Prinzen Moritz, welcher sich damals auf der Voorner Schanze befand, über die Gelegenheit des Schlosses in Kenntniß gesetzt und ihm ihre Dienste für Leben und Tod angeboten. Moritz überlegte die Sache, nachdem er sich bei jenen patriotischen Leuten bedankt und ihnen das strengste Schweigen anbefohlen hatte, mit Oldenbarneveld, welcher Letztere die Staaten für eine Expedition gewann, um Breda durch List den Spaniern zu entreißen. Auch Graf Philipp von Nassau, welcher Gouverneur von Gorkum, Workum, Loevestein und den umliegenden Forts war, wurde ins Interesse gezogen und endlich der Obrist Heraugière zum Chef der Unternehmung bestimmt. Dieser tapfre Mann, welchen man früherhin im Verdacht gehabt hatte, als neige er allzusehr zur Leicesterschen Parthei, ergriff mit Enthusiasmus die Gelegenheit, welche sich ihm darbot, um seinen Patriotismus durch ein kühnes Wagestück zu beweisen. Er sammelte, als die Unternehmung gehörig vorbereitet worden war (man erkennt den ächt holländischen Geist wieder in der Behutsamkeit, mit welcher die Expedition von allen Seiten reiflich erwogen und vorbereitet wurde, bevor es dienlich schien, sie auszuführen) die erlesensten Soldaten und Offiziere, im Ganzen siebenzig Männer, und verbarg dieselben in dem Fahrzeuge des Torfschiffers Adrian van

Bergen, welcher zum Behufe seiner Lieferungen von Brennmaterial an die Garnison in Breda freies Geleite hatte. Das Torfschiff war für die Expedition mit einem Bretterverschlag im untersten Schiffsraume versehen worden, wo sich jene Siebenzig befanden; über diesem Verschlage war der Torf aufgeschichtet. Die ganze Unternehmung, welche endlich im Februar 1590 zu Stande kam, war gefahrvoll und abentheuerlich. Schon das unbemerkte Einsteigen der Siebenzig erforderte die größte Vorsicht und wäre beinahe mißglückt. Durch einen widrigen Ostwind aufgehalten, blieb das verhängnißvolle Torfschiff auf der kurzen Strecke von Zevenbergen nach Breda vom Abend des Montags bis zum Morgen des Donnerstags unterwegs; und eine mit dem Ostwind eingetretene furchtbare Kälte, Hunger, ja selbst das Wasser im Schiffsraume (weil nämlich das Fahrzeug leck war,) bedrängten die verborgenen 70 Krieger aufs Aeußerste. Endlich kam denn das Schiff vor Breda an und wurde eingelassen. Der geringste Zufall konnte Alles entdecken und die Siebenzig waren dann in der Falle. Die Schleuße hinter ihnen war geschlossen; ja das Eis sogar hielt sie fest. Zum Glück verrichtete der Korporal von der Schloßwache, welcher das Schiff untersuchte, sein Geschäft ziemlich nachläßig, und zum Glück blieb ferner gerade während dieser verhängnißvollen Augenblicke Jeder von den Verborgenen vom Husten verschont, obwohl Viele daran litten. Der Korporal verließ das Schiff wieder; es wurde nun durch die aufgezogene Schleuße in die Stadt gebracht, und mehre Italiener von der Besatzung selbst zogen es durch das Eis weiter. Ein Lieutenant von der versteckten Bemannung, Namens Matthias Held, welcher mit einem unaufhörlichen Husten behaftet war, zog seinen Dolch und bat seine Kameraden, ihm denselben in die Brust zu stoßen, damit er sie nicht unfreiwillig verriethe. Man that dies nicht

und der wackre Schiffer Adrian wußte das Geräusch dadurch zu übertäuben, daß er lustig singen und frisch drauflos pumpen ließ. Als nun das Schiff an Ort und Stelle war, beeilte man sich, auf das Drängen der Besatzung, der das Brennmaterial ausging, sehr mit dem Ausladen des Torfes; jedes Wachthaus wollte damit versehen sein. Aber eben durch diese Eile entstand auch für die Siebenzig die Gefahr, vor der Zeit entdeckt zu werden, wenn man beim Ausladen bis auf den geheimen Verschlag kam. Die Geistesgegenwart Adrians rettete sie auch jetzt wieder. Er sagte den feindlichen Soldaten: „sie hätten ja jetzt fürs erste Bedürfniß genug Torf; seine Leute wären sehr ermüdet; den Rest könne man ja am anderen Tage ausladen.“ Die Soldaten gaben sich damit zufrieden. Nun stiegen die Siebenzig um Mitternacht aus dem Verschlage hervor; und, um die feindlichen Schildwachen über das Geräusch zu täuschen, pumpten die Schiffsleute unverdrossen. Rasch vertheilt jetzt der kühne Heraugière seine Braven, um das Schloß von mehren Seiten zu überfallen. „Wer da?“ ruft eine Schildwache; doch Heraugière faßt den Mann an der Kehle und raunt ihm zu: „Du bist des Todes, wenn Du ein Zeichen gibst!“ Hierauf fragt er den Erschrockenen aus und erfährt die ziemlich geringe Zahl der Besatzung des Schlosses. Zum Glück für die Angreifenden war der Kommandant von Breda Lansavecchia gerade abwesend. Der Herzog von Parma hatte nämlich demselben nicht bloß diese Stadt sondern auch Gertruidenburg anvertraut, und Moritz klugberechnete Bewegungen gegen das Letztere gemacht, welche zur Folge hatten, daß der Kommandant selbst sich dahinbegab und Breda einstweilen seinem noch unerfahrenen jungen Neffen, Antonio Paolo, übergab. Die Siebenzig griffen nun das Schloß an, fanden Widerstand, überwanden jedoch denselben bald und besetzten die wichtigsten Posten,

während sie dem Prinzen Moritz, der sich in der Nähe befand und über alle Vorgänge in Kenntniß erhalten wurde, von dem glücklichen Anfang der Expedition durch Feuersignale Nachricht gaben. Inzwischen gab es in der Stadt Allarm und die Bürgerschaft griff rasch zu den Waffen, um die Eingedrungenen zu vertreiben, wurde aber von diesen mit Gewehrfeuer empfangen und abgewiesen. Die Besatzung der Stadt, von Schrecken erfaßt, dachte blos an Rettung und flüchtete, voll Feigheit, wofür Parma später einige Offiziere nach dem Ausspruch eines Kriegsgerichtes enthaupten ließ. Indessen waren der Graf Hohenlohe und Prinz Moritz, auf die Nachricht vom Gelingen des Anschlages mit einer starken Truppenzahl und vielen edlen Anführern rasch nach Breda gerückt, und hatten das Schloß besetzt, während die Trompeter als Siegesmarsch die Melodie des Volksliedes bliesen:

„Wilhelmus van Nassouwen
Ben ik van duytschen bloed."

Moritz drohte nun den Bürgern, die Stadt zu beschießen, wenn sie ihm diese nicht übergeben wollten. Die Drohung wirkte umsomehr, da die Bürger durch die Flucht der Besatzung völlig preisgegeben wurden. Sie kapitulirten denn mit Moritz, übergaben die Stadt unter den Gehorsam für die Generalstaaten und ihn, und verpflichteten sich, jedem Soldaten — Kopf für Kopf — einen zweimonatlichen Sold zu bezahlen, wofür sie von der Plünderung verschont blieben und die städtischen Rechte und Privilegien behielten. Jenen Bürgern, welche die Stadt verlassen wollten, wurde das Recht des freien Abzuges zugesichert; sämmtliche Kirchen Bredas, bis auf eine, welche den Katholiken blieb, wurden für den reformirten Gottesdienst bestimmt. Stattlich zog Moritz in das Erbe seines Hauses (und das war Breda) ein, übergab dem kühnen Heraugière

das Kommando, legte, um die Eroberung gegen Parma behaupten zu können, eine starke Besatzung ein und versah den wichtigen Platz schnell mit Proviant und Munition. Der glückliche Erfolg des Wagnisses war für die Republik von hoher Bedeutung, nicht bloß durch den Besitz der wichtigen Grenzfestung, sondern vornämlich auch durch die moralische Wirkung, welche das Gelingen auf die ganze Nation ausübte. Die Eroberung Bredas war, namentlich durch die romantischen Umstände, unter denen sie vor sich gegangen, ein so allgemein populäres Ereigniß, welches im Geist, Herzen und Mund des Volkes frisch fortlebte, daß der Aufschwung des Nationalgeistes mächtig dadurch gefördert blieb; in dem „Torfschiff von Breda" hatte das gesunde praktische Volk einen kostbaren Stoff, (so möchte man sagen,) für Tradition und Lied, einen Stoff, der, so oft er wieder anklang, stets aufs Neue elektrisirte. Die Staaten trugen dankbar und klug das Ihrige dazu bei, um diesen Eindruck zu befestigen. Sie bewilligten dem wackren Torfschiffer Adrian und seinen zwei Knechten eine stattliche Summe als Geschenk und ein Jahrgeld für Lebenszeit; jeder Soldat von jenen Siebenzig, welche die Expedition mitgemacht hatten, bekam außer dem zweimonatlichen Sold, eine goldene Schaumünze im Werth von 25 Gulden; *) der treffliche Oldenbarneveld, welcher für die ganze Sache auf seinem Felde unermüdlich thätig gewesen war, einen zierlichen vergoldeten Becher, worauf die ganze Begebenheit in getriebener Arbeit nachgebildet war. **) Auch

*) Die Medaille zeigte auf der eine Seite das Torfschiff mit der Schrift: „**Parati, vincere aut mori**", und unten: „**Prämium invicti animi**"; auf der andern Seite die Worte: „**Breda a servitute Hispanica vindicata, ductu principis Mauritii a Nassou 4. Martii 1590**".

**) Nebst lateinischen Distichen und dem Chronostich.:

DVrIs MILItIbVs naVI sVb CespIte teCtIs
Est BaCChI festo NassaV tIbI Breda sVbaCta.

verehrten ihm die Staaten bei der Geburt seines Sohnes Wilhelm, bei dem sie Pathenstelle vertraten, als Pathengeschenk ein Gefäß von 600 Gulden im Werth, und seinem Sohne setzten sie eine jährliche Rente von 200 Gulden aus.

Kaum hatte Parma die unwillkommene Nachricht von der Eroberung Bredas vernommen, als er den Grafen Karl von Mansfeld beauftragte, es wieder einzunehmen. Noch im März kam dieser denn auch in die Umgegend Bredas, berannte die Stadt, warf bei dem Dorf Ter Heide an der Merk eine Schanze auf und bemächtigte sich Zevenbergens, welches geplündert wurde. Im Mai wandte sich Mansfeld vor die Schanze Norddamm bei Zevenbergen, welche jedoch Matthias Held (derselbe, der sich im Torfschiffe niederstoßen lassen wollte, um durch seinen Husten die Kameraden nicht zu verrathen) so trefflich gegen die Uebermacht der Feinde vertheidigte, daß Mansfeld mit einem nicht geringen Verlust abziehen mußte.

Mittlerweile war Prinz Moritz in die Betuwe gerückt, um durch eine scheinbar beabsichtigte Diversion gegen Nymwegen, den feindlichen Feldherrn von Breda fortzulocken. Dies gelang ihm auch vortrefflich. Mansfeld verließ seine Stellung vor Breda, folgte seinem Gegner und machte nicht weit von Nymwegen, zwischen Maas und Waal, Halt. Moritz blieb mit seinem Heere in der Betuwe und hielt die Waal bis zu ihrer Verbindung mit der Maas durch Schiffe, ihre Ufer durch Truppen besetzt, so daß die Königlichen keinen Uebergang unternehmen konnten. Indem er auf diese Weise die Operationen derselben lähmte, warf er auch gegenüber, vor Nymwegen, nördlich von der Stadt, eine Schanze auf, die sogenannte „Knodsenburg.“ Unter solchen Diversionen, wobei Moritz bereits seine militärische Ueberlegenheit bewährte,

verging der Sommer. Im Verlauf des Jahres, während sich Parma mit dem großen Theil des Heeres in Frankreich befand, brandschatzte der junge Feldherr das platte Land bis gegen Deutschland hin und im Herbst eroberte er mehre Schanzen in Nordbrabant und die Stadt Steenbergen. Die Bürger von Venlo vertrieben fast zur selben Zeit die königliche Besatzung aus der Stadt, obschon sie den Grafen von Mansfeld schriftlich versicherten, daß sie dem König dessenungeachtet treu bleiben wollten.

In diese Zeit fiel eine Verhandlung der deutschen Reichsfürsten mit beiden kriegführenden Partheien, den Spaniern und der Republik, über die Verletzung des Reichsgebietes durch Einmischung in die Kölner Angelegenheit. Sowohl gegen Parma als gegen die Generalstaaten wurden darüber von Seiten des Reiches Beschwerden erhoben. Parma war, als die deutschen Gesandten bei ihm in Brüssel eintrafen, eben im Begriffe, nach Frankreich abzureisen und gab Denselben, ohnehin mißgestimmt, weil er, auf des Königs Befehl, mitten in seinem Werke abbrechen mußte, eine hochfahrende Antwort. „Von deutscher Seite her" so erwiederte Parma den Gesandten, „habe man ihn ja angegangen, die Sache der katholischen Parthei zu vertheidigen; nichts sei daher billiger, als daß man dort auch den Schaden trage, der nicht zu vermeiden gewesen sei." Mit dieser Aeußerung ließ er die Sache dahingestellt sein. Nun verlangten und erhielten die deutschen Gesandten Pässe nach den vereinigten Provinzen, und begaben sich in den Haag.

Sie beschwerten sich hier (im August) insbesondere über die Errichtung der „Schenkenschanze" auf deutschem (kleve'schen) Gebiet und verlangten freie Schifffahrt auf dem Rhein und der Ems; man gab ihnen von Seiten der Generalstaaten eine

höflichere Antwort. „Die Spanier sind es" (so lautete im Wesentlichen der schriftliche Bescheid der Generalstaaten vom 23. September 1590) „welche uns Niederländer gezwungen haben, die Waffen zu ergreifen. Wohl sind die Grenzlande durch das Kriegsvolk geplündert worden, aber daran tragen die Staaten keine Schuld; man kennt ja den Uebermuth der Soldaten; selbst die Befehlshaber vermögen es mit ihrem ganzen Ansehen nicht, denselben zu zügeln. Wie es auch mit dem (überdieß zweifelhaften) Rechte, in Bezug auf die Schenkenschanze bestellt sein möge, — diese wurde lediglich zur Vertheidigung der Grenzen errichtet. Deutschland hat von der Armuth der Niederländer so wenig zu fürchten als von der Freiheit der tapferen Schweizer. Was endlich die freie Schifffahrt betrifft, so ist das sehr unrathsam in Beziehung auf die Stellung zum Feinde." Was die Grenzfestungen auf deutschem Boden anging, so hatte Parma erklärt, er würde dieselben räumen, sobald die Staaten ein Gleiches thäten; die Letzteren konnten sich jedoch, aus wohlbegreiflichen Gründen, dazu nicht entschließen. Somit blieben denn die Sachen auf dem alten Fuße, wiewohl Kaiser Rudolf II. es an dringenden Ermahnungen zum Abschluß eines Friedens mit Spanien nicht fehlen ließ. Die Republik nahm darauf keine Rücksicht, und zwar um so weniger, da sie sich durch aufgefangene Briefe überzeugt hatte, das Philipps tiefeingewurzelter Haß gegen die Protestanten noch immer in frischer Kraft geblieben war.

Nun war der Zeitpunkt eingetreten, in welchem die Staaten den im vorigen Jahre ertheilten Rath des Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, die bisherige Defensive mit der Offensive zu vertauschen, beherzigten. Elisabeth hatte sie und den Prinzen Moritz dazu angeeifert und namentlich einen Einfall in Flandern angerathen. Man traf unverdrossen die

geeigneten Anstalten dazu. Der Staatsrath lieferte gegen Ende des Jahres 1590 das Kriegsbudget für das folgende Jahr ein; es ergab sich, daß die Staaten damals über eine Armee von ungefähr 20,000 Mann zu gebieten hatten, und daß man noch 3000 Mann zu Fuß und 300 zu Pferd bedurfte, zu deren Werbung die Staaten bereitwillig die Kosten übernahmen. Eifrig betrieben sie die Instandsetzung ihres Heeres zu einem Angriffskriege. Sie rüsteten Kriegsgeräthe und Munition für ihre verstärkte Armee und nahmen Schiffleute in Sold, welche das Geschütz bedienen und es im Nothfall auf sumpfigem Terrain fortschaffen sollten. Uebrigens bewilligten die Staaten, wie schon früher der Republik Genf gegen den Herzog von Savoyen und dem König Heinrich IV. so jetzt dem Letzteren wieder eine bedeutende Geldunterstützung, um welche er angesucht hatte.

Mit dem Frühling 1591 eröffnete nun Prinz Moritz, nachdem alle Voranstalten aufs Solideste und Umfassendste getroffen waren, den Offensivkrieg gegen die Spanier und damit zugleich eine neue glückliche Aera für die Republik. Mit 9000 Mann zu Fuß und 1600 zu Pferd zog er rasch ins Feld, ohne daß die Feinde es erwartet hatten. Sie ahnten seinen eigentlichen Plan, welcher auf die Eroberung der festen Plätze an der Yssel gerichtet war, um so weniger, da er, um sie irre zuführen, den Anschein genommen hatte, als wolle er gegen die Maas hin vorrücken, gegen Herzogenbusch oder Gertruidenberg zu. Plötzlich machte er eine Wendung nach Zütphen hin, und der Ritter Franz Vere, Befehlshaber der englischen Truppen, bemeisterte sich (am 23. Mai) durch einen raschen Ueberfall der dieser Stadt gegenübergelegenen Schanze auf dem linken Ufer der Yssel. Am anderen Tage erschien Moritz plötzlich vor Zütphen, wo man ihn nicht erwartet hatte. Diese Stadt war nur schwach besetzt und schlecht

verproviantirt. Moritz beschoß sie dreimal mit seinem ganzen Geschütz und forderte sie dann zur Uebergabe auf. Sie verlangte eine Frist zur Berathung, und als Moritz eine solche nicht zugestehen wollte, ergab sie sich ihm am 30. Mai 1591. Die (600 Mann starke) Besatzung erhielt freien Abzug, die Stadt die Versicherung, daß alle ihre Privilegien unangetastet bleiben sollten; in Beziehung auf die Religion sollte sie allen Städten der vereinigten Provinzen gleichgehalten werden.

Nun rückte Moritz ohne Verzug von Zütphen vor die Stadt Deventer, welche nur drei Stunden nordwärts davon an der Yssel liegt. Dort befehligte der muthige Graf Hermann van den Berg, ein Sohn jenes zweideutigen Grafen, den wir im Anfang dieser Geschichten kennen lernten, und Moritzens Vetter; die Stadt war ziemlich wohl versehen und die Besatzung stark, aber Moritz hatte erfahren, daß in derselben Uneinigkeit herrschte, indem die wallonischen und die deutschen Soldaten, aus welchen sie zusammengesetzt war, immerdar Händel mit einander hatten. Hieraus schöpfte Moritz Hoffnungen, die Stadt überwältigen zu können. Er ließ durch seine Truppen alle Zugänge besetzen, zwei Brücken über die Yssel schlagen und, nachdem er die Belagerten vergeblich zur Uebergabe aufgefordert hatte, die Stadt aufs Heftigste beschießen. Es glückte ihm, eine Bresche zu machen, und nun gebot er den Sturm. Die Engländer in seinem Heere eilten den übrigen Truppen voran, und obwohl eine Brücke, die man über den Graben in der Eile geworfen, zu kurz war, so daß ein ungemeines Gedränge entstand, wagten die muthigen Engländer dennoch den Angriff. Schon drang ein Fähndrich in die Bresche, aber im nächsten Augenblick streckte ihn eine Kugel zu Boden. Graf Hermann van den Berg, welcher Beweise der größten persönlichen Tapferkeit gab, hatte dabei ein Auge verloren. Furchtbar wüthete der Tod auf

beiden Seiten; aber es gelang den Belagerten, den Sturm endlich abzuschlagen. Moritz war dadurch keineswegs entmuthigt und traf Anstalten zu einen zweiten Sturme. Da entschloß sich Graf Hermann van den Berg zur Kapitulation. Sie wurde am 10. Juni abgeschlossen und zwar unter denselben Bedingungen wie die von Zütphen, welche überhaupt fortan so ziemlich den allgemeinen Maaßstab gab. Moritz behandelte seinen Vetter sehr freundschaftlich, woraus die Spanier Argwohn gegen die Treue des Letzteren schöpften. Bei dieser Belagerung hatte sich eine romantische Episode ereignet. Ein alter Krieger Alba's hatte nämlich den Junker Ryhove (einen Sohn des Genter Demagogen, zum Zweikampf herausgefordert und dieser ihn angenommen. Belagerte und Belagerer sehen dem seltenen Schauspiel zu, wie der junge und der alte Krieger zum Kampf gegen einander treten. Zuerst versuchen sie es ritterlich mit den Speeren. Sie fallen einander an, sie wetteifern lange in wechselseitiger Geschicklichkeit. Der Ausgang bleibt unentschieden. Da greift der erbitterte Veteran plötzlich zur Pistole und schlägt auf den Junker an. In demselben Augenblick holt dieser mit dem Schwerte aus und haut seinem Gegner die Hand ab, so daß die Pistole mit dieser zugleich zur Erde fällt. „Ich bin besiegt" ruft der Veteran, und gibt dem Junker die goldene Kette, die er am Halse trägt. Moritz, ein Zeuge des Kampfes, läßt den Ueberwundenen frei nach Deventer zurückkehren.

Freudigen Muthes wendete sich Moritz von Deventer nach Friesland, um auch Gröningen anzugreifen, wozu ihn die Friesen dringend aufgemuntert hatten. Sein Marsch war höchst beschwerlich gewesen, da er seinen Weg durch ein sumpfiges Terrain nehmen mußte. Als er aber in die Nähe von Gröningen kam, sah er, daß der eben so wachsame als tapfere

Verdugo, welcher von seinem Plan Kenntniß erhalten und Koeverden sowie Steenwyk besetzt hatte, in den Vorstädten Gröningens bereits wohl verschanzt lag. Dieser Umstand, sowie die Nachricht, daß der Herzog von Parma selbst im Anzuge sei, um Gröningen zu entsetzen, veranlaßten Moritz, daß er nach sechs Tagen mit seinem Heere wieder aufbrach. Gleichwohl verlor er den Plan, sich Gröningens bei der nächsten günstigen Gelegenheit zu bemeistern, nicht aus den Augen. Auch überwältigte er bei seinem Abzuge die wichtige Feste Delfzyl, durch welche der Dollart beherrscht wird, und ließ deren Werke bedeutend verstärken. Dadurch war für seine Zwecke einstweilen schon Viel gewonnen. Verdugo hingegen nahm Slogteren ein, wodurch er sich die Kommunikation von Westphalen nach der Bourtange öffnete.

Inzwischen war der Herzog von Parma, welcher Brüssel am 20. Juni verlassen hatte, in der That auf dem Wege nach Gröningen gewesen. Doch der schlechte Zustand der Straßen hinderte ihn, und so entschloß er sich rasch, sich nach der Waal zu wenden und die neue Feste Knodsenburg zu belagern. Gerhard de Jonge, ein tapferer Offizier, vertheidigte dieselbe mit 600 Mann und fügte dem Feinde dabei einen nicht unbedeutenden Verlust zu. So z. B. büßte der Graf Ottavio von Mansfeld vor Knodsenburg das Leben ein. Inzwischen hatte Prinz Moritz, welcher nach seinem Abzug von Gröningen die Uebermeisterung Steenwyks im Auge gehabt, von der Diversion gegen die Feste Knodsenburg vernommen. Er eilte, die Beschützung Frieslands dem wackren Grafen Wilhelm Ludwig übertragend, über Arnheim in die Betuwe, und gab den Belagerten durch Zeichen und Boten Nachricht von seiner baldigen Ankunft. Als Parma die ersten Geschwader der feindlichen Reiterei wahrnahm, schickte er sieben Kornetten gegen

sie aus, um sie anzugreifen. Die Feinde hatten vierhundert Reiter in einen Hinterhalt gelegt und zogen sich, als die Königlichen gegen sie herankamen, in großer Hast zurück; allzu eifrig folgten ihnen Jene, bis sie dieselben in den Hinterhalt gelockt hatten; dann griffen sie die Königlichen an, rieben sie fast völlig auf, und erbeuteten dabei drei Standarten, worunter sich auch die Parmas selbst befand, welche das Bild Christi mit der Schrift: „Hic fortium dividet spolia“ und das der heiligen Maria mit der Schrift: „Quem genui, adoro!“ trug. Dieser kleine Vortheil der niederländischen Truppen über die Königlichen wurde dadurch folgenreich, daß der siegreiche, berühmte für unüberwindlich gehaltene Parma, welcher jedoch jetzt nicht mehr der Alte, dessen beste Kraft verwelkt war, die Belagerung der Feste Knodsenburg aufgab und sich über die Waal zurückzog. So hatte der erfahrene, treffliche Feldherr zum ersten Male vor seinem jungen Gegner das Feld geräumt. Welch ein Triumph für diesen, welche Ermuthigung für dessen Krieger! Freudig verfolgten sie Parmas Rückzug und eroberten mehres Brückengeräthe, sowie mehre Geschütze, welche die Königlichen mit sich führten. Parma war in tiefstem Grund der Seele über einen solchen Wechsel des Glückes betrübt, welcher ihm um so empfindlicher war, da er nicht vor der Uebermacht, sondern vor der Klugheit hatte weichen müssen. Wohl mochte ihm eine innere Stimme sagen, daß sein Glücksstern unaufhaltsam im Sinken sei; und wie sollte er es vermögen, woher bei dem fühlbaren Schwinden seiner körperlichen Kraft, die geistige nehmen, um seinen wohlerworbenen Ruhm zu überleben? Er brach aus seinem Hauptquartier in Nymwegen auf und verließ diese Stadt, deren Bewohner, sich durch seinen Abzug dem Feinde preisgegeben wähnend, ihren bisherigen Beschützer mit bittren Schmähungen überhäuften. Sodann ließ

er seine Truppen die Winterquartiere beziehen und begab sich, durch den Kummer aufs Neue krank gemacht nach Spaa, um die dortigen Bäder zu gebrauchen.

Moritz sah die großen Schwierigkeiten ein, welche besonders der damals hohe Wasserstand der Waal einer Belagerung Nymwegens entgegensetzte. Er berief deßhalb den Advokaten von Holland, Johann van Oldenbarneveld, zu sich ins Feld und als dieser eingetroffen war, berieth man sich, ob man unter den gegenwärtigen Umständen einen Angriff auf Nymwegen wagen sollte. Viele hielten dies für sehr zweckmäßig, aus dem Grunde, weil das Heer der Staaten nun einmal doch in der Betuwe stünde, und sodann, weil man die üble Stimmung der Bürger von Nymwegen gegen den Herzog von Parma rasch benützen müsse. Andere behaupteten dagegen, ganz sicher in Erfahrung gebracht zu haben, daß der Magistrat von Nymwegen dem Herzog gelobt habe: „dem König unbrüchlich treu zu bleiben;“ auch wollten sie wissen, daß Verdugo mit ungefähr 2000 Mann zu Fuß und 300 bis 400 Reitern zwischen Grave und Venlo vorgerückt sei, um Nymwegen im Fall der Noth zu beschützen. Das Resultat der Berathung war der Beschluß: mit dem Heere aufzubrechen. Moritz befolgte jetzt einen meisterhaften Kriegsplan. Er nahm, um den Feind irre zu machen, den Schein an, als ahme er Parmas Beispiel nach, und verlege seine Truppen in die Winterquartiere. Sein tieferer Plan offenbarte sich bald. Er schiffte sein Fußvolk auf 300 Fahrzeugen ein und brachte es aus Seeland die Schelde hinauf; die Reiterei eilte durch Brabant nach Flandern, wo Moritz das Fußvolk ausschiffte. Mit einer Schnelligkeit, welche ihm den Erfolg verbürgte, hatte er die Feinde getäuscht, die Schanzen der Landschaft Waas erobert und (am 25. September) die Stadt Hulst eben dort

nach einer Belagerung, die nur fünf Tage gewährt, eingenommen. Der Graf von Solms besetzte die gewonnene Stadt, und die Soldaten Moritzens erhielten das fruchtbare Waasland zur Plünderung, so daß sich die Bewohner desselben dazu bequemen mußten, Brandschatzung zu bezahlen. Doch der tapfre Mondragon, welcher Kommandant der Citadelle von Antwerpen war, bemeisterte sich gar bald der Schanzen und der Umgegend von Hulst wieder. Die Folge davon war, daß die Bewohner des Waaslands den Truppen der Staaten die stipulirte Brandschatzung jetzt nicht bezahlten. Solms behauptete übrigens Hulst fortwährend für die Republik.

Kaum hatte Moritz durch die unerwartete Diversion gegen Flandern die Aufmerksamkeit der Feinde von Geldern abgezogen, als er plötzlich nach dieser von den königlichen Truppen entblößten Provinz zurückkehrte. Er wollte die günstigen Umstände rasch benützen und Nymwegen noch vor dem Anbruch des Winters in seine Gewalt bringen. Am 14. Oktober 1591 stand er denn mit einer Armee von 10,000 Mann wieder vor dieser wichtigen Stadt. Zu Osterholz führte ihm sein Vetter Wilhelm Ludwig 12 Fähnlein aus Friesland zu und augenblicklich traf nun Moritz alle Anstalten zur Belagerung. Er rechnete dabei auf jene Zwietracht der Bürger, wovon bereits die Rede gewesen, und welche ihm auch in der That zu Statten kam. Denn die republikanische Parthei gewann bei der großen Verarmung, welche in der Stadt eingerissen war und bei der steigenden Noth, gar bald das Uebergewicht über die königlichgesinnte, welche durch die Erbitterung gegen Parma ohnehin viele Anhänger verloren hatte. Gleichwohl wurde die erste Aufforderung Moritzens zur Uebergabe noch mit Trotz abgewiesen. Die königlichgesinnte Parthei hoffte nämlich noch immer, daß Verdugo, welchem Parma die Ob-

hut Gelderns anvertraut hatte, zum Entsatze herbeieilen würde. Diese Hoffnung zerrann indessen bald, und man erfuhr, daß der tapfre Verdugo, an dessen gutem Willen allerdings nicht zu zweifeln war, seine Truppen nicht vollzählig habe, und sich daher auch in keinen Feldzug einlassen konnte. Mittlerweile beschoß Moritz, nachdem seine Aufforderung zurückgewiesen worden war, die Stadt auf's Heftigste; Granaten und andre Zündgeschosse brachten sie in die äußerste Gefahr und so verloren denn immer Mehre von den Bewohnern den Muth zu einem längeren Widerstand; während zu gleicher Zeit die republikanischgesinnte Parthei zusehends an Zahl und Einfluß wuchs und auch die Masse des Volks mit sich für ein Einvernehmen mit den Staaten fortriß. Voll Erbitterung gegen den Magistrat, drang die Gemeinde tumultuarisch in das Rathhaus, und zwang denselben, sich nicht länger der Uebergabe zu widersetzen. So wurde diese denn in kurzer Frist (schon am 21. Oktober) abgeschlossen. Moritz gestattete der Besatzung freien und ehrenvollen Abzug, veränderte die städtische Regierung und behielt sich, für die Dauer des Krieges, deren jährliche Erneuerung vor. Die Katholiken hatten öffentliche Uebung ihres Gottesdienstes verlangt, welche ihnen jedoch aus Vorsicht nicht bewilligt wurde, wie wir denn überhaupt bemerken, daß die Republik, seit dem Verluste Flanderns und Brabants und der Restauration des Katholizismus in diesen Provinzen, strenger als früher darüber wachte, daß der letztere im Umfang der vereinigten Provinzen nicht festen Fuß fassen sollte. Mehre deßhalb erlassene Plakate sind Zeugen dafür und den Grund derselben muß man wohl vorzugsweise in dem Mißtrauen gegen eine geheime Reaktion durch die Mönche, besonders durch die Jesuiten, suchen, welche letztere von den spanischen Niederlanden herüber dem Protestantismus auf jede mögliche Weise Abbruch zu thun

strebten. Man muß jedenfalls hier streng zwischen dem Wesen des Katholizismus (der in einer Republik die zum größten Theil durch den Kampf um Gewissensfreiheit entstanden war, gewiß einen ehrenvollen Platz einnehmen konnte und mit Recht gleichen Schutz wie andre Konfessionen in Anspruch nehmen durfte) und zwischen den fanatisch-politischen Umtrieben unterscheiden, welche wie Schmarotzerpflanzen sich an den Ersteren klammerten.

Die Eroberung Nymwegens für die Republik war von der größten Wichtigkeit; denn damit war fast die völlige Wiedergewinnung Gelderns vollbracht. Moritz übergab das Kommando in Nymwegen dem Grafen Philipp von Nassau, und beschloß dann seinen glorreichen Feldzug von 1591, indem er seine Truppen in die Winterquartiere legte und nach Holland zurückkehrte. Mit hohen Ehren wurde der junge, (erst vier und zwanzigjährige) Held dort als würdiger Sohn des Vaters des Vaterlandes, als Beschützer des heimathlichen Bodens als Befreier der Ströme, empfangen. Goldne und silberne Medaillen wurden zum ewigen Gedächtniß geprägt, mit frommen Sinnsprüchen, worin man Gott die Ehre gab.

Auch im Verlauf des Winters von 1591 auf 1592 rastete der Krieg nicht ganz; beide Partheien unternahmen Anschläge auf verschiedene Städte. So suchten sich die Truppen der Republik Gertruidenberg's, Maastricht's und Sluis', die Königlichen Breda's wieder zu bemächtigen; — doch beide ohne Erfolg. Noch im November 1591 beriethen sich die im Haag versammelten Staaten der vereinigten Provinzen, ob man im folgenden Jahre den Krieg fortsetzen sollte. Die glücklichen Resultate des ebenvollendeten Feldzuges ermunterten sie zu dem Beschlusse, das Offensivsystem beizubehalten und demgemäß den Krieg im Jahre 1592 fortzusetzen. Holland, Seeland,

Utrecht und Friesland trugen bis jetzt fast ausschließend die Lasten des gemeinsamen Krieges, da die übrigen Provinzen schon durch die bloße Vertheidigung hinlänglich in Anspruch genommen waren; jene ersteren vier gaben jedoch schnell und bereitwillig ihre Zustimmung. Holland machte sich zu Anfang des Jahres 1592 anheischig, für seinen Antheil monatlich 20,000 Gulden zu den ordentlichen und außerdem 900,000 Gulden zu den außerordentlichen Kriegskosten beizutragen. Seeland, Utrecht und Friesland folgten bald darauf Hollands Beispiel. Moritz, welcher für die Nationalangelegenheit Tag und Nacht thätig war, begab sich im Frühling 1592 nach Over-Yssel, Geldern, Breda und Seeland, um verschiedene Angelegenheiten zu ordnen und die betreffenden Landschaften zur bereitwilligen Theilnahme an den Kriegskosten zu bewegen.

Während nun so die Republik der vereinigten Provinzen, von frischem Geiste beseelt und voll der herrlichsten Hoffnungen, unverdrossen zu einem neuen Feldzuge rüstete, während ihre Grenzen durch die befreiten Ströme, durch treffliche Festungen gesichert waren, während im Inneren bürgerliche Ruhe und Ordnung herrschten, der Handel durch die Freiheit des Verkehrs rasch eine unglaubliche Blüthe entfaltete, und zu gleicher Zeit auf die Vermehrung und Verstärkung der Seemacht, sowie in Verbindung mit dem lebhaften Aufschwung des Gewerbfleißes auf die Verbesserung der Finanzen den wohlthätigsten Einfluß ausübte, während sich endlich durch das Zusammenwirken aller dieser Umstände mit dem Waffenglücke die politische Bedeutung der Republik ehrenvoll erhob, — während dessen waren die der Krone Spanien wiederunterworfenen südlichen Provinzen, oder (wie wir sie von nun an nennen wollen) die spanischen Niederlande, welche sich

von den Nachwehen der früheren Kriege und der Anarchie, der Auswanderung, der Handelssperre, des Mißwachses, der Theuerung und der verheerenden Seuchen noch immer nicht erholen konnten, außerdem auch durch eine neue verderbliche Landplage heimgesucht. Wie in jenen Schreckenstagen der Hungersnoth und Verödung die Wölfe durch Dörfer und Flecken streiften, so thaten es jetzt die „Picoureurs," — Strolche, die (oft zu ganzen Haufen) von Diebstahl und Raub lebten, vor denen kein Haus und Hof, kein Menschenleben sicher war. Das nichtsnutzigste Gesindel jeder Landart und jeder Beschäftigung, abgedankte Soldaten und Deserteurs, Abentheurer, Vagabunden und Bettler, trafen, wie durch eine geheime Losung herbeigerufen, meistens in Brabant und Flandern zusammen, als sollte durch sie auch die letzte Spur des Wohlstandes, der einst hier verbreitet gewesen, des frischen pöetischen Lebensmuthes, der diese Lande einst zu einem irdischen Paradiese gemacht, ausgetilgt werden: Es war, so zusagen, der Bodensatz der verheerenden Kriege, welcher jetzt ausgohr und, während sich die junge kräftige Republik durch innere Ordnung davon rein zu erhalten wußte, mußte der Herzog von Parma, durch Philipps Befehle in Mitten seines Wirkens gestört, siechen Körpers, bald hierhin bald dorthin getrieben, kranken aufgeriebenen Gemüthes, müßig zusehen, wie sich jener scheußliche Verwesungsprozeß entwickelte. Zwar war, um der Anarchie Einhalt zu thun, in Brabant eine eigene Provinzialbewaffnung gegen die „Picoureurs" organisirt worden; aber, — zu schwach, um diese ganz zu zermalmen, — konnte jene die Erbitterung der Strolche nur schärfer anspornen. Wenn beide wider einander trafen, gab es förmliche Schlachten, und wehe dem Strolch, der in die Hände der Gegner fiel; man erschöpfte das Raffinement der Barbarei an dem Schlachtopfer. Aber wehe auch Jedem, welchen die „Picoureurs" mit

den Waffen in der Hand gefangen nahmen; die Repressalien waren schauderhaft. Brabant und Flandern waren damals in eine einzige große Räuberhöhle verwandelt und der alte Graf von Mansfeld wußte endlich kein anderes Mittel mehr, als den Picoureurs Truppen gegenüberzustellen, welche in großer Anzahl zum Fang und zur Austilgung derselben auszogen. So gelang es ihm endlich, die unglücklichen Provinzen wieder zu säubern. Zur selben Zeit machten spanische Piraten die Gewässer der Nordsee unsicher und fahndeten auf die holländischen Fahrzeuge. Doch diese Plage wurde durch die Wachsamkeit der Holländer ziemlich schnell erstickt. Die Hinrichtung von 38 solcher Piraten zu Rotterdam gab den Uebrigen, einstweilen wenigstens, ein hinlänglich abschreckendes Beispiel.

Der Herzog von Parma wurde auch im Laufe des Jahres 1592 durch die Interessen seines Monarchen für die französischen Angelegenheiten verhindert, seine Kraft, so wie er es wünschte, ausschließlich für die niederländischen zu verwenden. Diese Zersplitterung seiner Kraft kostete ihn zwar nicht den Ruhm des größten Feldherrn seiner Zeit, dem er durch die Einnahme Antwerpens die Krone aufgesetzt, wohl aber sollte ihm der nagende Mißmuth darüber vor der Zeit sein Leben verkürzen. Heinrich IV. hatte, auf besonderen Antrieb von Seiten der Königin Elisabeth, die Stadt Rouen belagert. Um dieselbe zu entsetzen, mußte Parma auf Philipps II. Befehl unverzüglich aus den Niederlanden herbeieilen. Er gehorchte und vereinigte glücklich seine Hülfstruppen mit dem Heere der Ligue unter dem Herzog von Mayenne. Es gelang ihm auch, den König Heinrich IV. (im April 1592) zur Aufhebung der Belagerung von Rouen zu zwingen, worauf er sich gen Paris begab.

Moritz benützte die Zeit, während Parma abwesend war,

mit der ganzen frischen Fülle seines Talentes. Immer heller und glänzender stieg sein Sternbild empor, während das seines Gegners erbleichend zum Untergang neigte. Moritz ganz Lust und Kraft; Parma gebrochen und trüb. Moritz von den Schwingen der Nationalbegeisterung gehoben und getragen, — Parma ein von vergifteten Pfeilen getroffener Adler, der langsam niedersinkt aus seiner hellen und kalten Sonnennähe, aber mit der letzten Kraft sich noch in der Höhe zu erhalten strebt!

In Begleitung der Grafen von Hohenlohe, Nassau und Solms, des Kriegs- und des Staatsrathes, verließ Moritz am 10. Mai den Haag. Er begab sich an der Spitze seiner trefflich organisirten Truppen (6000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferd) vor Steenwyk, dessen Name uns zugleich die eigenthümliche Gestalt Kornputs und die heldenmüthige Vertheidigung gegen Rennenberg (v. d. Jahren 1580 und 1581) sowie zugleich die allzueilige Uebergabe an die Königlichen in's Gedächtniß zurückruft. Am 28. Mai erschien Moritz vor Steenwyk, welches die Königlichen, seit es in ihrem Besitze war, bedeutend verstärkt hatten. Anton Coquel war jetzt Kommandant der Stadt und suchte sie, da er nicht für lange Zeit mit Pulver versehen war, rasch durch Anlegung neuer Werke in dem Graben hinter den Pallisaden besser zu sichern. Doch an Moritz fand er gerade auf diesem Felde der Kriegskunst einen Meister. Moritz, bei welchem sich auch Graf Wilhelm Ludwig befand, verschanzte sich ganz vortrefflich, obwohl die rasche Vollendung der Laufgräben durch häufige Ausfälle der Belagerten aufgehalten wurde. Um sowohl diese Arbeiten zu decken, als auch zu gleicher Zeit den Belagerten Abbruch zu thun, bediente sich Moritz eines von Kornput erfundenen, hohen, hölzernen Thurmes, den man, weil er statt der Nägel Schrauben hatte, „Schraubenburg" nannte. Diese

Thurm wurde nun am 26. Juni des Abends auf Rollen gegen die Stadt geschafft; in dessen schußfreiem, oberstem Stockwerk befanden sich Musketiere, welche die Königlichen auf den Wällen, ja sogar in den Straßen der Stadt erlegen konnten. Die Belagerten, welche sich aufs Tapferste vertheidigten, zerschossen endlich das oberste Stockwerk dieses Thurmes. Je größeren Widerstand Moritz fand, um so mehr beeilte er sich, Steenwyk in seine Gewalt zu bringen, bevor es Entsatz bekäme. Schon hatte Verdugo den Belagerten dreihundert Mann zur Verstärkung gesandt, was den Muth der Ersteren und ihre Hoffnungen nicht wenig erhöhte. Da nun Moritz einsah, daß die Festigkeit der Werke seinen Geschützen trotzte, so entschloß er sich, dieselben durch Anlegung von Minen zu sprengen. Er gewann den äußeren Wall, ließ den Graben ausfüllen und eroberte endlich nach einem hartnäckigen Kampf ein Bollwerk an der Ostseite, sowie ein Thor an der Südseite. Bei diesem Kampfe wurde der Oberst Wilhelm van Dorp tödtlich verwundet und Prinz Moritz selbst erhielt einen Schuß in den linken Kinnbacken, welche Wunde ihn zwar am Sprechen, aber nicht in tapfrer Ausdauer hinderte. Da er nun von zwei Seiten her festen Fuß wider die Stadt gefaßt hatte, so schien deren Eroberung unaufhaltsam, und der Kommandant Coquel, welcher keine Hoffnung eines Entsatzes voraussah, entschloß sich endlich zur Kapitulation. Diese kam am 5. Juli zu Stande. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit dem Seitengewehr und mußte (mit Ausnahme der durch Verdugo gesandten Verstärkung von 300 Mann) schwören, sechs Monate lang auf der östlichen Seite des Rheines nicht gegen die Staaten zu dienen. Mehre von jenen Verräthern, welche Gertruidenberg an die Königlichen verkauft hatten und sich in Steenwyk befanden, empfingen jetzt den rechten Preis, — schimpflichen Tod.

Nun glaubten die Staaten, und zwar insbesondere die von Holland, man solle den Feldzug dieses Jahres mit einem so bedeutenden Resultat, wie die Eroberung jener wichtigen Grenzfestung zwischen Over-Yssel, Friesland und Drenthe, beendigen. Dies schrieben sie dem Prinzen Moritz, zugleich mit ausdrücklicher Berücksichtigung seines leidenden Zustandes; „er möchte sich," riethen sie ihm, „einige Ruhe gönnen; die Hitze zur Zeit der Hundstage sei für die Heilung von Wunden sehr ungünstig." Moritz beachtete jedoch seine Wunde nicht und eilte von Steenwyk südwärts nach der wichtigen Festung Koeverden, welche die Grenze von Drenthe nach Deutschland hin deckte. Die Eroberung dieser wohlvertheidigten Festung war deßhalb sehr wichtig, weil er, im Besitz derselben, Gröningen bedrängen konnte. Der Rath Wilhelm Ludwigs (des Statthalters in Friesland) gab hier den Ausschlag. Damit ihm aber während der Belagerung Koeverdens die Zufuhr von Lebensmitteln nicht abgeschnitten werden könne, war es nöthig, sich zuvor der Grenzfestung Ootmarsum zu bemächtigen, was denn auch gelang. In Koeverden befehligte Graf Friedrich van den Berg. Dieser zog sich in das Schloß zurück, wo er sich, mit Proviant und Munition reichlich versehen, besser vertheidigen zu können glaubte, und ließ den darumliegenden Flecken niederbrennen. Moritz hatte jedoch erfahren, daß es im Schlosse nur einen Brunnen gab und versuchte es deßhalb, wiewohl vergeblich, denselben versiegen zu machen, so wie den Graben abzuleiten, woraus man — freilich nur mit Lebensgefahr — Wasser holen konnte. Während Moritz so vor Koeverden lag, war der Herzog von Parma von seinem französischen Feldzug zurückgekehrt und richtete sein Hauptaugenmerk darauf, Koeverden zu entsetzen. Da er es jedoch, seiner leidenden Gesundheit halber, nicht wagen konnte,

in Person Truppen nach Koeverden zu führen, so beauftragte er den geschickten und tapfren Verdugo, zum Entsatze hinzueilen.

Eine Stunde von Koeverden, bei Emlich im Gebiete der Grafschaft Bentheim, lagerte Verdugo mit 4000 erprobten Veteranen (Fußvolks), wozu noch 1800 Reiter aus den benachbarten Besatzungen stießen, und beschloß über den Vegtfluß zu setzen, um hierauf die Truppen der Republik anzugreifen; den Belagerten ließ er Nachricht geben, daß er Koeverden am folgenden Tage entsetzen werde. Prinz Moritz, welcher gleichfalls Verstärkung erhalten hatte, ließ sich durch die Nähe der feindlichen Truppen in seinen Operationsplänen nicht beirren, und zum Glück fingen seine Reiter jenen Boten, welcher Verdugos Nachricht nach Koeverden bringen sollte. Verdugo unternahm in der Nacht vom 6. auf den 7. September den beabsichtigten Angriff, und bediente sich dabei einer Kriegslist. Eine Abtheilung seiner Truppen hatte weiße Hemden über die Rüstungen angethan, näherte sich in diesem seltsamen Aufzug jener Gegend des Lagers, wo sich die Truppen des Grafen Hohenlohe befanden, und suchte sie unter plötzlichem Siegesgeschrei zu überraschen. Vergeblich! der Angriff wurde tapfer abgeschlagen und die Feinde büßten dabei 300 Mann ein; Graf Wilhelm Ludwig wurde verwundet. Moritz vermied es vorsichtig, den Feind zu verfolgen und benahm sich überhaupt äußerst behutsam. Er setzte ruhig die Belagerung Koeverdens fort, obwohl Verdugo fast jeden Tag an der Spitze seines in Schlachtordnung stehenden Heeres erschien, und ihn aus der vortheilhaften Stellung in den trefflichen Verschanzungen zu einem Treffen auf freiem Felde herauszulocken suchte. Der Besonnenheit, worin er beharrte, verdankte Moritz den Erfolg, welchen er davon gehofft hatte. Verdugo sah endlich

die Unmöglichkeit ein, seinem Gegner eine Schwäche abzugewinnen und in Folge deren Koeverden zu entsetzen. So zog er sich denn wieder in's Bentheimische Gebiet zurück und nun fand sich die Besatzung, da die Aussicht auf Entsatz dahin war, genöthigt zu kapituliren (12. September 1592). Moritz bewilligte ihr ehrenvolle Bedingungen; sie durfte mit allen kriegerischen Ehren abziehen.

Die feindlichen Heere blieben hierauf noch einige Zeit im Felde, doch ohne etwas zu unternehmen. Der Feldzug von 1592 war beendigt und Moritz verfügte sich gegen Ende des Jahres nach dem Haag zur Versammlung der Generalstaaten. Er übergab, in Verbindung mit dem Staatsrathe, den Generalstaaten einen Bericht über die Kriegsmacht und verlangte zur Bestreitung der Kosten abermals — außer der monatlichen Summe von zweimalhunderttausend Gulden — einen Zuschuß von 900,000 für den Lauf eines Jahres. Um die Zustimmung rascher zu bewirken, wendete sich Moritz in besonderen Zuschriften an jene Provinzen, über welche er Statthalter war.

Mittlerweile war der Herzog von Parma im Sommer aus Frankreich nach den Niederlanden zurückgekehrt und hatte sich abermals nach Spaa begeben, um seine zerrüttete Gesundheit dort herzustellen. Aber nicht lang befand er sich im Bade, als ihn im September plötzlich wieder ein Befehl seines Monarchen zu einem dritten Feldzuge nach Frankreich berief. Parma gehorchte und eilte nach Brüssel, um den Heereszug vorzubereiten. Am 30. Oktober brach er von Brüssel auf und begab sich nach Arras, wo er am 14. November die Ankunft des Don Pedro Henriquez d'Azevedo, Grafen von Fuentes, in Brüssel vernahm, welcher aus Spanien herbeigekommen war, und zwar mit besonderer königlicher Instruktion, die er dem Herzog von Parma (wie er diesem schrieb)

mittheilen würde, so wie er von der Reise etwas ausgerastet habe." Parma erwiederte ihm höflich, wollte jedoch eine persönliche Zusammenkunft mit Fuentes vermeiden und zwar, wie es den Anschein hat, aus gereizter Empfindlichkeit. Er mochte wohl besorgen, daß Fuentes etwa zu seinem Nachfolger ernannt sei. Die Antwort Parmas auf Fuentes Zuschrift scheint wenigstens darauf hinzuweisen; „er freue sich" hieß es darin, „der glücklichen Ankunft des Grafen, und dieser möge immerhin wohl ausruhen; der Herzog würde denselben übrigens wohl schwerlich mehr in den Niederlanden begrüßen können, da er bereits in wenigen Tagen Frankreich erreichen werde." *) Die Bestimmtheit, mit welcher Parma versicherte, daß er den Grafen von Fuentes nimmer in den Niederlanden sehen würde, realisirte sich auf eine andre Art, als Jener selbst vielleicht geahnt hatte. Parma trug den Keim des Todes bereits in sich; doch durch die Hoffnung, welche man ihm in Bezug auf seine Gesundheit gab, und durch den eigenen Lebenstrieb verführt, suchte er seine körperliche Schwäche zu überwinden. Er behielt zu Arras alle seine früheren Gewohnheiten bei, erschien täglich zu Pferd, und ertheilte Audienz. Am 2. Dezember wurde er plötzlich von einer Ohnmacht befallen; als er sich jedoch von derselben wieder ein wenig erholte, besorgte er noch am Abend seine gewohnten Geschäfte ja sogar deren mehre, als in der letzten Zeit. Er begab sich (wie er pflegte) bei Zeiten zu Bette. Um Mitternacht erkannten die Aerzte und seine sonstige Umgebung an der Veränderung seiner Züge und an seinen Geberden die Nähe seiner Auflösung. Da eilte der Abt von St. Vaast, (Parma wohnte in der Abtei,) zu demselben und reichte ihm die Sterbesakramente. Der Held benahm sich im

*) Khevenhüller. Annales Ferdinandei ad. 1592.

Vorgefühl des Todes mit derselben Seelenruhe wie während seines thatenreichen Lebens und gab um 8 Uhr des andern Morgens (am 3. Dezember 1592) seinen Geist auf, im 48. Jahre seines Alters. In jenem Augenblicke hatte die Republik der vereinigten Provinzen ihren größten und gefährlichsten Gegner verloren, Philipp II seinen treuesten Diener, die römische Kirche einen ihrer ruhmvollsten und glücklichsten fürstlichen Vorfechter. Die Italiener schrieben Parmas Tod spanischem Gift zu, — eine Meinung, welche übrigens durch die Sektion nicht bestätigt wurde, und welche wir in keinem Fall als begründet annehmen möchten, da die Partheileidenschaft jener Zeit nicht erröthete, einen natürlichen Zusammenhang von verschiedenen Ursachen nur durch ein gewaltsames Eingreifen zu erklären. Mußte denn ein Mann wie Alexander Farnese, Herzog von Parma, welcher für Philipp II. Alles gethan hatte, was dieser verlangen und erwarten konnte, nicht schon durch Verläumdungen seiner Gegner bei dem Monarchen, nicht schon durch den Mißmuth darüber tödtlich genug versehrt werden, daß ihn Philipp mitten aus einer Laufbahn herausriß, auf welcher ihn der glücklichste Erfolg krönte, daß er ihn auf eine andre trieb, wo er nur mit halbem Herzen wirken konnte, während er die Früchte aller seiner Anstrengungen verloren gehen sehen mußte? War es nicht für den Feldherrn tödtlich-empfindlich, daß am Ende seiner Tage Meuterei jene gewaltigen Kriegerschaaren entnervte, welche er als ihr Abgott zu Triumphen geführt hatte? Waren ferner alle jene Anstrengungen und Strapatzen, denen sich Parma stets, so gut wie jeder gemeine Soldat, unterzogen hatte, gar nicht in Anschlag zu bringen? Sollte sein Leib so wenig sterben können als sein Nachruhm? Allerdings galt Vergiftung damals in der verpesteten Moral der Höfe nicht sowohl für ein Verbrechen, als für einen äußersten Noth-

behelf der Politik. Indessen war ja für Philipp II. keine so dringende Aufforderung vorhanden, daß er zu einer solchen Maßregel hätte greifen müssen. Da nun Philipp II. auch nicht den mindesten Grund hatte, dem Herzog von Parma zu mißtrauen oder ihn gar zu fürchten, so wäre es geradezu absurd, wenn man diesem Monarchen ein solches Verbrechen bloß deßhalb unterlegen wollte, weil er sich durch Parmas spanische Gegner wider denselben hätte einnehmen lassen! Philipp II. war im Allgemeinen zu klug, er wußte die Verhältnisse seiner sämmtlichen Diener zu genau, er hatte zu viel Selbstständigkeit, als daß man ihm eine Ruchlosigkeit aus bloßer Schwäche und Unselbstständigkeit zumuthen dürfte.

Parmas Leiche wurde von Arras nach Brüssel geführt und dort prachtvoll in der Kapelle des Hofes beigesetzt. Italiener und Spanier stritten, wie schon öfters bei seinen Lebzeiten, so auch jetzt bei seinem Leichenbegängniß um den Vorrang. Später wurden Alexander Farneses irdischen Reste nach Parma gebracht und dort neben jenen seiner ihm schon früh vorangegangenen Gemahlin bestattet. Zu Rom, wie in mehren Städten Italiens, wurden dem Helden des römisch-katholischen Glaubens Exequien gehalten. In der Engelsburg ward sein Standbild aufgestellt. *)

Gleich nach Parmas Hintritt eröffnete der Graf von Fuentes zu Brüssel im Beisein des Staatsrathes und des Sekretairs Stephan von Ibarra seine Instruktionen,

---

*) Mit folgender Inschrift (bei Meteren):

„Quod Alexander Farnesius, Parmae et Placentiae Dux III. magno in imperio res pro republica christiana praeclare gesserit; mortemque obiierit Romanique nominis gloriam auxerit.

S. P. Q. R.

Honoris ergo majorum morem seculis multis intermissum revocan-

woraus man denn nun deutlich sehen konnte, daß die Vermuthung, als sei derselbe insgeheim schon zum Nachfolger Parmas in den Niederlanden bestellt gewesen, durchaus unbegründet war. Allerdings hatte Philipp den Todesfall Parma's befürchtet, da die häufigen Krankheitsrückfälle des Letzteren einen üblen Ausgang nicht unwahrscheinlich machten. Zum Nachfolger in der Generalstatthalterschaft über die spanischen Niederlande wurde, jedoch bloß provisorisch, der treuerprobte alte Graf Peter Ernst von Mansfeld ernannt, obwohl Fuentes und Ibarra auf dessen Handlungsweise großen Einfluß behielten.

Mansfeld, wenn auch dem Könige noch so aufrichtig ergeben, war jedoch nicht der geeignete Mann für den schwierigen Posten, welchen er antrat. Er besaß Parmas Mäßigung und Klugheit nicht; er wollte durch schroffe Strenge durchgreifen; er begriff die Zeit und die Verhältnisse keineswegs. Zum Unglück für die königliche Sache war in den letzten Jahren Parmas die Kriegszucht in dem spanischen Heere erschlafft, und (wie wenigstens Parmas Feinde behaupteten,) in der finanziellen Verwaltung derselben die größte Unordnung eingerissen; wobei sich die Kriegszahlmeister auf Kosten des Königs unredlich bereicherten, die Soldaten aber oft darbten und dadurch zur Meuterei veranlaßt wurden. Parma, so hieß es, habe sich dabei allzunachläßig benommen, und daraus seien zum großen Theil die Rückschritte des Kriegsglückes der königlichen Waffen in der

---

dum censuit, statuamque civi optimo in capitolio ejus virtutis suaeque in illum voluntatis testimonium.

Ex S. C. P.

Clementis VII. P. M. anno II.

Gabriele Caesarino J. V. C.

Jacobo Rubeo

Papirco Albeo COSS.

Celso Celso. Cap. Reg. Prioro."

letzteren Zeit zu erklären. Möglich, daß Parma, mißmuthig und melancholisch, diesem Theile des Kriegswesens in seinen letzten Lebensjahren nicht die nöthige Aufmerksamkeit gewidmet, daß er gegen Mißbräuche vielleicht allzu nachsichtig gewesen!

Sein Nachfolger, der sechs und siebenzigjährige Graf von Mansfeld beging jedoch, — und zwar wie es scheint vornämlich auf das Andringen der beiden Spanier Fuentes und Ibarra im Kriegsrath, — alsogleich einen bei Weiten größeren Fehler. Es wurde nämlich im Kriegsrathe der Beschluß durchgesetzt, die Kriegsgefangenen fortan nicht mehr auszuwechseln, oder gegen Lösegeld freizugeben, sondern ohne Gnade hinzurichten, und ferner keine Brandschatzungen mehr zu stipuliren. Durch diese letztere Maßregel wurde nun das platte Land der Plünderung und Verwüstung vollends preisgegeben, und keine Landschaften litten so furchtbar darunter, als gerade die der spanischen Niederlande. Bald erhoben sich auch die Geistlichkeit und der Adel in Brabant gegen das betreffende Plakat, welches im Namen Mansfelds ausgegeben worden war. Die ebenso unmenschlichen als für die Interessen des Landes selbst unzweckmäßigen und verderblichen Neuerungen mußten abgestellt werden, Neuerungen, welche alle Gräuel von Albas Regierung hätten wieder hervorrufen müssen. Man sieht: die Sache Philipps war nach dem Tode Parma's in üblen Händen; noch schlimmer aber war das arme Volk in Belgien daran, welches bis jetzt noch keine andren Früchte seiner Wiederunterwerfung geerntet hatte als allgemeines Elend, und welches jetzt auch keine Aussicht vor sich sah, wann dasselbe ein Ende nehmen würde!

Zweites Kapitel.

Die französischen Angelegenheiten verflochten sich auch jetzt noch immer in die niederländischen. Die fortgesetzte Theilnahme Philipps II. für die ersteren erhielt die Republik der vereinigten Provinzen fortwährend im Stande, sowohl die errungenen Vortheile zu behaupten, als auch neue dazu zu gewinnen.

König Heinrich IV. hatte die Republik abermals um Hülfstruppen gebeten, welche ihm dieselben auch bereitwillig zugestand; während anderseits der junge Graf Karl von Mansfeld, die königlich spanischen Truppen, welche Parma bei Arras zusammengezogen hatte, dem Herzog von Mayenne und den Liguisten in Frankreich zuführte. Diese Gelegenheit glaubten die Staaten nicht verabsäumen zu dürfen, und sandten deßhalb den Grafen Philipp von Nassau mit ungefähr 3000 Mann gegen das Herzogthum Luxemburg, um dort einen Einfall zu unternehmen. Er versuchte es vergeblich St. Vit zu überraschen; plünderte und verbrannte einige Dörfer in Luxemburg und Limburg, richtete jedoch übrigens sehr wenig aus, und mußte sich zurückziehen, als Graf Barlaimont mit königlichen Truppen heranrückte. Während dieser Zeit rückte Karl von Mansfeld ungehindert in die Pikardie, bemächtigte sich Noyens, Imbercourts und St. Valerys.

Philipp II. trat damals mit seinem Plan, Frankreichs

Krone an sein Haus zu bringen, offen hervor. Da durch den Tod des Gegenkönigs Karls X. (des Kardinals von Bourbon) der französische Thron wieder erledigt war, nämlich im Sinne der damaligen Legitimisten, so hatte der Herzog von Mayenne die Reichsstände zur Wahl eines neuen rechtgläubigen Königs berufen. Bei der Versammlung derselben erschien nun der Herzog von Feria, als Philipps II. Gesandter, und gab sich, im Auftrag seines Monarchen, alle mögliche Mühe, um die Ansprüche der Infantin Isabella ins Licht zu stellen und zu diesem Ende die Abolition des salischen Gesetzes zu bewirken. Der fernere Plan Philipps II. beruhte nun darauf, daß einer der Erzherzöge von Oesterreich, Ernst oder Maximilian, durch eine Vermählung mit der Kronprätendentin Isabella den französischen Thron an seine Familie bringe; vorzugsweise hatte Philipp dabei den Ersteren von jenen Beiden im Auge. Dieser Plan wollte jedoch den französischen Reichsständen nicht gefallen. Ungeachtet aller politisch-religiöser Partheileidenschaften, durch welche das unglückliche Frankreich nun schon seit Jahren den traurigsten Bürgerkrieg zu erdulden hatte, war das Nationalgefühl doch noch nicht erloschen; es regte sich jetzt so mächtig, daß die Intriguen des fremden Herrschers keinen Anklang finden konnten. Heinrich IV. benutzte klug alle Schwierigkeiten, welche Philipps Plan bei dem französischen Nationalgefühl vorfand, zu seinem eigenen Vortheil. Viele seiner Gegner hatten nicht umhingekonnt, bei näherer Kenntniß der persönlichen Liebenswürdigkeit Heinrichs IV. dessen Vorzüge schätzen zu lernen, insbesondere dessen hohen ritterlichen Sinn, welcher dem französischen Nationalcharakter so sehr entspricht und imponirt. Ueberdieß hatte sich das hitzige Fieber der Anarchie, welches Philipp II. besonders in Paris durch seine Agenten so eifrig zu unterhalten gewußt,

doch endlich nach dem äußersten Toben erschöpfen müssen. Endlich neigte sich auch Heinrich IV. dem Rathe zu, welchen man ihm von Seiten seiner katholischen Freunde her ertheilt hatte, nämlich: durch Abschwörung der reformirten und Uebertritt zur katholischen Religion auch das wichtigste Hinderniß fortzuschaffen, welches seiner allgemeinen Anerkennung im Wege stand. Er that dies zu St. Denys am 25. Juli 1593 und schickte hierauf eine Gesandtschaft nach Rom, um von dem Papste Klemens VIII. die Bestätigung seiner Lossprechung zu erwirken.

Niemand war über diese plötzliche Wendung mehr erbittert als Philipp II., und er bot alles auf, um die Folgen jenes Schrittes Heinrichs IV. zu paralysiren. Seine Agenten mußten die streng katholische Parthei in Frankreich bearbeiten, daß sie in dem Uebertritt bloß eine Heuchelei erblickte. *) Philipp richtete jedoch durch seine Bemühungen nicht sehr viel aus. Heinrich IV. setzte die Republik der vereinigten Provinzen von dem Schritte, welchen ihm die Politik geboten hatte, in Kenntniß, und obwohl die Staaten begreiflicherweise darüber nicht eben sehr erfreut waren, so suchten sie doch zu verhüten, daß die reformirten Prediger über die ganze Sache von den Kanzeln herab beleidigend oder aufreizend sprachen. Bald sah sich das Haupt das liguistischen Opposition, der Herzog von

*) Ein eigenhändiges Postscript Philipps II. in dem von uns früher erwähnten Briefe an Mendoza (bei Capefigue V. Bd. S. 353) spricht sich bereits in diesem Sinne aus. „Le bruit court que le Bearnois auroit l'intention de se convertir! Mais que les catholiques se tiennent en garde contre ceste pretendue sincerité! Qu'ils n' admettent point la conversion, sans se consulter entre eux, sans demander au pape surtout s'il ne pense pas que c'est le loup qui veut revestir de la peau de la brebis, pour faire ensuite un carnage plus grand et plus sûr parmy les catholiques.“

Mayenne, durch Mangel an Geld und Truppen genöthigt, mit Heinrich IV. einen Waffenstillstand zu schließen. Von nun an nahm die Sache des Letzteren einen raschen Aufschwung, und zwar vorzugsweise dadurch, daß seine Persönlichkeit sowohl beim Adel als bei der Nation immer populärer wurde. Diese Popularität bewog die ärgsten Fanatiker unter der Parthei seiner Feinde zu einem ruchlosen Entschluß; die Religion, deren Namen man in jenem Zeitalter leider so oft mißbraucht sieht, sollte auch hier wieder den Vorwand zum Meuchelmord abgeben, und ein gewisser Barrière ließ sich durch Schwärmerei zu einem Attentat gegen Heinrich IV. bethören, welches jedoch entdeckt und an jenem Menschen, der sich zum Werkzeuge fremder Pläne hergegeben hatte, barbarisch bestraft wurde. Obwohl nun Heinrich IV. fortan immer festeren Fuß in seinem Königreiche faßte, welches er sich erst Schritt für Schritt hatte erobern müssen, so gab doch Philipp II. seine Absichten nicht so leicht völlig auf. Zwar erschöpften sich seine Geldmittel über den fruchtlosen Unternehmungen; aber er faßte diese doch von Zeit zu Zeit wieder auf. Da jedoch seine Parthei in Frankreich (Paris war deren Centrum) von seiner Seite nicht mehr den alten vollen Eifer wahrnahm, so ließ auch der ihrige für ihn allmählig ab, was Heinrich IV. auf das Vortrefflichste benützte, um eine allgemeine Versöhnung zu erwirken, welche ihm die Krone auf dem Haupte erst sichern mußte. So lange indessen Philipp II. noch irgendwie thätig war, um Heinrich IV. Abbruch zu thun, so lange säumten auch die vereinigten freien Provinzen der Niederlande nicht, dem Letzteren durch Geld und Truppen Unterstützung angedeihen zu lassen.

Doch wir kehren jetzt zu den Kriegsereignissen auf niederländischem Boden zurück. Hier sehen wir denn wieder den jungen Feldherrn Moritz an der Spitze, den schönen kräftigen

Mann mit der freien offnen Stirne, mit dem Ausdruck ernsten Sinnens und freundlichen Wohlwollens, einen Helden, der schon durch sein stattliches Aeußere, durch sein Benehmen imponirte, und seine Popularität nicht bloß durch die Erinnerung an „Vater Wilhelm“ sondern auch durch eigenes Verdienst begründet wissen wollte.

Mit Unmuth blickte man in Holland immer auf jene wichtige Grenzfestung Gertruidenberg hin, welche durch einen so schändlichen Verrath in die Hände der königlichen Parthei gefallen war. Mit Sehnsucht erwartete man deren Wiedereroberung, und nichts konnte mehr als diese Moritzens Popularität befestigen. Tüchtig hatte man sich im Laufe des Winters von 1592 auf 1593 dazu vorbereitet, und jene Expedition erforderte auch allerdings beträchtliche Rüstungen, da Gertruidenberg, wo Dismas van Berge, Herr von Waterdyk kommandirte, durch die Spanier trefflich verstärkt worden war. Bevor man übrigens zur Belagerung Gertruidenbergs schreiten konnte, erhob sich noch eine andere Schwierigkeit. Die Friesen, von uralten Zeiten her, als ein eben so tapfrer als freiheitsliebender und hartnäckiger Volksstamm bekannt und bewährt, drangen in der Versammlung ihrer Provinzialstaaten eifrig darauf, daß die Belagerung Gröningens unternommen würde. Und in der That hatten sie vollen Grund zu wünschen, daß diese wichtige Stadt den Königlichen entrissen würde. Denn so lange dies nicht der Fall war, hatte das platte Land von denselben fortwährend Raub und Brand zu erdulden. Es war ihnen deßhalb sehr unwillkommen, daß man vor allen Dingen die Belagerung Gertruidenbergs mit größter Eile betreiben und alle Kräfte der vereinigten Provinzen dafür in Anspruch nehmen wollte. Der Grund jener Eile aber lag darin, daß man die Schwäche der königlichen Parthei zu benutzen suchte, so lange

sich Graf Karl von Mansfeld mit den Truppen noch in Frankreich befand. Von jener Meinungsverschiedenheit nun, die sich von Seiten der Friesen auf wohlverstandene Partikularinteressen begründete, kam es zu heftigen Streitigkeiten. Die mannhaften Friesen, welche sich zurückgesetzt wähnten, wollten ihr Kontingent zur Belagerung Gertruidenbergs nicht stellen; es fielen harte Worte zwischen ihnen und ihrem Statthalter Wilhelm Ludwig.

Es war am 27. März 1593, als die Reiterei der Staaten, die zu Breda und Heusden in Garnison lag, sich unerwartet vor Gertruidenberg zeigte und es berannte. Am folgenden Tage erschien Prinz Moritz selbst davor mit dem Fußvolk; er hatte nicht über 5000 Mann unter sich und lagerte sich mit einem Theile der Truppen an der westlichen, Graf Hohenlohe mit dem andern an der östlichen Seite der Stadt. Man mußte, wie bereits erwähnt, alles aufzubieten suchen, um sich Gertruidenbergs schnell zu bemeistern, bevor Karl von Mansfeld aus Frankeich wiederkehrte, um es zu entsetzen. Demgemäß traf nun Moritz mit dem größten Eifer und der trefflichsten Sachkenntniß alle Anstalten. Hier bewährte er die Probehältigkeit der Prinzipien, von welchen seine Kriegskunst ausging, hier die Erfolge seiner ernsten Studien in derselben und besonders in der Belagerungskunst. Nachdem er (am 5. April) die nicht weit von der Stadt entfernte Schanze Steelhoven eingenommen und seinen persönlichen Muth dabei vorgethan hatte, verschanzte er sein Lager, durch die in dieser Arbeit eingeübten Soldaten selbst, (welche dafür besonders bezahlt wurden) und zwar auf eine wahrhaft bewunderungswürdige Weise. Ringsum von Wällen und Gräben umgeben, welche letztere durch Schleußen unter Wasser gesetzt werden konnten und durch vier Feldschanzen bestrichen wurden, glich

Moritzens Lager selbst einer Reihe von unantastbaren kleinen Festungen, welche mit einander verbunden und jenseits des Grabens noch durch eine neue Art von Pallisaden gegen Angriffe von außenher geschützt waren. Außerdem hatte sich Moritz auch das ganze Terrain ringsum für seine Zwecke dienstbar gemacht. So waren alle Dämme, welche zugleich als Wege durch's Moorland nach dem Lager führen konnten, durchstochen und durch Fallgruben, Fußangeln und dergleichen Anstalten unbrauchbar gemacht; von der Wasserseite her umgaben holländische Kriegsschiffe, in Halbmondsordnung aufgestellt, die Stadt, alle Kommunikation verhindernd, während leichte Wachtschiffe wie flinke Möven bald hierhin bald dorthin streiften. Weit und breit bewunderte man Moritzens Verschanzungen als ein Meisterstück. Aber gewiß ebenso wichtig war auch die strenge Mannszucht, welche er aufrechthielt, und durch deren Nachwirkung er sein Heer fortwährend vor Mangel an Lebensmitteln schützte. Denn alle Bauern vom platten Lande ringsum begaben sich in das wohlverschanzte Lager, wo sie mit Weib und Kind, fahrender Habe und Vieh vor Plünderung sicher waren und ihre Heerden ruhig weiden lassen konnten; ein eigenthümlicher Anblick — diese friedliche Bevölkerung inmitten der Soldaten, dieses ruhige Einvernehmen, dieser redliche Handel und Wandel zwischen Nähr- und Wehrstand!

Nachdem nun Moritz das große Werk zu Stande gebracht, ließ er die Laufgräben eröffnen, Breschbatterien aufführen, Minen graben, kurz: alle direkten Anstalten zur Belagerung treffen, bei welchen er jedoch so wohl durch häufige Ausfälle der Besatzung als auch durch die nasse und stürmische Witterung sehr unterbrochen wurde. Der Muth der Belagerten wankte indessen nicht; zuversichtlich erwarteten sie Entsatz, wie ihnen der alte Graf Mansfeld verheißen hatte. Und in der That beeilte dessen Sohn

Karl, welcher aus Frankreich zurückkehrte, seine Ankunft. Unerwartet schnell erschien seine Reiterei vor Turnhout und suchte sich mit den Belagerten zu Gertruidenberg in Kommunikation zu setzen, was jedoch dadurch verhindert wurde, daß Moritz äußerst wachsam alle Zugänge scharf besetzt hielt. Auch besiegten die Truppen der Staaten die königliche Reiterei in mehren Scharmützeln, und die Lager Moritzens waren von allen Seiten unangreifbar. Davon überzeugte sich gar bald Mansfeld selbst, als er mit einer überlegenen Heeresmacht vor den beiden verbundenen Lagern erschien. Die republikanische Besatzung von Breda schnitt ihm die Zufuhr ab, während Moritz Lebensmittel die Hülle und Fülle hatte. Mansfeld sah sich nun genöthigt, seine Lagerplätze öfters zu wechseln und griff, stets gleich erfolglos, sowohl das Lager Moritzens als das Hohenlohes an. Diese peinliche Stellung: den Feind, gegen welchen er herbeigeeilt war, nicht angreifen, der belagerten Stadt das Wort nicht lösen zu können, erfüllte ihn mit tiefem Verdruß, welchen er eines Tages nicht verbergen konnte. Als nämlich Moritz einst aus einer gewissen Gelegenheit einen Trompeter an ihn schickte, fragte Mansfeld diesen: „Warum verschanzt sich Euer Herr so behutsam, und will nicht hervorkommen aufs freie Schlachtfeld, um das Glück zu versuchen?“ „Weil mein Herr gern ein so alter Feldherr werden möchte, wie Ew. Durchlaucht,“ gab ihm der Trompeter flink zum Bescheid. Mittlerweile bekam Moritz auch noch einige Kompagnien Franzosen zur Verstärkung, während er die Belagerung unverdrossen fortsetzte. Am 24. Juni bemächtigte er sich eines Ravelins vor der Stadt und die Besatzung wurde dadurch plötzlich von einem solchen Schrecken ergriffen, daß sie dem Prinzen noch am selben Tage Gertruidenberg auf ehrenvolle Bedingungen, die er ihr zugestand, übergab. Mit ausdrücklicher

Ausnahme der Verräther, welche die Stadt einst verkauft hatten und von denen man noch drei fand, welche die Verrätherei mit dem Tode büßen mußten, erhielt die Besatzung freien Abzug mit Seitengewehr und Gepäck. Moritzens Bruder, der noch sehr junge Prinz Heinrich Friedrich, welchem die Staaten von Holland unlängst ein Regiment von 20 Fähnlein übergeben hatten, wurde hierauf mit dem Oberbefehl über Gertruidenberg betraut.

Als Mansfeld die Uebergabe vernahm (und zwar erst durch die Freudensalven des siegreichen Heeres) befürchtete er, daß sich Moritz, sein Glück benützend, rasch nach Herzogenbusch wenden würde, und suchte dies, so schnell er konnte zu verhindern. Zu diesem Ende wollte er die Schanze Grevecoeur überfallen, von wo aus die dort befindliche Besatzung der Staaten das nahe Herzogenbusch bedrängen konnte. Doch Moritz kam ihm zuvor; verlegte ihm durch eine rasche und glückliche Wendung den Weg nach Grevecoeur und zwang ihn, sich zurückzuziehen. Mansfeld wich in die Landschaft Kuik.

Moritz unterhielt übrigens durch einige Diversionen die Gegenparthei in der Meinung, als beabsichtige er einen Angriff auf Herzogenbusch, während er bereits ganz andre Absichten hegte. Er sandte eine Abtheilung seines Heeres nach Friesland, wo Graf Wilhelm Ludwig und Verdugo gegen einander standen, von welchen der Letztere Koeverden wiedererobern, der Erstere Gröningen einnehmen wollte. Beides mißlang. An demselben Tage, da Gertruidenberg sich dem Prinzen Moritz ergab, brach Graf Solms auf einem kühnen Streifzug in die Landschaft Waas ein, gewann dort mehre feste Plätze, und brandschatzte das platte Land ringsum. Da zog

der alte ritterliche Mondragon von Antwerpen her gegen ihn aus und nöthigte ihn zum Rückzug.

Die Wiedereinnahme Gertruidenbergs bildete das glänzendste Resultat des Feldzuges von 1593 für die Republik. Mehre andre Unternehmungen, wie z. B. eine des Grafen Philipp von Nassau auf Limburg, des Prinzen Moritz auf Brügge und Mansfelds auf Südbeveland mißlangen.

Ein wichtiger Umstand kam den kriegerischen Operationen der Republik zu statten und erleichterte dem geschickten Moritz die Erfolge dadurch, daß dieser nicht gleichzeitige Unternehmungen der Feinde an anderen Orten zu fürchten brauchte. Dieser Umstand war der Verfall der Mannszucht im feindlichen Heere. Schon in Parmas letzten Lebensjahren sahen wir die wachsende Eifersucht der Spanier gegen die Italiener, bemerkten wir die Unterschleife, welche sich die Kriegszahlmeister erlaubten, die üblen Folgen, welche daraus hervorgingen. Die schlimmste des daraus entstehenden Mangels (an Geld und Proviant) war die Meuterei. In den rheinischen Festungen zeigte sich diese letztere am Auffallendsten. So nahm die Besatzung zu Rheinberg ihren Obersten gefangen, und erwählte sich einen aus Bevollmächtigten jeder Kompagnie zusammengesetzten Rath, welcher die dem Kurfürsten zustehenden Einnahmen und Zölle erhob und davon die Soldaten bezahlte. Die Hälfte der Besatzung zu Neuß zog, von Noth gezwungen, auf Beute im Freundeslande aus, was zur Folge hatte, daß die Bürgerschaft die andere Hälfte der Besatzung aus der Stadt vertrieb. Ein gleicher Geist beseelte die spanischen Truppen an den französischen Gränzen; die italienischen und wallonischen ahmten dies verderbliche

Beispiel nach und die Landschaften Hennegau und Lüttich mußten dafür büßen.

Philipp II. hatte sich mittlerweile durch die Reihe ungünstiger Erfolge hinlänglich überzeugen können, daß das provisorische Gouvernement in den spanischen Niederlanden, mit dem alten Grafen Mansfeld an der Spitze und mit dem überwiegenden Einfluß des Grafen Fuentes, die Hoffnungen keineswegs erfüllte, welche er auf dasselbe gesetzt hatte. Dies Gouvernement war aus allzusehr entgegengesetzten Elementen zusammengesetzt, als daß eine Verschmelzung derselben hätte stattfinden können; die Mitglieder desselben waren untereinander durch persönliche Motive allzuuneins, wenn sie auch in ihren Prinzipien ziemlich übereinstimmten, so daß die Eifersucht jede Wirksamkeit lähmte, während die schroffe Strenge alle Herzen entfremdete. Philipp mußte, da er jetzt nur noch wenig mehr durch Gewalt ausrichten konnte (auch stand Albas Beispiel wie ein warnendes Gespenst da), auf die Wahl eines neuen Generalstatthalters sinnen, dessen Persönlichkeit den wieder unterworfenen Provinzen angenehm sei, und der durch seine Stellung auch die übrigen zu einer friedlichen Abkunft mit Spanien veranlassen konnte. Einen solchen Mann glaubte nun Philipp II. in dem Bruder des deutschen Kaisers Rudolf, in jenem Erzherzog Ernst von Oesterreich gefunden zu haben, welchen er bereits vorliebig zum Gemahl seiner Tochter, der Infantin Isabella, für den Fall bestimmt hatte, daß es ihm gelänge, seine Ansprüche an die Krone Frankreich geltend zu machen.

Die Persönlichkeit Ernsts war angenehm, dessen Neigung war für den Frieden, dessen Charakter schwach und unbestimmt; man konnte ihn ebenso leicht zum Bösen wie zum Guten bewegen. Als nun Philipp sein Augenmerk auf diesen seinen

Verwandten insofern richtete, daß der Letztere den schwierigen Posten eines königlichen Oberstatthalters in den Niederlanden übernehme, mußten sich die besonderen Wünsche des Kaisers Rudolf mit der Aufforderung Philipps vereinigen, um den Erzherzog zum Entschlusse zu vermögen. Das unabweisliche Gefühl seiner Untauglichkeit hielt Ernst lange in seiner Bedenklichkeit und Unentschlossenheit. Nachdem seine Zweifel niedergeschlagen waren, trat er alsobald seine neue Würde an. Am 17. Januar 1594 traf Erzherzog Ernst als neuer Generalgouverneur der Niederlande in Luxemburg ein, wo ihn sein provisorischer Vorgänger, der Graf von Mansfeld, empfing und ihn nach Namür begleitete. Von dort, wo ihm Graf Barlaimont die höchsten Ehren erwies, begab sich Ernst unverzüglich nach Brüssel. Am 30. Januar hielt er daselbst in Begleitung des Kurfürsten von Köln, des Markgrafen von Baden und vieler fremder Herren (man gibt deren Anzahl auf nicht weniger als 1500 an) einen prachtvollen Einzug unter dem lauten Jubel des Volkes, welches in ihm wieder einen deutschen Sprößling des Hauses Habsburg begrüßte und von ihm die Verwirklichung seiner Hoffnungen, seiner höchsten Sehnsucht auf Frieden mit Zuversicht erwartete. Und wahrlich, wenn dieses Volk in Belgien, so reich an trefflichen Eigenschaften, so hingebungsvoll an die Religion der Väter, so sehr berechtigt zum schönen poetischen Genusse des Lebens, wozu es alle Fähigkeiten besaß, wenn dieses Volk jetzt noch fürder überhaupt bloß existiren sollte, so bedurfte es endlich des Friedens nach so vielen Verblutungen. Es konnte einen Krieg gegen die vereinigten nördlichen Provinzen nicht mehr aushalten, der größtentheils bloß aus seinen eigenen Mitteln geführt wurde, während es anderseits durch die Handelssperre im Verlaufe der Feindseligkeiten dahingebracht war, daß es wie ein halb ver-

hungerter Bettler vor der Schwelle des tafelnden Reichen zusammensank, die es nicht überschreiten durfte. Dieses Verlangen des belgischen Volkes stimmte mit den persönlichen Neigungen des Erzherzogs Ernst trefflich zusammen. Kaum war dieser in Brüssel angekommen, als er auch sogleich Anstalten traf, um die Friedensverhandlungen, über welche man schon kurz vorher manches gehört hatte, ins Werk zu setzen.

Uebrigens waren gerade die vereinigten Provinzen, auf welche es hiebei vorzugsweise ankam, keineswegs dazu geneigt. Selbst beschränkte Geister mußten sich überzeugen, daß es jetzt, da Philipps Schwäche kein Geheimniß mehr war, da die vereinigten Provinzen anderseits, durch des Prinzen Moritz meisterliche Kriegskunst und Beharrlichkeit, wie durch Oldenbarnevelds Rath unterstützt, im siegreichen Fortschritt begriffen waren, — daß es jetzt Verrath, daß es Thorheit gewesen sein würde, den Krieg einzustellen und dadurch ihrem Gegner Gelegenheit zu geben, sich zu erholen! In solchem Geiste riethen Moritz und der Staatsrath den Staaten von Holland, und diese, damit völlig einverstanden, bewilligten alsogleich eine Summe von 120,000 Gulden (über die gewöhnlichen Kriegskosten) für einen neuen Feldzug; Holland, Seeland, Utrecht und Friesland sollten die Summe unter sich repartiren. Außerdem wendeten sich die Generalstaaten an die Königin von England, mit der Bitte, sie möchte die Zahl ihrer Hülfstruppen durch 4000 Mann für 4 Monate verstärken; worauf jedoch bloß der Bescheid kam, daß die Staaten auf ihre eigenen Kosten in England 2000 Mann anwerben dürften.

Erzherzog Ernst suchte seine Friedensvorschläge bei den vereinigten Provinzen durch zwei Rechtsgelehrte aus Brüssel Otto Hartius und Hieronymus Coomans einzuleiten,

welche sich unter dem Vorwand, die Angelegenheiten des Prinzen von Chimay mit seiner von ihm geschiedenen Gemahlin auszugleichen, im Haag befanden. Beide überreichten den Staaten ein Schreiben des Erzherzogs (vom 6. Mai), worin er denselben seine angeborne Neigung für das Wohl der Niederlande und seine Betrübniß über die Unruhen und das dadurch entstandene Unheil, verbunden mit der Hoffnung, daß es ihm mit Gottes Gnade gelingen würde, den Bürgerkrieg beizulegen, als das hauptsächlichste Motiv darstellte, welches ihn zur Uebernahme des Gouvernements bewogen habe. Er rief den vereinigten Provinzen in seinem Schreiben ferner jenen glücklichen Zustand ins Gedächtniß zurück, dessen sich dieselben unter der Herrschaft des burgundischen und des österreichischen Hauses zu erfreuen gehabt. Blos um jenen alten Zustand und die wechselseitige Eintracht wieder zu begründen, habe Ernst (wie er betheuerte,) den Hof seines kaiserlichen Bruders Rudolf II. verlassen. Er hoffe, auch bei den Provinzen entsprechende Gesinnungen vorzufinden, und bitte sie, sich durch die glücklichen Erfolge, welche sie in der letzten Zeit im Felde errungen, nicht verblenden, nicht über die Zukunft täuschen zu lassen, sondern die Unbeständigkeit des Kriegsglückes in Erwägung zu ziehen. Sie selbst möchten anständige und billige Bedingungen vorschlagen, und dadurch den Beweis liefern, daß es ihnen nicht um die Fortsetzung des Krieges zu thun sei. Für seine Person betheuerte er, daß bei seinen Anträgen nicht die mindeste Hinterlist im Spiele sei, daß er nicht einen trügerischen, sondern wahren und festen Frieden zu bewirken strebe."

Vergeblich hatte der kriegerischgesinnte Fuentes dem Erzherzog von dieser Annäherung an die Republik abzurathen gesucht und ihm namentlich vorgestellt, daß die Staaten den Zustand, in welchem sich der König jetzt befinde, allzu genau

kennten, als daß sie in solchen Anerbietungen etwas Anderes denn einen deutlichen Beweis von Schwäche wahrzunehmen vermöchten. Vergeblich hatte Fuentes dem Erzherzog den sehr richtigen Erfahrungssatz vorgehalten, daß man nur mit dem Schwert in der Faust, und mit dem Sieg auf den Fahnen Friedensvorschläge machen solle, wenn man von denselben Erfolg wünsche; man solle eine glücklichere Zeit abwarten, wann der König den Frieden schenken könne und ihn nicht bloß zu empfangen brauche. Sämmtliche Spanier im Rathe hatten diese Vorstellungen des Grafen Fuentes unterstützt; aber die Belgier waren, aus den bereits erwähnten Gründen, lebhaft auf die Seite des Erzherzogs getreten, und jene beiden Rechtsgelehrten, Hartius und Coomans, unterstützten die Propositionen desselben bei den Generalstaaten durch ein besondres Memoire, welches in Uebereinstimmung mit dem Inhalt des bereits erwähnten Schreibens alle Motive noch näher entwickelte, welche dem erlauchten Hause Oesterreich und dem Erzherzog Ernst persönlich zu Gunsten kamen.

Die Staaten der vereinigten Provinzen ließen sich jedoch nicht so leicht überreden. Den zwei Agenten Ernsts war schon zu Ende des verflossenen Jahres ein zweideutiger Ruf vorangeeilt, auf welchen hin der wachsame Oldenbarneveld seine Maßregeln getroffen hatte. Kurz: man hatte in der Republik wenig Lust, auf die Friedensvorschläge zu hören, da man wenig, (um nicht zu sagen: kein) Vertrauen in die Aufrichtigkeit Philipps setzte. Das Mißtrauen der Staaten wurde überdies durch die Entdeckung eines Attentates gegen das Leben des Prinzen Moritz und seines Bruders Heinrich Friedrich befestigt und gerechtfertigt.

Am 12. März 1594 war nämlich ein gewisser Michael Renichon, Priester aus Namur, (aus Temploux, zwei Meilen

von Namur gebürtig und früher Pfarrer in dem eine Meile von Templour entfernten Boffière) als Soldat verkleidet, und unter dem falschen Namen la Rivière, mit Briefen des Grafen Barlaimont an den früheren Kommandanten des Schlosses zu Breda, dahin gekommen. Sein für einen Soldaten linkisches Benehmen, sowie seine Aussagen, (worin er sich verwickelte), machten ihn verdächtig. Er wurde deßhalb verhaftet und am 1. April nach dem Haag gebracht, wo man ihn verhörte. Er versuchte sich im Gefängniß zu erdrosseln, was ihm jedoch nicht gelang und nur dazu diente, den Verdacht gegen ihn noch mehr zu verstärken. Seine Aussage vor Gericht lautete, daß er auf den Antrieb des Grafen Barlaimont und mit Wissen des Erzherzogs Ernst den Prinzen Moritz und dessen Bruder Heinrich Friedrich habe aus dem Wege räumen sollen; auch gegen Oldenbarneveld, St. Aldegonde und mehre andre Häupter der patriotischen Parthei seien solche Attentate im Werke.

Diese Entdeckungen waren kurz vor dem Eintreffen der zwei Agenten Hartius und Coomans an den Tag gekommen; und in Bezug darauf betheuerten die Letzteren, daß der Erzherzog nie an ein so schändliches Verbrechen auch nur gedacht, geschweige denn Jemand mit der Ausführung beauftragt hätte. Ja, die beiden Rechtsgelehrten sprachen im Namen des Erzherzogs den Wunsch aus: es möchte den Staaten gefallen, den Gefangenen, zur Ermittlung der Wahrheit und zur Ehrenrettung des erlauchten Fürsten, nach Brüssel oder Antwerpen transportiren zu lassen, damit man den Grafen Barlaimont mit Jenem konfrontiren könne, oder, falls die Staaten Bedenken trügen, nach der in ihrem Besitz befindlichen Stadt Breda, wohin sich dann auch Barlaimont begeben würde, wenn ihm die Staaten ein freies Geleite zusicherten.

Die Generalstaaten benahmen sich in der ganzen Angelegenheit ebenso freimüthig, (wie es ihnen nach allen Leiden, Kämpfen und Siegen wohl anstand,) als klug. Sie unterschieden ganz genau zwischen dem politischen Auftrag, welchen die beiden Agenten für den Erzherzog übernommen hatten, und der Rechtfertigung Barlaimonts. In Bezug auf den Ersteren sprachen sich die versammelten Generalstaaten der vereinigten Provinzen in einer Erwiederungsschrift aus, datirt vom 27. Mai 1594 im Haag, *) worin sie edelstolz erklärten, daß sie die Waffen aus Nothwehr ergriffen hätten, um die alten Privilegien, die Freiheit der Gewissen, die Sicherheit ihrer Weiber und Kinder, ihres Hab- und Gutes gegen die spanische Tyrannei zu beschützen und zu vertheidigen, im festen Vertrauen auf den Allmächtigen, der sie auch nicht verlassen habe, dem sie allein die Ehre zuschrieben, von dessen treuer Hand sie auch eine gute und ehrenvolle Lösung aller Beschwernisse erwarteten. In diesem Vertrauen wollten sie denn auch jetzt die Waffen nicht aus der Hand legen. Sie dankten dem Erzherzog für den guten Willen, welchen er in seinem Schreiben an sie ausspreche, und Allen denjenigen, welche für die Ruhe, Einigkeit und Wohlfahrt der Niederlande aufrichtig gesinnt seien. Aber ebenso hätten sie anderseits auch die trifftigsten Gründe, sich vor Gott dem Allmächtigen und vor aller Welt über Diejenigen zu beklagen, welche unter dem Vorwand des Friedens noch länger unschuldiges Christenblut zu vergießen, und das Verderben der Niederlande zu fördern strebten, worauf der spanische Rath mehr als jemals hinarbeite und wozu er sich der grausamsten Proceduren bediene, die man sich nur denken könne. Nun führten die Generalstaaten (in der erwähnten Erwiederungsschrift) in historischer

*) Bor XXXI. Buch f. 20 seqq.

Folge alle Unbilden an, welche die Niederlande von Spanien erlitten und zwar „für eine so herrliche Sache als die Erhaltung des Vaterlandes gegen ausländische Tyrannei.“ Sie führten die Fruchtlosigkeit aller Friedensverhandlungen an, in welche man sich in früheren Zeiten eingelassen hatte; sie zeigten nach, wie wenig aufrichtig Spanien sich immer benommen, wie arglistig sich dessen Politik immer herausgestellt, um das Vertrauen der Niederlande zu täuschen; alle diese Anschuldigungen waren durch historische Fakten belegt. Hieran reichten sich nun Gerüchte, welche damals im Schwange waren; die Staaten wüßten, daß dem Doktor Lopez, dem Arzt der Königin von England, unlängst durch die Spanier Fuentes und Ibarra ein Sündenlohn von 50,000 Kronen angeboten worden sei, um jene Monarchin durch Gift aus dem Wege zu räumen, daß ferner auf denselben Antrieb Emmanuel Andrada den König von Frankreich durch einen Rosenstrauß habe vergiften sollen, in welchem die Blumen mit einem Pulverstaub bestreut gewesen, dessen feine Theilchen, beim Riechen eingesogen, den Tod hätten verursachen müssen. Man wolle einstweilen von den noch zu ermittelnden Resultaten der wider Renichon eingeleiteten Untersuchung absehen. Aus allem Diesem könnte der Erzherzog abnehmen, durch welche Leute und welche Mittel die braven Bewohner der Niederlande betrogen würden. Der hierin ausgedrückte Argwohn gegen die spanischen Mitglieder des Rathes wurde nun noch weitläufiger dargethan, und man folgerte zugleich, wie sehr man gegen den spanischen Hof und dessen Intriguen auf der Hut sein, wie sehr man sich deßhalb jeder Kommunikation in Betreff des Friedens enthalten müsse. Denn, wenn man auch glaube, daß der Erzherzog den Meuchelmord und alle feindlichen Attentate überhaupt mißbillige, so müsse man doch auch bedenken, daß derselbe immerhin von

dem König, dessen Perfidie man nun kenne, seine Bestallung und Autorisation erhalten habe. Deßhalb wollten denn die Generalstaaten fortwährend ihre Sache, sowie die der übrigen Niederlande lediglich der Vaterhand Gottes anheimstellen. *) — So viel über die Einladung des Erzherzogs zu Friedensverhandlungen.

Was nun die spezielle Beschuldigung Barlaimonts und alles, was damit zusammenhing, betraf, so gingen die Generalstaaten nur insofern auf das Ansuchen des Grafen ein, daß sie ihm Pässe ertheilen wollten, wenn er sich anheischig machen würde, „sich der Gerichtsbarkeit der Staaten zu unterwerfen." Da nun die beiden Agenten erklärten, daß sie über diesen Punkt keine Instruktion hätten, so ließ man diese Angelegenheit fallen und beeilte sich, Renichons Prozeß zu Ende zu bringen. Aus den Prozeßakten ging Barlaimonts Mitschuld ziemlich deutlich hervor und wohl läßt sich auch kaum die Mitwissenschaft des Erzherzogs läugnen. **) Barlaimont hatte den gewesenen Pfarrer von Bossière bei dessen Aufenthalt in Namur zu sich kommen lassen, ihm vorgestellt, auf welche Weise er seine üble Lage verbessern, und seinen Eifer für die Interessen des Königs an den Tag legen könne; Barlaimont hatte ihn ferner nach Brüssel beschieden, dort eines Tages an den Hof gebracht, und zwar in ein Kabinet, neben welchem sich der Erzherzog befand, so daß Renichon den Letzteren in dem Moment sehen konnte, als dieser die Thüre öffnete. Barlaimont begab sich zu dem Erzherzog, beide sprachen lateinisch, wie Renichon belauschen konnte, und als Barlaimont sich vom Erzherzog beurlaubte, sagte ihm

---

*) Gegen die Schrift der Staaten erschien bald eine ausführliche Widerlegung in Brabant. (Bor XXXI. B. f. 32 seqq.)

**) Vergl. Dewez histoire générale de la Belgique. (Bruxelles 1828) t. VI. p. 257 seqq.

dieser beim Abschied die Worte: „cumulate et largo foenore satisfaciam!“ Diese Scene begründet den Hauptpunkt der Beschuldigung gegen Ernst. Barlaimont nahm nach derselben weitere Absprache mit Renichon, sagte ihm, daß er den Erzherzog von der Angelegenheit unterrichtet habe, und daß dieser dem Pfarrer zweihundert Philippsthaler ausbezahlen lassen wolle. Noch am Abend desselben Tages unterhielt sich Barlaimont nach dem Nachtessen ohne Zeugen mit Renichon (alles dies nach dessen gerichtlicher Aussage) und eröffnete demselben, daß ihn der Erzherzog beauftragt habe, den Prinzen Moritz aus dem Wege zu schaffen, daß schon mehre Leute damit beauftragt seien, daß man jedoch ihm (Renichon) die Vorhand bei diesem Handel lassen wolle, welcher gut bezahlt werden sollte. Renichon betheuerte nun vor Gericht, daß er sich anfänglich geweigert habe, aus dem Grunde, weil eine solche That für seinen Stand nicht passe, und er im Gebrauch der Waffen ungeübt sei; endlich aber habe er sich dazu entschlossen, und die nöthigen Verhaltungsmaßregeln empfangen, wozu die Veränderung seines Namens und Standes gehörte. Am 3. Juni erfolgte das Urtheil über Renichon durch den von den Generalstaaten dazu niedergesetzten Gerichtshof; er sollte enthauptet und geviertheilt werden. Noch an demselben Tage wurde das Urtheil vollzogen. Renichon bezeigte (nach der Versicherung der niederländischen Schriftsteller) lebhafte Reue und erlitt den Tod mit großer Standhaftigkeit. — Am 17. November desselben Jahres wurde zu Bergen-op-Zoom ein Soldat, Namens Peter Düfour, hingerichtet, welcher, seiner Aussage nach, auf Anstiften de la Motte's, Assonville's, und wie wenigstens Düfour glaubte, des Erzherzogs, gleichfalls den Prinzen Moritz ermorden wollte. Wie Meteren versichert, so hatten die Richter den Düfour ernstlich ermahnt, er möchte sich ja in Acht nehmen, eine so

hochgestellte Person wie den Erzherzog nicht auf bloße unbegründete Vermuthungen hin in den Verdacht der Theilnahme an einem Verbrechen zu bringen. Doch Düfour versicherte: La Motte habe ihn in das Kabinet des Erzherzogs gebracht, und dieser ihm eine ansehnliche Belohnung versprochen, wenn er seinen Plan ausführe. Später habe sich der Erzherzog zu Bette begeben und während der Verhandlungen Düfours mit den Räthen sei die ganze Sache schriftlich aufgenommen worden; ja ein Rath habe ihn an das Bette des Erzherzogs geführt und dieser ihm gesagt: „Facette quel che m'avete promesso; amassate quel tyranno," worauf Düfour geantwortet: Jo lo faro." — Wir haben diese Fakten ausführlich wiedererzählt, und dürfen wenigstens das als gewiß annehmen, daß die allgemeine Vormeinung sich entschieden gegen den Erzherzog aussprach und daß eben diese Stimmung der öffentlichen Meinung wesentlich dazu beitrug, den von demselben ausgehenden Friedensvorschlägen kein Gehör zu geben, sondern den Offensiv-Krieg mit allem Nachdruck fortzusetzen. Uebrigens hatte sich bereits im Winter von 1593 auf 1594 in den Niederlanden zugleich mit dem Gerücht, daß der Erzherzog Vollmacht habe, einen Frieden unter den günstigsten Bedingungen abzuschließen, auch das andre verbreitet, daß er, wenn seine desfallsigen Bemühungen fruchtlos seien, Befehl habe, den Krieg um jeden Preis bis zur Entscheidung durchzuführen. Dies Gerücht allein war bei der damaligen Stimmung der Nation, deren Begeisterung und Muth durch die jüngsten Erfolge in Athem erhalten wurden, von vorneherein, schon bevor noch Ernst die Niederlande betrat, hinreichend gewesen, um den Entschluß außer Zweifel zu setzen, den man fassen würde.

Das Verhältniß der Generalstaaten und der Nassauer insbesondere zu Friesland mußte diesen Entschluß

noch befestigen und ihm eine bestimmte Richtung geben. Nach allen Vorfällen, welche vorausgegangen, war man es den wackren Friesen schuldig, ihre längst gehegten und energisch genug ausgesprochenen Wünsche in Bezug auf die Eroberung der Stadt Gröningen endlich zu erfüllen. Alle Entschuldigungsgründe zur Hinausschiebung dieser Operation, welche man den Friesen bisher hatte entgegnen können, waren nun weggefallen, und das Interesse sämmtlicher Provinzen, welche zur Utrechter Union gehörten, verlangte, daß man dieser letzteren durch Eroberung der wichtigen Stadt Gröningen nunmehr den Schlußstein einsetze. Erst dann, wenn auch sie mit den übrigen Mitgliedern der Utrechter Union vereinigt war, erst dann konnte man diese als vollkommen abgeschlossen und befestigt betrachten. Denn erst dann war der königlichen Parthei jede Möglichkeit abgeschnitten, sich im Norden zu halten; dann war ihr der Mittelpunkt entrissen, von welchem aus sie die Landschaften beunruhigen, die Streitmassen der Republik beschäftigen, und dadurch für Angriffspläne nach Süden hin untauglich machen konnte. Der einsichtsvolle Graf Wilhelm Ludwig hatte dies alles, selbst bei seinen Streitigkeiten mit den Friesen im verflossenen Jahre, richtig gefühlt und auch das Seinige redlich versucht. Doch dem jungen Helden der Republik, dem Prinzen Moritz war es vorbehalten, die sehnlichsten Wünsche der Friesen zu erfüllen, welche jene Stelle ihres uralten Landrechts noch nicht vergessen hatten: „Die Friesen sollen frei sein, so lange die Winde aus den Wolken wehen und so lange die Welt steht;" ihm war es vorbehalten, dem Gebäude der Republik den Kranz aufzusetzen.

Schon im Beginne des neuen Jahres 1594 hatte Moritz die Feindseligkeiten erneuert. Im Februar hatte er einen Versuch gemacht, Herzogenbusch durch einen Ueberfall der könig-

lichen Parthei zu entreißen. Es fehlte nicht viel, so wäre ihm die Unternehmung geglückt. Schon waren mehre kühne Soldaten in der Nacht des 28. Februars über das äußerste Thor gestiegen, schon klimmten sie auch die innre Mauer hinan; da rollte plötzlich ein Stein aus derselben herab; das Geräusch machte die Schildwache aufmerksam; die Besatzung griff zu den Waffen und den Angreifenden blieb nichts übrig, als sich, so schnell sie konnten, zurückzuziehen. Im folgenden Monat suchte Moritz Maastricht auf ähnliche Weise zu überwältigen. Er stand mit einem Edlen, dem Herrn de Peche, im guten Einvernehmen, welcher in der Nähe jener Stadt wohnte und die Spanier tödtlich haßte. Dieser de Peche sollte die Unternehmung leiten, und, wenn sie glückte, die Oberbefehlshaberstelle in Maastricht erhalten; Moritz führte ihm zu diesem Zwecke eine kleine Truppenabtheilung zu, und 300 Pikeniere, sowie ebensoviel Musketiere, wurden zu dem Wagstück ausersehen. Die ersteren mußten die Schäfte ihrer Piken, um sie leichter handhaben zu können, abschneiden, und warfen die Stummel unvorsichtigerweise ins Wasser. Nachdem sie sich nun beim Dorfe Petersheim eingeschifft hatten, um, wie ihre Instruktion lautete, bei Wyk zu landen, begegneten mehre Fischer, welche die Stummel im Wasser treiben gesehen und aufgefangen hatten, jenen Schiffen, in welchen die Soldaten verborgen waren. Die Matrosen der Letzteren fragten die Ersteren, als sie ihnen begegneten: „Was Neues?" Die Fischer drauf: „Die Geusen sind in der Nähe; da seht!" und wiesen ihnen die Stummel der Schäfte. Da erschracken die verborgenen Hauptleute, wähnend, der ganze Anschlag sei verrathen worden, ließen die Schiffe umwenden und stiegen an's Land. Vergeblich hatte Moritz mit seinem Vetter, dem Grafen Philipp auf die verabredeten Signale gewartet, als er plötzlich die Soldaten, welche das Un-

ternehmen beginnen sollten, zurückkommen, und dasselbe somit vereitelt sah.

Inzwischen hatten auch die Königlichen Versuche gemacht, sich der Insel Tholen und der Festung Bergen-op-Zoom, welche sich im Besitz der Gegenparthei befanden, durch geheimes Einverständniß und Ueberfall zu bemächtigen. Doch auch sie waren nicht glücklicher als Prinz Moritz. Man fing Briefe auf, welche die Verrätherei entdeckten, und die Anschläge wurden vereitelt.

In Friesland belagerte Verdugo die Festung Koeverden, und Friesland wurde der Hauptschauplatz des Krieges. Moritz nahm mit seinem Heere von Maastricht aus seinen Zug dahin und vereinigte sich mit dem Grafen Wilhelm Ludwig. Als Verdugo, der noch vor Koeverden lag, die Ankunft des Prinzen vernahm, stellte er sein Heer rasch in Schlachtordnung, mehr, um dem Feinde dadurch zu imponiren, als um demselben die Schlacht zu bieten, wozu er sich viel zu schwach fühlte. Diese seine geheime Absicht kam bald an den Tag. Denn, während sich Moritz noch berieth, ob er sich in die Festung werfen oder den Feind in dessen Verschanzungen angreifen sollte, nahm Verdugo in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai in aller Stille seinen Rückzug von Koeverden nach Oldenzeel. Da er vom Erzherzog Ernst kein Geld erhielt, um seinen Truppen den Sold zu bezahlen, so entschloß er sich kurz, und erlaubte ihnen, sich auf deutschem Boden durch Streifzüge schadlos zu halten. Hierauf schickte er einen Theil derselben über die Ems nach Lingen, wo sich spanische Besatzung befand, den Rest nach Gröningen, um die Besatzung dieser wichtigen Stadt zu verstärken, und zu gleicher Zeit auch die dortige Bürgerschaft besser im Zaum halten zu können, was auch in der That nöthig war, da unter derselben Zwietracht

herrschte, und eine nicht geringe Zahl der Bewohner, welche zur Parthei der Staaten hielt, auf die Ankunft des Prinzen Moritz, wie auf die ihres Erlösers harrte.

Kaum hatte nun Moritz bei Anbruch des Tages gesehen, daß Verdugo die Belagerung Koeverdens aufgegeben hatte, so entschloß sich der treffliche junge Feldherr, ungeachtet aller entgegengesetzten Meinungen, welche im Kriegsrathe laut wurden, die günstige Gelegenheit zu einem Angriff auf Gröningen so rasch als möglich zu benützen, wobei ihm sowohl Graf Wilhelm Ludwig als die Mitglieder des Staatsrathes vollkommen zustimmten. Er ließ deßhalb das Geschütz auf der Yssel einschiffen, und durch den Zuidersee, die Wadden und das Reitdiep vor Gröningen schaffen. Er selbst brach mit dem Grafen Wilhelm Ludwig und dem ganzen Heere am 19. Mai auf, und erschien bereits am 3. Tage vor jener Stadt, an deren Südseite. Eben dort war dieselbe durch Thürme und Außenwerke aufs Trefflichste geschützt. Ueberhaupt befand sie sich durchaus im Stande, sich gegen den Feind zu halten; sie besaß eine gute Zahl von Geschützen; sie war mit Kriegsbedarf reichlich versehen; die Bürgerschaft, in den Waffen eingeübt, verstärkte die Besatzung, und außerdem hatte sie nicht blos Verdugos ganze Heeresmacht zum Entsatze zu erwarten, sondern auch bereits fünf Kompagnien derselben dicht vor den Augen, am Schuitendiep, wo sich die letzeren verschanzt hatten.

Moritz hatte, dem Rath des Friesen Veit van Kamminga entgegen, (welcher der Meinung gewesen war, man könne sich Gröningens durch einen raschen Angriff bemächtigen) beschlossen, eine förmliche Belagerung gegen diese Stadt zu eröffnen. Dieser klare Kopf, an dem sich wie an wenigen großen Feldherrn zeigte, wie das Glück nicht bloß der

Eingebung des Augenblickes dienstbar ist, sondern der wissenschaftlichen Berechnung, wollte ebensowenig den Erfolg eines Unternehmens, von welchem so Vieles abhing, als seinen Ruhm leichtfertig aufs Spiel setzen. Wenn das Glück ihm half, — gut, es war ihm willkommen; doch er wollte wenigstens alle Anstalten treffen, daß es ihm nicht entrinnen könne. In diesem Geiste handelte er denn auch und zwar rasch. Sein Heer befand sich denn, wie gesagt, auf der Südseite der Stadt. Moritz ließ es auf einer trockenen Hochfläche Lager schlagen, welche von den zwei Gewässern umgeben war, dem Hoornschen Diep und dem Schuitendiep; beide kommen aus dem Moorgrunde Drenthe's, laufen durch die Stadt, und verbinden sich durch das Reitdiep mit den Wadden. Trefflich benützte Moritz dies Terrain. Durch Aufdämmen setzte er die Niederungen unter Wasser; sodann ließ er Kanäle nach verschiedenen Schanzen in der Umgegend der Stadt leiten, um das Geschütz zur Eroberung derselben leichter hintransportiren zu können. Einige dieser Schanzen waren bereits verlassen; andere wurden mit leichter Mühe eingenommen; am standhaftesten aber wurde die von Auwerderzyl, welche dadurch besonders wichtig war, daß von derselben aus die für die Belagerer bestimmten Proviantschiffe aus Friesland aufgehalten werden konnten, durch den Hauptmann Wolfhart Prenger mit nur ungefähr 120 Mann vertheidigt. Als ihn Graf Wilhelm Ludwig zur Uebergabe aufforderte, erwiederte Prenger: „ich würde schlechte Ehre davon haben, den Platz zu übergeben, ohne Geschütz vor demselben gesehen zu haben." Nun ließ Graf Wilhelm Ludwig vor der Schanze 8 Geschütze aufpflanzen, forderte jedoch (am 30. Mai) den Hauptmann Prenger nochmals zur Uebergabe auf, indem er ihn darauf aufmerksam machte, daß er keinen Entsatz zu hoffen hätte, indem diejenigen, von denen er einen solchen erwarte,

selbst in Bedrängniß wären. „Nun gut“ ließ ihm der kühne Prenger zur Antwort sagen, „so will ich's wagen wie ein funfzehnjähriges Mädchen.“ Da stürmte denn Graf Wilhelm Ludwig am letzten Mai die Schanze und nach einem mörderischen Feuer wurde sie erobert. Der tapfre Prenger starb den Heldentod; die Sieger schickten seine und seines Lieutenants Leiche nach Gröningen hinein. Durch die Eroberung der Schanze von Auwerderzyl hatte nun Prinz Moritz die Zufuhr aus Friesland für sein Heer frei.

Uebrigens wurden die Belagerungsanstalten durch anhaltendes Regenwetter und durch Ausfälle der Besatzung etwas aufgehalten; doch Moritz ermüdete nicht und brachte es dahin, daß in der Nacht vom 3. Juni die Batterien gegen das Oster- und das Herrenthor vollendet waren. Da aber Moritz dieselben noch für zu schwach hielt, so ließ er das Feuern noch nicht beginnen; er vernahm indessen durch einen aus der Stadt entsprungenen Jungen Nachrichten aus derselben. Als am 5. Juni der Tag graute, ließ nun Moritz ein heftiges Feuer gegen Gröningen richten, welches ungemeinen Schaden hervorbrachte, aber von den Belagerten ebenso eifrig erwiedert wurde. Moritz setzte die Belagerung mit dem größten Nachdruck fort, ließ aber die Gröninger gegen Ende des Juni zur Uebergabe auffordern. Er bekam eine stolze Erwiederung; denn man machte sich neue Hoffnungen, da man zugleich auch Bevollmächtigte nach Brüssel mit der Bitte schickte, die Stadt zu entsetzen, oder ihr zu erlauben, daß sie sich dem Herzog von Braunschweig unterwerfen dürfte, was die Meinung einer Parthei in der Bürgerschaft war. Diese letztere Auskunft wurde jedoch den Belagerten von Seiten der Regierung rundweg abgeschlagen; die Hoffnung auf einen Entsatz blieb immerhin möglich aber zweifelhaft. Nachdem nun die Unterhandlungen zwischen Moritz und den Bela-

gerten wieder abgebrochen worden waren, begann das Bombardement Gröningens aufs Neue und heftiger als zuvor. Die Feuerkugeln zündeten an verschiedenen Orten der Stadt und der Brand versetzte die Einwohner in die äußerste Bestürzung. Die augenscheinliche Gefahr steigerte die Zwietracht, welche bei der Bürgerschaft herrschte. An der Spitze der spanischgesinnten Parthei, zu welcher fast alle Katholiken gehörten, und welche durch die Jesuiten fanatisirt wurde, stand der Bürgermeister Jarges. Dieser wußte den Pöbel für die Interessen seiner Parthei zu enthusiasmiren und es dahinzubringen, daß man schwur, dem König bis in den Tod getreu zu bleiben. Geringer an der Zahl war die protestantisch-republikanische Parthei, unter welcher Moritz viele Anhänger hatte, die mit ihm im geheimen Einvernehmen standen. Die königlich-katholische Parthei behauptete noch immer die Oberhand und Jarges bewirkte es, daß jene fünf Kompagnien der königlichen Truppen, die bis dahin am Schuitendiep gelegen, in die Stadt kamen. Darüber brach nun die Zwietracht zum Tumult aus, da die Gegenparthei aufs Aeußerste gereizt war. Moritz betrieb um so eifriger alle seine Anstalten fort, um die Stadt zu überwältigen. Er ließ unter das Ravelin vor dem Osterthor (ein Ueberbleibsel der einst von Alba angelegten Citadelle) eine Mine graben. Als er dies Werk besichtigte, kam er in Lebensgefahr. Am 15. Juli wurde des Ravelin vermittelst der Mine in die Luft gesprengt, wobei eine Menge Menschen das Leben verloren; Graf Philipp von Nassau nahm hierauf alsogleich das Ravelin mit einer Anzahl schottischer Soldaten in Besitz. Nun hielten die Belagerer Gröningen schon für so gut als gewonnen und ungestüm wünschten die Truppen der Republik, man sollte ihnen die feindliche Stadt, deren trotziger Widerstand sie erbittert hatte, zur Erstürmung und Plünderung überlassen. Doch

Moritz und der Staatsrath waren einer entgegengesetzten Meinung. Gröningen durfte, wenn man es gewann, durch so gewaltsame Maßregeln der gemeinsamen Sache nicht entfremdet werden, während man durch weise Schonung auch die bisherige Gegenparthei in derselben zu aufrichtiger Versöhnung zu bewegen hoffen konnte. Als daher am 16. Juli Nachmittags um 5 Uhr Jan ten Boer aus der Stadt ins feindliche Lager kam und dem Prinzen, sowie dem Grafen Wilhelm Ludwig, im Beisein des Rathes, eröffnete, daß sich Magistrat, Bürgerschaft, Geistlichkeit und Besatzung von Gröningen zu Unterhandlungen entschlossen hätten, nahm Moritz Rücksicht darauf. Am 20. Juli wurde ein Waffenstillstand geschlossen und alsobald begannen die Unterhandlungen in Betreff der Uebergabe Gröningens. Am 22. Juli kam diese endlich zu Stande und zwar unter folgenden Bedingungen. Alle Beleidigungen und dergleichen, die sowohl vor als während der Belagerung, auf was immer für eine Weise vorgefallen, wurden völlig vergeben und vergessen. Die Stadt Gröningen unterwarf sich der Utrechter Union, und bildete in derselben fortan ein Glied der Republik; sie verpflichtete sich, mit den übrigen vereinigten Provinzen Bündniß und Freundschaft zu halten, dieselben jederzeit und unter allen Umständen zu unterstützen, um die Spanier sowie die Spanischgesinnten zu vertreiben, welche wider alles Recht und alle Billigkeit die Bewohner der Provinzen zu unterdrücken versuchten. Die Stadt Gröningen sollte alle Rechte, Freiheiten und Privilegien, welche sie bisher besessen, unversehrt und unverkürzt fort und fort behalten und ebenso sollte sie auch nicht durch Anlegung einer Citadelle beschwert werden. Graf Wilhelm Ludwig von Nassau sollte als Statthalter über die Stadt Gröningen und die Umlande anerkannt und angenommen werden, und

in die erstere eine Besatzung von 5 bis 6 Fahnen Fußvolks legen, zu dem Zwecke, daß innere Spaltungen und Unruhen verhütet werden könnten. In Bezug auf das künftige Verhältniß des Antheils der Stadt und der Umlande beim Stimmen in der Generalstaatenversammlung, sollten sich Beide nach jener Ordnung fügen, welche die Generalstaaten festsetzen würden. In Bezug auf den Gottesdienst sollte fortan bloß der reformirte Kultus das Recht öffentlicher Uebung genießen, jedoch unbeschadet der Gewissensfreiheit, und zwar so, daß keine Glaubensuntersuchung statt finden dürfe. Uebrigens sollten die Klöster und die geistlichen Güter bis zu näherer Verfügung der Generalstaaten in ihrem gegenwärtigen Zustand belassen werden. Was die städtische Regierung betraf, so sollten Magistrat und geschworne Gemeinde für jetzt durch den Prinzen Moritz und den Grafen Wilhelm Ludwig mit Advis des Staatsrathes organisirt werden; für die Folge jedoch sollte in dieser Angelegenheit der alte Rechtsbrauch wieder in Kraft treten, wiewohl mit der Veränderung, daß Graf Wilhelm Ludwig als Statthalter aus den vierundzwanzig Geschworenen fünf auszuwählen hätte, die alsdann zur Erwählung des Magistrats nach alter Gewohnheit schreiten sollten. Bürgerschaft und Magistrat von Gröningen haben den Generalstaaten den Eid der Treue zu leisten und die königlichen Truppen die Stadt zu räumen. Die Stadt und die Umlande sollten gleichmäßig nach den verhältnißmäßigen Quoten zu den Lasten der gemeinsamen Sache beitragen. Alle Ausgewichenen aus Stadt und Umlanden oder ihre Rechtsnachfolger sollten in den Besitz ihrer Güter restituirt werden. Jeder Bürger oder Bewohner von Gröningen, Geistlicher oder Laie, sollte das Recht haben, nach seinem Belieben in der Stadt zu bleiben oder sie zu verlassen, und alle im Verlauf der Belagerung gefangen ge-

nommenen Bürger sollten gegen Ranzion freigegeben werden. Dies war im Wesentlichen der Inhalt der Bedingungen, auf welche sich die Stadt Gröningen dem Prinzen Moritz für die Republik übergab. Wir haben dieselben ausführlicher mitgetheilt, weil sich die wichtigsten auf das Verhältniß zu den durch die Utrechter Union verbundenen Provinzen beziehen, und weil die Stadt Gröningen in Folge dieser Kapitulation nunmehr mit der Republik der vereinigten Provinzen ein Ganzes ausmachte, wodurch die Union von jetzt an für immer vollkommen hergestellt war. Die Geschichte des Aufstandes hat somit durch die Eroberung Gröningens einen bedeutungsvollen Wendepunkt erreicht, die Einwickelung der neuen Staatsform einen wichtigen Abschluß.

Am 24. Juli zog der Oberst-Lieutenant Georg Laukema mit ungefähr 500 Mann aus Gröningen ab und wurde bis nach Oldenzeel geleitet, wo sich Verdugo befand. Von dort zogen die Truppen über den Rhein. An demselben Tage zogen Prinz Moritz und Graf Wilhelm Ludwig mit ihrem Heere in die Stadt, wurden von dem Magistrat auf dem Marktplatze bewillkommt und begaben sich, nachdem sie die Stadt besehen hatten, in's Lager zurück. Man fand in Gröningen einen ansehnlichen Vorrath von Geschützen, welcher sowie jener von Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln zum Gesammteigenthum der Republik erklärt wurde. Am 26. Juli wurde der reformirte Kultus eingeführt; am 2. August die städtische Regierung verändert und am 3. die Bürgerschaft in neuen Eid genommen.

Moritz reiste einige Tage später nach Friesland, wo er in allen Städten, die er passirte, mit Ehrenbezengungen und Glückwünschen empfangen wurde, nach Holland, wo die Einnahme Gröningens eine eben so große Freude erregte, als Bestürzung bei den Feinden, da diese besorgten, daß Moritz seinen

Sieg rasch verfolgen möchte. Dies unterblieb jedoch, und zwar aus dem Grunde, weil die Generalstaaten einerseits die Nothwendigkeit einsahen, die Stadt Gröningen, in welcher die Gegenpartbei noch immer zahlreich war, mit einer starken Besatzung zu versehen, und weil sie anderseits auch König Heinrich IV. von Frankreich unterstützen mußten. Somit war denn der eigentliche Feldzug des Jahres 1594 mit der Eroberung Gröningens beschlossen.

Obwohl nun die Stadt Gröningen mit den Umlanden zusammen einen untrennbaren Bestandtheil der Republik ausmachen sollte, währte doch der alte Streit zwischen Stadt und Umlanden noch immer fort, und die Generalstaaten hatten die größte Mühe, um die zur Erhaltung der Republik überhaupt nöthige Ruhe und Uebereinstimmung zu erwirken und zu befestigen. Immer gab es noch eine fortwirkende Opposition in der Stadt Gröningen, und so lange diese nicht beseitigt war, so lange konnte man auch keine dauernde Ruhe hoffen.

Wir sind nun auf jenem Punkte angelangt, wo wir das Ganze der Staatsverfassung in den vereinigten Provinzen als etwas Gewordenes überblicken, wo wir uns Rechenschaft geben können, in wiefern jenes historische Prinzip, nach welchem die Entwickelung voranschritt, der Nation auch zum Bewußtsein kam.

Wie wir schon öfter angedeutet haben, so war es dort der ganzen Revolution eben nichts Leichtes, sich von den althergebrachten und befestigten monachrischen Formen loszuringen. Die Revolution war, möchte man sagen, überhaupt zu organisch, als daß sie irgend ein Mittelglied hätte überspringen können. Während die Republik thatsächlich bereits bestand, erregte es noch lange großen Anstand, ihren Namen auszusprechen, und selbst, als der wichtigste Schritt, die förmliche feierliche Lossagung von Spanien einmal geschehen war, sahen wir noch

immer, wie man sich bald an diese, bald an jene fremde Macht anklammern wollte, um wenigstens den Namen der Monarchie, sei es auch nur wie eine Art von vermeintlichem Talisman, aufrecht zu erhalten. Kurz, es kostete langwierige Mühe, bis sich das Prinzip einer republikanischen Verfaßung in allen Köpfen das Uebergewicht errang. „Erst seit Oldenbarnevelds Anstellung zum Advokaten von Holland hatte," (wie der schätzenswerthe van Kampen sehr richtig bemerkt) „die Idee der Möglichkeit einer republikanischen Konstitution, die auch dem trefflichen Leoninus, wie es scheint, nicht einleuchten wollte, immer mehr Feld gewonnen." Man begreift den ganzen Umfang der Schwierigkeiten, wenn man die verschiedenen Individualitäten der einzelnen Provinzen, wenn man das charakteristische Streben aller erwägt, ihre Provinzial- nnd Lokal-Rechte aufrecht zu erhalten. Davon ging die Revolution aus; darauf mußte sie also auch zurückkommen. Daraus erklären wir uns, weßhalb die südlichen Provinzen sich Spanien durch Parmas Vermittlung wieder unterwarfen. Denn da bei ihnen die Religion kein Hinderniß in den Weg legte, so war für sie kein Grund zu einem ferneren Widerstand vorhanden, so wie ihnen durch Parma die Erhaltung der Provinzialrechte einmal garantirt war. In den nördlichen Provinzen dagegen mußte ebenso der Widerstand aus dem Grunde fortdauern, weil eben die von Spanien so hartnäckig bestrittene Freiheit des reformirten Gottesdienstes in den Kreis der allerwesentlichsten Provinzialrechte übergegangen war. Indem es sich aber eben von vorneherein nicht um ein naturrechtliches Ideal, sondern um den Bestand, um die Garantie der allernächsten Partikularinteressen handelte, brauchte die Revolution so lange, bis sich aus derselben die bestimmte Form einer Republik entwickeln

konnte, deren Schwerpunkt darin lag, daß die Privilegien und Interessen, kurz die volle Selbstständigkeit jedes einzelnen Mitgliedes derselben immerdar durch alle übrigen erhalten wurde.

Bis zum Abgang Leicesters hatte unstreitig die Vorschule der republikanischen Verfassung gedauert; ohne Leicesters Dazwischentreten hätte sie gewiß noch länger gewährt. Die durch ihn hervorgerufenen Kollisionen hatten die Mündigung vollbracht, indem dadurch das Bewußtsein der eigenen Kraft, und somit der Autonomie vollends geweckt wurde. Von Leicesters Abgang datirt also der Abschluß der neuen Staatsverfassung, deren Wesen und Bestandtheile wir nun näher in's Auge fassen wollen.

Immerhin blieb die Utrechter Union das Fundamentalgesetz. Die Prinzipien, auf welchen dieselbe begründet war, erhielten bloß immermehr Spielraum, um Resultate zu erwirken, äußere Formen aufzustellen und in dem durch dieselben stranggezogenen Kreise die verbündeten freien Provinzen als eine einzige Republik einzubegreifen. Selbstständigkeit jeder einzelnen nach innenzu, befestigt durch Aufrechthaltung der Provinzialrechte und Provinzialinteressen, — Selbstständigkeit aller nach außenzu, als nur eines einzigen Staatskörpers (und zwar durch die wechselseitige Verbindung aller einzelnen, daß keine einzelne eine das gemeinsame Schicksal entscheidende Angelegenheit einseitig unternehmen dürfe) — dies waren die Grund- und Lebensbedingungen der Union. Sie stand auf der Basis der Volkssouverainetät, welche zu unterst durch die Magistrate, dann durch die Provinzial- und endlich durch die Generalstaaten vertreten wurde.

Wenn nun so anerkannt wurde, daß die vom Volke früher der Person des Monarchen übertragenen Rechte jetzt dem

ersteren wieder heimgefallen waren, so waren denn auch die Statthalter fortan dem Volke allein verantwortlich. Es mußte aber, da die Stelle eines Generalstatthalters nicht mehr existirte, nunmehr eine Behörde geben, welcher diejenige Macht aufgetragen ward, durch welche das Gesammtinteresse aller zum einzigen Staatskörper vereinigten Provinzen immerdar gewahrt wurde, welche auch die dazu nöthigen Exekutivmaßregeln anwenden durfte. Diese Behörde war denn der Staatsrath, welcher somit nach Leicesters Abdikation eine höhere Bedeutung als füher bekam. Die Rechte und Pflichten des Staatsrathes ließen sich nunmehr darin zusammenfassen, daß es ihm oblag, für die Integrität des ganzen Staatenverbandes als Staatskörpers zu wachen. Somit hatte denn der Staatsrath die Eintracht zwischen den Provinzen zu erhalten. Er mußte den Stand der gemeinsamen Finanzen besorgen und durfte zu diesem Ende gegen jene Provinzen, welche sich hiebei im Rückstand befanden, Zwangsmaßregeln anwenden. Er mußte darüber wachen, daß die Statthalter der Provinzen, sowie die Offiziere der republikanischen Truppen den Generalstaaten und den städtischen Magistraten den Eid der Treue leisteten; in letzterem sieht man wieder klar das eigenthümliche Lebensprinzip des nationalen Organismus, die strenge Wahrung der lokalen Rechte, der individuellen Selbstständigkeit. Der Staatsrath durfte und mußte Bündnisse mit fremden Mächten abschließen und namentlich im Interesse des Handels (ein charakteristisches Merkmal, wie die Nation ihre Lebensfrage begriff,) die Freundschaft fremder Mächte zu gewinnen suchen, natürlich unbeschadet der höchsten Nationalangelegenheit in Bezug auf die Verhältnisse zu Spanien oder sonstigen Feinden der Nation. Auch in Bezug auf die Kriegsführung stellte

der Staatsrath die oberste, den Verband erhaltende Macht dar. Doch war dieselbe, Holland und dem Prinzen Moritz gegenüber, etwas modifizirt. Da Moritz als Statthalter von Holland und Seeland (wie späterhin auch von Geldern, Over-Yssel und Utrecht) zugleich General-kapitain war, so erlangten die Befehle des Staatsrathes in Bezug auf Kriegsangelegenheiten in Holland nur dann Gültigkeit, wenn sie auch von dem Prinzen oder in seiner Abwesenheit von den „kommittirten Räthen" ausgefertigt waren. Ebenso ist zu beachten, daß Holland jene Truppen, die es bezahlte, auch für sich besonders vereidigte. Uebrigens wurde die Macht des Prinzen Moritz wieder dadurch beschränkt, daß ihm bei seinen Feldzügen stets vier Kommissäre der Staaten zur Seite standen, mit welchen er sich über die Operationen zu berathen hatte. Eine fernere Befugniß des Staatsrathes war, daß er im Fall der dringenden Noth die Generalstaaten zusammenberufen durfte. Bei seinen Beschlüssen entschied die Mehrzahl der Stimmen; für seine Versammlungen war er an keinen bestimmten Ort gebunden. Die ganze Gestaltung dieser Verhältnisse des Staatsrathes ging hauptsächlich von Holland aus, und es ist interessant zu beobachten, wie man auch hier langsam und bedächtig, Schritt für Schritt, zu Werke ging, wie man immer dem Bestehenden gern so lang als möglich seine Stelle einräumte; so sehen wir z. B., daß auch nach dem Abgange Leicesters die Engländer (besonders Willoughby) noch eine Zeitlang Sitz und Stimme im Staatsrath behielten, ja daß man sogar deren Einfluß respektirte, ohne sich übrigens dadurch in der Behauptung der Selbstständigkeit im Mindesten beirren oder beengen zu lassen. Eben so wenig aber kann es uns auch entgehen, wie der Staatsrath allmählig (und zwar vornämlich durch Beitrag Olden-

barneveldts) eben auch von der Höhe seiner Bedeutung (als ausübende Gewalt der Republik) herabsank und nur mehr zu einer vorzugsweise respektirten Verwaltungsbehörde für Krieg und Finanzen wurde.

Betrachten wir nun den Wirkungskreis der Provinzialstaaten! Dieser hatte sich seit der Auflösung der früheren Verhältnisse beträchtlich erweitert, und hatte sich erweitern müssen, sowie die Idee der Volkssouverainetät, und ihrer natürlichen Vertretung durch die Staaten wieder immer klarer zum Bewußtsein gekommen war. In dieser Eigenschaft besaßen die Staaten früherhin bereits die gesetzgebende Gewalt und das Recht der Steuerverwilligung; dagegen war die Verwaltung stets dem Provinzialstatthalter oder dem Generalgouverneur untergeben gewesen, während die richterliche Gewalt dem besonderen Hofe unterlag. Wir bemerken nun ein auffallendes Bestreben der Provinzialstaaten, besonders jener von Holland, sämmtliche Gewalten, soviel wie möglich, in sich zu vereinigen. So sehen wir in Bezug auf die gesetzgebende Gewalt, daß die Staaten sich das Recht zueignen, die gesetzliche Entscheidung (durch Verordnungen) über solche Gegenstände auszuüben, über welche sie früher dem Statthalter der betreffenden Provinz oder dem Generalstatthalter zugestanden, wie z. B. Anstellungen, Privilegien, Gnadensachen. Am entschiedensten tritt dies Streben in dem delikaten Verhältniß der Geistlichkeit zum Staate hervor, und zwar als naturgemäße Reaktion gegen das naturwidrige Streben der reformirten Hierarchie nach einem Supremat. Dadurch war die bürgerliche Ordnung, war der historisch begründete Organismus des Staatslebens, war somit die ganze Existenz gefährlich bedroht, und man würde aus dem Regen der Inquisition

in die Traufe des Puritanismus gekommen sein, hätte man jenem Streben, das in Leicester's Politik seinen Rückhalt fand, nachgeben wollen. Zum Glück für die Selbstständigkeit des Staates gegen die reformirte Kirche hatten die Staaten die eingezogenen Güter der katholischen Geistlichkeit zum Nationalgut geschlagen, und mithin ein Recht zur Verwaltung des dadurch entstandenen Fonds erlangt, aus welchem sie den Predigern und Lehrern Besoldungen zahlten. Durch dieses Verhältniß waren nun diese beiden Staatsdiener geworden, und hatten als solche die Pflicht, den Staat als Höchstes über sich anzuerkennen. Dieses richtige Verhältniß der geistlichen Macht zur weltlichen wurde in der Kirchenordnung von 1591 unter Oldenbarnevelds Mitwirkung festzustellen versucht, wiewohl nicht ohne heftige Opposition. — Was nun die Ausdehnung der richterlichen Gewalt bei den Provinzialstaaten betrifft, so kommt hier zunächst erstens das Institut der sogenannten „kommittirten Räthe" in Betracht („het Kollegie van gekommitteerde Raaden") Dieses Kollegium bestand aus neun Bevollmächtigten der Staaten, welche auch dann, wenn die Staaten eben nicht versammelt waren, in steter Wirksamkeit blieben. Wir finden diese „kommittirten Räthe" schon unter Wilhelm von Oranien, wo sie jedoch hauptsächlich nur die Finanzangelegenheiten in ihrem Ressort hatten; im Jahre 1590 erhielten sie jedoch (laut Instruktion vom 22. Januar d. J.) eine neue Einrichtung, in deren Folge sie ganz und gar die permanente Gewalt der Staaten aufrecht erhielten. Außer ihnen bestand noch ein Kollegium „bevollmächtigter Räthe neben dem Prinzen Statthalter," („het Kollegie van gekommitteerde Raaden nevens zyne Doorlugtigheid") welches aus dem Prinzen und vier Mitgliedern bestand, und in

Bezug auf Regierungsangelegenheiten die Macht des Prinzen nur vermehren konnte. Es wurde 1593 mit der ersteren Behörde verschmolzen. Jene „kommittirten Räthe" waren nun von ihren Kommittenten, den Staaten, ermächtigt, über solche Verbrechen, welche das Interesse der Gesammtheit angingen und deren Bestrafung deßhalb schnell zu Stande kommen mußte, richterlich zu entscheiden, so z. B. über Landesverrath, Aufruhr, Münzfälschung. Fürs zweite zeigte sich das Uebergreifen der Provinzialstaaten, die richterliche Gewalt betreffend, im Verhältniß zu den städtischen Regierungen. Diese erneuerten sich selbst, wodurch nicht immer dem demokratischen Element, sondern auch dem patrizischen ein gefährlicher Spielraum gegeben war. Beide standen in Wechselwirkung und wurden durch die Vergünstigungen, welche die Staaten den Magistraten zukommen ließen, befestiget. Solche Vergünstigungen waren z. B., daß die Schöffen, ohne höhere Berufung auf den Gerichtshof, in Steuersachen Urtheil sprechen, daß sie den Pächtern auf ihre Klagen Recht verschaffen durften. Eine der wichtigsten Beschränkungen aber, welche die Staaten dem Hofe auferlegten, war die Bestimmung für Streitsachen zwischen einem Bürger oder einer Korporation und dem Stadtmagistrate; wenn nämlich der Eine oder Andere von den beiden Ersteren beim Hofe gegen den Letzteren klagte, so mußte der Hof, bevor er irgend einen Schritt that, den Magistrat in Kenntniß setzen und denselben zuerst hören. Die Staaten ließen durch eine solche Begünstigung der Magistrate der Eigenmacht der Letzteren einen allzugroßen Spielraum, aber indem sie anderseits für ihren Einfluß einen weiteren zu erringen suchten, verengerten sie denselben für die Folge. Ein dritter Beweis für das Streben der Staaten nach größerer Machtfülle war endlich das Recht, welches sie sich aneigneten,

gewisse Männer, von denen sie glaubten, daß deren Einfluß dem Gemeinwohl schädlich sei, für längere oder kürzere Zeit zu verbannen. Dies war und blieb immerhin ein Uebel aus Vorsicht, wie wir es mehr oder minder in der Geschichte jeder Republik des Alterthums und der neueren Zeit antreffen; immer wird bei Republiken, seien sie auch noch so trefflich geordnet, die Vorsicht zuweilen auch in Mißtrauen ausschlagen.

Nicht unwesentlich ist bei allen diesen Entwickelungen, welche selten gewaltsam, sondern meistens Stufe für Stufe vor sich gingen, auch die Richtung nach innen zu, nämlich die Eifersucht zwischen den Mitgliedern der Staaten unter sich, wovon wir vorzugsweise in Utrecht und in den Verhältnissen zwischen Gröningen und den Umlanden ein schlagendes Beispiel vor uns haben. Auch in Holland, welches bei allen staatsrechtlichen Entwickelungen gleichsam den Ton angibt, finden wir diese Eifersucht, welche sich eben wieder auf das Lebensprinzip des ganzen historischen Organismus, auf den Trieb, die Provinzial- und Lokalrechte zu vertheidigen und aufrecht zu erhalten, begründet. Einen Ausfluß der darauf bezüglichen Strebungen erkennen wir in der Opposition der zu dem alten Westfriesland gehörigen Städte Hoorn, Enkhuizen und Medembik, welche unter dem Einfluß des Syndikus von Westfriesland, Franz Maalszoon eine Trennung von Holland, eine Provinzialrestauration des alten Westfrieslands beabsichtigten. Ihr Streben ging dahin, wenigstens ein besonderes Deputirtenkollegium zu bilden, wenn sie sich auch in der Provinzialstaatenversammlung mit Holland vereinigten. Ihre Opposition, auf der Behauptung des Provinzialismus gründend, ging so weit, daß sie sich, als man ihre Petition abschlug, geradezu weigerten, zu den Steuern beizutragen, und bei der Versammlung zu

erscheinen. Der Zwiespalt wurde endlich durch den Prinzen Moritz beigelegt, und zwar in der Weise, daß die Stimmen der drei alt-westfriesischen Städte Hoorn, Enkhuizen und Medemblik eben soviel gelten sollten, als die der vier andern nordholländischen Städte Alkmaar, Edam, Monnikendam und Purmerende. Es ist übrigens interessant zu bemerken, welches Gewicht in den letzten Jahren auch in Staatsakten ausdrücklich auf die Behauptung der westfriesischen Provinzialität gelegt zu werden scheint; der fast verschollene Name Westfrieslands tritt plötzlich wieder in den Vorgrund und will sich nicht vergessen lassen. — Noch bleibt uns übrig, auch den Einfluß der „Rathspensionäre" oder Advokaten" zu erwähnen, welcher übrigens in keiner Provinz größer war als in Holland, wo ein Patriot von solchem Geist wie Oldenbarneveld diese Stelle bekleidete.

Zwei Momente der Republik haben wir denn bereits betrachtet, — den Staatsrath in der Zu- und Abnahme seiner Bedeutung, und die Provinzialstaaten mit ihrem vorragenden Streben. Die Generalstaaten, durch die Abgeordneten der Provinzialstaaten zusammengesetzt, bleiben immerhin in Beziehung auf den ausgedrückten Inbegriff des Ganzen der Republik, die höchste Potenz ihrer Repräsentation. Nun haben wir aber auch das dritte Moment, nämlich die Stellung der Statthalter vor uns, und die aus dem Allgemeinen schärfer hervortretende des Prinzen Moritz. Wie stand der einzelne Statthalter der allgemeinen Sache gegenüber, wie Prinz Moritz insbesondere? Die Machtfülle je eines Statthalters wurde durch die Staaten ziemlich beschränkt. Die Staaten je einer Provinz ernannten sich ihren Statthalter; die Generalstaaten bestätigten die Ernennung. Der Statthalter mußte sowohl den betreffenden Provinzial- als auch

Bayerische Staatsbibliothek München

den Generalstaaten den Eid der Treue ablegen. Er hatte insbesondere darüber zu wachen, daß der reformirte Kultus, welcher in den Provinzen der Utrechter Union nunmehr als Staatsreligion galt, aufrechterhalten würde. Er übte das Begnadigungsrecht aus; ihm stand die Erneuerung der Magistrate zu und zwar aus einer dreifach so großen Zahl von Personen, welche ihm die städtische Regierung vorlegte; eben so die Besetzung von Staatsämtern, wobei ihm die Staaten die dreifache Zahl der Kanditaten präsentirten. Außerdem hatte der Provinzialstatthalter auch die Pflicht, Streitigkeiten zwischen den einzelnen Mitgliedern der Staaten zu vermitteln. Prinz Moritz insbesondere genoß schon als Statthalter über 5 Provinzen (Holland, Seeland, Utrecht, Geldern und Over-Yssel) einen ausgedehnten Machteinfluß, welcher noch dadurch vermehrt wurde, daß er zugleich Generalkapitain dieser fünf Provinzen und Admiral war. Schon im Jahre 1585 hatten ihm die Staaten von Holland und Seeland die letztere Würde übertragen; 1588 wurde er darin bestätigt. Die Einrichtungen, welche Leicester im Jahre 1586 in Bezug auf die Seemacht der Republik getroffen, (die Einsetzung der Admiralitätskollegien zu Hoorn, Rotterdam und Veere) äußerten in dem Verhältniß Moritzens zur Seemacht ihre Nachwirkungen. Im April 1589 errichteten nämlich die Generalstaaten ein „Superintendenten-Kollegium der Admiralität" für die sämmtlichen vereinigten Provinzen, welches aus dem Prinzen (als Generaladmiral) und aus sechs Räthen bestand, die aus Holland (und Westfriesland) Seeland und Friesland gewählt wurden. Das Kollegium zu Hoorn war nach dem Ende der Leicesterschen Regierung nach Amsterdam versetzt worden. Darüber bezeigten die Nordholländer ein großes Mißvergnügen, und hieraus ergab sich nun ein Zwiespalt.

Amsterdam wollte nämlich dem Nordquartier von Holland allerdings ein Admiralitätskollegium zugestehen, aber das seinige nicht aufgeben, was die Städte Hoorn, Enkhuizen und Medemblik wieder hartnäckig bestritten. Moritz traf nun in dieser Sache folgende Auskunft. Er setzte für Holland drei Admiralitätskollegien ein, eines zu Amsterdam, eines zu Rotterdam und eines zu Hoorn, jedes aus 4 Räthen bestehend, und zwar für die Dauer von acht Monaten, welche Frist in der Folge verlängert wurde; zu diesen drei Kollegien wurde noch eines für Seeland (zu Middelburg) und eines für Friesland gefügt. Sämmtliche Admiralitätskollegien hatten die Ausrüstungen der Kriegsschiffe zu besorgen und die Aufsicht über die Ein- und Ausgangszölle. Ueber allen stand das Oberkollegium, und an dessen Spitze Moritz. Gegen das „Superintendenten-Kollegium der Admiralität" hatte jedoch Seeland Einspruch erhoben und hieraus war eine Zwistigkeit dieser Provinz mit Holland entstanden, welche vor die Generalstaaten zur Entscheidung gebracht wurde. Diese neigten sich zur Parthei Hollands, welches wir überhaupt eine Art von Hegemonie einnehmen sehen. Im Jahre 1593 ging jenes Oberkollegium der Admiralität wieder ein. — Wenn nun auch die einzelnen Provinzialstatthalter in ihrer Machtfülle durch die Staaten beschränkt und immer in den Grenzen von bloßen verantwortlichen Beamten erhalten wurden, so repräsentirte doch anderseits die Statthalterwürde (wie Wagenaar bemerkt) den Glanz und Ruhm der obersten Macht. Wenn dagegen ferner der Generalkapitain (Statthalter) Prinz Moritz auf seinen Feldzügen immerhin auf die bereits von uns erwähnte Kommission der Staaten zu achten hatte, was allerdings große Inkonvenienzen zum Nachtheil der gemeinsamen Sache herbeiführen konnte, so wurden

Bayerische
Staatsbibliothek
München

solche damals durch das gute Einvernehmen Moritzens mit Oldenbarneveld, welcher sich fast meistens bei der Kommission befand, verhütet. Immerhin blieb jedoch eine solche Basis blos prekär und der geringste Umstand konnte sie verrücken. In diesem ganzen wunderbaren Gewebe von wechselseitiger Kontrole der verschiedenen sich ergänzenden Staatsgewalten sieht man stets die republikanisch-eigenthümliche Vorsicht gegen das größere Umsichgreifen der einen oder der anderen durchschlagen; der besonnene Nationalcharakter hält die Wage zwischen der Pietät, die man insbesondere den großen Verdiensten der Nassauer schuldig ist, und der abstrakten Besorgniß vor einem Mißbrauch der Gewalt.

Was nun die allerinnerste gesetzliche Entwicklung des politischen Lebens in den Verhältnissen der städtischen Regierungen betrifft, so können wir auf die Darstellungen der einzelnen Phasen, in denen sich hier das demokratische, dort das aristokratische Element kund gab, zurückverweisen. Im Allgemeinen läßt sich bei der Konsolidirung der Ordnung das Streben nicht verkennen, dem letzteren das Uebergewicht zu verschaffen, und namentlich ist es wieder Holland, von wo der Impuls dieser bestimmten Richtung ausgeht.

In Beziehung auf die Justiz finden wir in jeder Provinz einen Gerichtshof. Für Holland und Seeland zusammengenommen bestand ein einziger, insgemein der Hof von Holland genannt. Die Beschlüsse desselben wurden im Namen des Statthalters (des Prinzen Moritz) ausgefertigt. Ueber ihm stand der noch zu Wilhelms von Oranien Lebzeiten im Jahre 1582 eingerichtete „hohe Rath" (Appellationsrath) aus neun Mitgliedern zusammengesetzt, welcher die Funktionen des weiland „großen Rathes" von Mecheln und des „geheimen Rathes" von Brüssel übernahm. Die ersten Mit-

Bayerische Staatsbibliothek München

glieder jenes „hohen Rathes" waren Meister Johann van Treslong (als Präsident), und die Meister Arend Nikolai, Gerrit van Wyngaarden, Nanning van Foreest, Johann van Banchem, Amelis van Amstel van Mynden, Dirk van der Nieuwburg, Johann Bets, Adrian Wensen und Gysbrecht van Hoogendorp (als Räthe) gewesen. Seine Sitzungen hielt er im Haag.

Noch bleibt uns jetzt übrig, die religiösen Verhältnisse in der Republik der vereinigten Provinzen ins Auge zu fassen. Staatsreligion war, wie gesagt, die reformirte, und alle jene Städte, welche nachträglich der Utrechter Union beitraten, mußten es sich, wie wir bereits z. B. in Nymwegen und Gröningen sahen, gefallen lassen, den Katholizismus aufzuopfern, mochte derselbe auch noch soviele Bekenner haben. Die Sicherheit der Republik erforderte diese Maßregel und entschuldigte den Schein von Intoleranz, welcher dieselbe umgab. Gleichwohl erhielt sich die Zahl der Katholiken auch unter den für ihre Konfession äußerlich ungünstigen Verhältnissen. Sie dachten nicht daran, von dem Recht der Auswanderung, das man ihnen überall zugestand, Gebrauch zu machen; denn die materiellen Vortheile, welche sie als Bürger der Republik in Bezug auf Industrie und Handel in derselben genossen, überwogen bei Weitem die Inkonvenienz, welche sie sich durch das Verbot einer öffentlichen Ausübung ihres Kultus gefallen lassen mußten. Der Hausgottesdienst blieb den Katholiken immerhin unverwehrt, und die Grundbedingung der republikanischen Verfassung, daß gegen Andersgläubige keine Glaubensuntersuchung statt finden dürfe, garantirte den Katholiken eine ungestört-ruhige bürgerliche Existenz. Aufs Praktische gewendet, hatten sie weder Zeit noch Lust, einen Fanatismus zu nähren, welcher dem Staate hätte gefährlich werden können.

So stellt sich uns denn das Bild der Republik nach innen

und außen dar. Immer klarer hat sich in den Mitgliedern derselben die höchste Idee einer solchen entwickelt; aber diese Idee ist glücklich angewandt auf die nationale Praxis, glücklich vermittelt mit dem charakteristischen Streben der Nation alle liberalen Institutionen auf einer historischen Basis zu erbauen. Immerhin bleiben innerlich die einzelnen Elemente, das aristokratische und das demokratische, noch in Konflikten begriffen, deren Ausgleichung sich noch nicht absehen läßt; aber gegen außen hin übernimmt stets ein bewunderungswürdiges Gemeingefühl die Funktion, die einzelnen Bestandtheile, nicht als solche, sondern als Glieder eines großen Ganzen, und dieses Letztere selbst würdig zu vertreten.

Dagegen finden wir in demselben Zeitpunkte die spanischen Niederlande fortwährend in einem Zustande von Erschöpfung, Noth und Trostlosigkeit, welcher unsere Theilnahme umsomehr in Anspruch nimmt, je mehr wir uns überzeugen, daß jene südlichen Provinzen redlich alles geleistet hatten, was sich vom nationalen und religiösen Standpunkte aus betrachtet von ihnen irgend erwarten ließ, nachdem sie, ihr Lebensprinzip bewahrend, die Garantie der Provinzialrechte selbst unterliegend behauptet hatten. Belgien bedurfte, wünschte und hoffte nichts sosehr als den Frieden.

Die Hoffnung, den Frieden zu erlangen, wurde jedoch ebensosehr hinausgeschoben, als die belgischen Provinzen garbald jede andere Hoffnung vereitelt sahen, welche sie auf die Ankunft des Erzherzogs Ernst von Oesterreich gesetzt hatten. Hätte man irgend einen Mann besonders auswählen wollen, der einer so schwierigen Aufgabe, wie die Regierung der spanischen Niederlande unter den damaligen Verhältnissen war, nicht gewachsen war, so hätte man wohl nicht leicht irgend einen passenderen finden können, als eben jenen Erzherzog Ernst. Sein Charakter

läßt sich kaum besser bezeichnen als durch das Wort: „Mittelmäßigkeit;“ aber eben diese war es, welche ihn dem mißtrauischen Philipp empfahl, welcher ihn mehr zur Repräsentation brauchte, während die Spanier alles thun sollten, — der bloß Ernsts Geburt und Rang in derselben Weise benützen wollte, wie Aerschot einst den Erzherzog Matthias. Ernst besaß weder die Laster, welche schlechte Fürsten, noch die Tugenden, welche große Männer machen. Er wünschte allerdings den Frieden, aber weniger aus Politik, oder aus Mitleid gegen die ihm untergebenen Provinzen, als vielmehr aus persönlicher Schwäche, welche der Hauptgrund aller seiner Fehler war. Und nun bedenke man auch noch die Opposition, welche dieser unselbstständige Fürst bei den Regierungsgeschäften vorfand! Zwischen zwei Partheien trat er ein, von denen die eine, die spanische, durch Fuentes und Ibarra gestützt, große Prätensionen machte und auch in der That die Oberhand behielt, während die andre, die nationale, begründet auf der Eifersucht der hohen Landesaristokratie mit den Grafen Mansfeld und mit Aerschot an der Spitze, ihren Groll über die Demüthigung durch eine abermalige Fremdherrschaft kaum zu verbergen vermochte. Die Reibungen zwischen diesen beiden Partheien waren beinahe bis zu thätlichen Ausbrüchen gediehen, während die belgische Nation, von allen Seiten bedroht und doch allzu erschöpft an allen Mitteln, als daß sie wenigstens eine imponirende Stellung nach außen zu hätte einnehmen können, durchaus preisgegeben dastand. Heinrich IV. war nämlich jetzt in Frankreich fast allgemein anerkannt, und bedrohte die wallonischen Provinzen Artois und Hennegau, welche er bei der allgemeinen Gährung für sich zu gewinnen wünschte.

Um das Unglück Belgiens zu vollenden, kam noch die Meuterei unter den königlichen Truppen hinzu. Sie

ging von den italienischen Soldaten des Heeres aus und war auf jener Nationaleifersucht zwischen Italienern und Spaniern begründet, welche wir bereits noch bei Lebzeiten Parmas bemerkt und sogar gegen diesen großen Feldherrn selbst gerichtet gesehen haben. Hatten sich bei dessen Lebzeiten vielleicht die Spanier beeinträchtigt glauben können, so hatten jetzt, da durch Fuentes und Ibarra der spanische Einfluß vorherrschte, die Italiener noch bei Weitem triftigere Gründe, sich über Zurücksetzung und Unbilligkeit zu beklagen. Sie mußten zusehen, wie man die spanischen Truppen richtig bezahlte, während sie, die Italiener, nicht zu ihrem Solde kommen konnten. — Die Italiener ließen es jedoch bei bloßen Klagen eben so wenig bewenden, als es die Spanier bei ähnlichen Anläßen oft genug gethan hatten. Sie traten vielmehr zusammen, um sich mit Gewalt Recht zu verschaffen. Alle für Einen stehend, bemächtigten sie sich der Stadt Sichem in Brabant, und von diesem Mittelpunkte aus ergossen sie sich über das platte Land ringsum, welches sie mit Plünderungen und Brandschatzungen schwer heimsuchten. Bald lief ihnen allerlei mißvergnügtes Kriegsvolk zu (bloß die Spanier blieben streng ausgeschlossen) und in Kurzem organisirten sie ihren Aufstand. Es wurden förmliche Statuten festgesetzt, eine eigene Regierungsform eingeführt mit Befehlshabern, welche der Gesammtheit streng verpflichtet und verantwortlich waren; der wunderliche Militärstaat gab sich den Namen der „italienischen Republik," schrieb Steuern aus und legte eine Abgabe auf die Ausfuhr der Waaren. Belgien, und namentlich Brabant, litt unsäglich unter dieser Landplage, deren Beispiel sich gar bald auch auf spanische Truppen verpflanzte, welche auf den Grenzen von Flandern und Artois das bequeme Mittel wählten, sich durch Erpressungen des Landvolkes zu erhalten. Die militärischen Operationen

der königlichen Befehlshaber waren dadurch gelähmt und vergeblich suchte der Erzherzog Ernst strenge Maßregeln gegen die Meuter zu treffen. Diese hatten genaue Kenntniß von allem, was am Hofe vorging und trafen ihre Gegenanstalten. Inzwischen machte sich der kluge Moritz die Meuterei der feindlichen Truppen gehörig zu Nutze und schloß einen Waffenstillstand mit denselben. Als nun spanische Truppen gegen die italienischen Meuter ausgesendet wurden, und es zwischen beiden zu einem Treffen kam, begaben sich die Meuter, welche 2000 Mann stark waren, nach vorhergegangener Unterhandlung mit Moritz, von Sichem, welches sie hatten verlassen müssen, auf das Gebiet der Staaten, auf die sogenannte „lange Straße" bei Breda. Bald begannen sie Unterhandlungen mit dem Erzherzog Ernst über die Bedingungen, unter welchen sie wieder zur Ordnung zurückkehren wollten. Sie sahen sich dabei gehörig vor. Ernst sandte ihnen den Grafen Belgiojoso als Geißel zu. Die Unterhandlungen kamen zu Stande und die sogenannte „italienische Republik" löste sich dann auf, sowie man anderseits Ernst machte, die rechtlichen Verpflichtungen gegen die Soldaten zu erfüllen. Vertrauensvoll verließen die Meuter das Gebiet der Staaten und betraten das königliche wieder, ohne daß Moritz Anstalten getroffen hätte, sie auf irgend eine Weise zu beunruhigen. Sie erhielten hierauf ihre Bezahlung und thaten sodann ihre Schuldigkeit wieder wie vorher.

Wenn nun demnach auch die Nationaleifersucht zwischen Italienern und Spaniern der Meuterei der Ersteren eine bestimmte Richtung gegeben, so überzeugt man sich doch leicht aus der schnellen Beruhigung derselben, sobald sie ihren Sold erhielten, daß immerhin der Soldmangel die eigentliche Ursache der Empörung gewesen. Eben dieser Umstand wirft

ein besonderes Licht auf die Verhältnisse der Krone Spanien. Ganz abgesehen von der Unregelmäßigkeit der Verwaltung in den spanischen Niederlanden, lag doch der Hauptgrund in der finanziellen Erschöpfung Philipps II., welche sich kaum länger mehr verheimlichen ließ. Besondere Ursachen derselben waren damals außerdem noch die, daß sich die Ankunft der Geldflotte aus Westindien verzögerte, und daß die Engländer durch die Eroberung Fernambuco's der Krone Spanien einen beträchtlichen Schaden zugefügt hatten.

Drittes Kapitel.

Die belgischen Angelegenheiten wurden gegen das Ende des Jahres 1594 durch die veränderte Stellung, welche König Heinrich IV. von Frankreich gegen Philipp II. einnahm, immer gefahrvoller. Früher war Heinrich IV. („der Bearner“ wie ihn die Gegenparthei schlechtweg nannte) bloß in der Defensive gewesen; nachdem er sich sein Recht glorreich erkämpft hatte, nachdem die Ligue in Frankreich so gut wie überwältigt war, nahm er gegen den gefährlichsten Feind und Unterstützer derselben, Philipp II. von Spanien, die Offensive an. Schon in dem vorhergegangenen Kapitel haben wir angedeutet, daß Heinrich IV. Absichten auf die wallonischen Provinzen Artois und Hennegau hegte. Noch zu Ende jenes Jahres gab er dieselben offen kund. Unter dem 17. Dezember 1594 erließ er von Amiens aus an die genannten zwei Provinzen Schreiben des Inhalts: „Er habe zwar genugsame Veranlassung, um an dem König von Spanien, als dem vornehmsten Urheber und Beförderer des Krieges, Rache zu nehmen; auch besitze er hinlänglich Muth und Kraft dazu; doch aus Rücksichten, welche die ganze Christenheit beträfen, hätte er sich entschlossen, Alles zu dulden, und bloß einen Defensivkrieg zu führen. Da er jedoch sehe, daß König Philipp II., ungeachtet aller mit den frühern Beherrschern Frankreichs geschlossenen Friedensverträgen, die Rebellen in Frankreich zu unterstützen

suche, habe er (Heinrich IV.) sich genöthigt gefunden, einen Offensivkrieg anzufangen. Indessen habe er, in Betracht, daß die Bevölkerung von Artois und Hennegau am allerwenigsten an diesem Kriege Schuld trüge, und dennoch die ersten und wichtigsten Wechselfälle desselben ertragen müßte, aus Zuneigung für sie, die Kriegserklärung noch aufgeschoben. Er zeige ihnen nun an, daß er dieselbe ganz unterlassen werde, wenn beide Provinzen es dahin bringen könnten, daß die auf Befehl des Königs von Spanien an den Grenzen zusammengezogene Armee (die ihnen ja eben so sehr zur Last fiele, als sie ihm selbst ein Gegenstand gerechter Besorgniß sein müsse,) sich zurückzöge und wenn sie ihm versprechen und verbürgen wollten, daß sie nichts gegen seine Unterthanen unternehmen würden. Er setzte hierfür den ersten Tag des neuen Jahres als äußersten Termin. Im entgegengesetzten Falle sehe er sich denn freilich genöthigt, den Krieg zu erklären."

Nachdem die Städte der genannten beiden wallonischen Provinzen dies Schreiben Heinrichs IV. erhalten hatten, theilten sie dasselbe dem Erzherzog Ernst mit, und erbaten sich dessen Meinung über die Erwiederung, welche sie geben sollten. Ernst überließ diese ganz ihrem eigenen Ermessen, nur sollten sie die Ehre und das Interesse des Königs dabei nicht außer Augen lassen. Hierauf bedeuteten sie denn dem Parlamentär Heinrichs IV., abzureisen, indem sie ihm überhaupt keine Antwort mitzugeben hätten. Der Erzherzog war kränklich, und dieser Umstand trug noch dazu bei, seine Unentschlossenheit zu vermehren, welche für die spanischen Niederlande damals wohl das größte Uebel war. Die vereinigten Provinzen konnten bei dieser neuen Verlegenheit ihrer Nachbarn, und zumal bei der Unentschiedenheit der Regierung über dieselben nur gewinnen.

Noch vor dem Ende des Jahres 1594 trug ein den König von Frankreich persönlich betreffendes Ereigniß wesentlich dazu bei, den allgemeinen Argwohn gegen die Umtriebe der spanisch-hierarchischen Parthei wesentlich zu verstärken. Heinrich IV. wurde nämlich (am 27. Dezember 1594) durch einen Jesuitenschüler, Namens Johann Chatel, meuchlerisch verwundet, und der Mörder bekannte, daß ihn bloß die Liebe zur katholischen Religion zu dem Attentat bewogen habe, indem es ihm Pflicht geschienen, einen ketzerischen König aus dem Wege zu schaffen; fernere Aussagen ergaben, daß die jesuitische Moral nicht wenig beigetragen hatte, Chatel in seinem Vorsatz zu bestärken. Die nächste Folge dieses Attentates war ein Beschluß des französischen Parlaments, kraft dessen die Jesuiten, als Verführer der Jugend, als Feinde des Königs und des Reiches und als Störer der öffentlichen Ruhe, aus Frankreich verbannt wurden; die weitere Folge war der ziemlich allgemeine Verdacht, daß das spanische Interesse hierbei im Spiele gewesen sei. Kurz, alle Partheileidenschaften wurden durch jenes Ereigniß auf das Furchtbarste aufgerüttelt.

Inzwischen war die Verlegenheit der spanischen Niederlande auf's Aeußerste gestiegen. Am 1. Januar 1595 trafen die ersten Mitglieder der Staaten von Brabant (Geistlichkeit und Adel, — die Städte waren nämlich nicht zugelassen worden) auf Einberufung in Brüssel zusammen. Die allgemeine Stimmung für den Frieden war dem Erzherzog nicht unbekannt, und so eröffnete er denn den Versammelten (und zwar in spanischer Sprache) „er habe einen eigenhändigen Brief des Königs von Spanien erhalten, dessen Inhalt darauf hinziele, daß die Niederlande den Frieden bekommen sollten. Dieß sei denn auch der einzige Grund, weßhalb er (der Erzherzog) seine angenehme Stellung am kaiserlichen

Hofe verlassen habe, um die gute Absicht Sr. Majestät in Ausführung bringen zu helfen." Eine conventionelle Phrase, ohne Bedeutung im Munde dieses schwachen Fürsten! — Fuentes war bei dieser Versammlung nicht zugegen, und zwar aus dem Grunde, weil er seinen Platz nicht unter dem Herzog von Aerschot einnehmen wollte, der sich energisch geweigert hatte, ihm einen höheren Platz einzuräumen; auch in solchen Nebendingen äußerte sich die wiedererwachte Eifersucht zwischen der eingebornen Aristokratie und den Spaniern. Erzherzog Ernst wandte die Konversation nach jener Phrase auf Gegenstände, die nicht zur Sache gehörten. Die Geistlichkeit war damit keineswegs zufriedengestellt. „Man muß sich in Geduld fassen, das ist deutsche Manier" meinte der Herzog von Aerschot ironisch; — „in Deutschland begnügt man sich bei feierlichen Versammlungen damit, daß man am ersten Tage die etikettemäßigen Komplimente abmacht; — das Ceremoniel gilt dort mehr als der Verlust eines Königreiches!" Am anderen Tage brachte Aerschot lebhaft die dringende Gefahr der wallonischen Provinzen Artois und Hennegau zur Sprache. „Schon ziemlich lange" führte er an, „spreche man von den „guten Absichten" Seiner Majestät und noch immer erwarte man deren Wirkungen; schon ziemlich lange hätte man dem König die gerechten Beschwerden mitgetheilt, und wenn sie dieser, wegen der allzugroßen Entfernung nicht habe vernehmen, wenn er sie nicht habe berücksichtigen können, so würde man wohl am Ende gezwungen sein, gegen die Uebel, unter denen man leide, kräftige Mittel anzuwenden, um zu beweisen, daß man nicht schwächer als der Wurm sei, der sich krümme, wenn man ihn tritt. Habe man dies gethan, so würde man sich vor dem König (die ganze Christenheit dürfte dann darüber zu Gericht sitzen) so zu rechtfertigen wissen, daß alle Völker nicht

umhin können würden, zu bezeugen: man habe bloß das gethan, was Natur und Nothwendigkeit geboten.“ Die Rede Aerschots erweckte die lebhafte Beistimmung der Geistlichkeit, welche laut Aerschots Gefühle für ihre eigenen erklärte, und der Aristokratie, unter welcher sich der Prinz von Chimay, die Grafen Ahremberg, Bossü, Barlaimont und de Ligne befanden. Nun wurde Aerschot, welcher sich jetzt in jener Stellung befand, die dem alten Verlangen seines Ehrgeizes entsprach, immer heftiger und rückte immer näher an's eigentliche Ziel. Er sprach alle Klagen der Provinzen über die unerträglichen Beschwerden durch die spanischen Truppen aus, die in dem Grafen Fuentes die vornehmlichste Stütze für ihren Uebermuth fänden. Hierauf sagte er geradezu heraus, was ihm so sehr auf dem Herzen lag, nämlich daß dieser Spanier mit allen übrigen Ausländern durchaus der einheimischen Aristokratie weichen müßte, welche letztere die wahren Interessen des Landes und alle Bedürfnisse desselben besser kennte; „ja,“ fuhr er fort, „wenn man nicht aufhört, alles Vertrauen bloß den Ausländern zu schenken, dann muß sich wohl endlich der belgische Adel gänzlich vom Dienste des Königs und des Landes zurückziehen, und sich bloß mit seinen Privatangelegenheiten beschäftigen.“ Aerschot schloß, als beredter Wortführer seiner Parthei, welche unter jenen Verhältnissen einen nationalen Anstrich hatte, damit, daß er alle dringenden Beweggründe auseinandersetzte, weßhalb man die Mittel suchen müßte, um einen Frieden mit der Republik der vereinigten Provinzen zu Stande zu bringen. Eben hierin traf Aerschot wieder das gemeinsame Losungswort für alle Wünsche in Belgien.

Der Erzherzog erwiederte: „er selbst habe bekanntlich die ersten Schritte zu einer Ausgleichung mit den „vereinigten

Provinzen" versucht; diese hätten aber seine Vorschläge zurückgewiesen. Ohne denn nun der Autorität und Würde des Königes etwas zu vergeben, könne er jetzt wohl keine weiteren Schritte thun." Deßhalb verlangte er von den Staaten zuvörderst einen Bericht über die Nothwendigkeit und die Möglichkeit, einen ehrenvollen Frieden abzuschließen. Die Staaten entwarfen hierauf ein Memoire, worin sie ausführlich erwiesen, daß der Frieden durchaus nothwendig, daß er ferner ausführbar, endlich, daß er ehrenvoll sei. Ernst schien damit einverstanden zu sein und versprach den Staaten ihr Memoire, mit einer triftigen Empfehlung versehen, nach Spanien an den König zu schicken, womit sich denn die belgischen Staaten für's Erste beruhigten.

Sie wurden jedoch aus ihren Hoffnungsträumen sehr bald durch die drohende Sprache aufgerüttelt, welche Heinrich IV. und Philipp II. gegeneinander führten. Der Erstere erließ von Paris aus, unter'm 17. Januar 1595 eine Kriegserklärung gegen den Letzteren, welchem er vor aller Welt geradezu Schuld gab, einen „von wahrhaft spanischem Geiste besessenen" Franzosen gegen sein Leben bewaffnet zu haben. Nicht minder heftig war die im Namen Philipps II. unter'm 17. März von Brüssel aus erlassene Erwiederung des Manifestes. In derselben war ausdrücklich zugestanden, daß Philipp II. der zur Erhaltung der katholischen Religion in Frankreich noch bestehenden Ligue seinen Schutz und seine Bundesgenossenschaft keinesweges zu entziehen gedenke, daß er sie vielmehr mit Gottes Gnade durch alle Mittel unterstützen wolle, daß er ferner den Prinzen von Bearn (den Titel eines Königs von Frankreich wollte Philipp Heinrich dem Vierten nicht einräumen, weil dessen Reconciliation mit dem römischen Stuhle noch nicht zu Ende gebracht war,) so wie dessen Anhän-

ger als Feinde betrachte und zu Land wie zur See als solche behandlen wolle. Schließlich betheuerte Philipp in jener Erwiederung, daß ihn kein anderes Interesse bewege, als die Ehre Gottes, die Aufrechthaltung der katholischen Religion und der Frieden der heiligen Kirche.

Der Kriegserklärung Heinrichs IV. folgte alsobald die Eröffnung der Feindseligkeiten. Die französischen Truppen brachen in Artois und Hennegau ein. Sie steckten die Städte, Schlösser und Abteien, ja selbst die Vorstädte von Valenciennes in Brand. Sie streiften sogar bis vor die Thore von Mons, während die spanischen Truppen durch ähnliche Züge über die Grenzen Frankreichs Repressalien gebrauchten. Die Republik der vereinigten Provinzen verhielt sich dabei nicht partheilos, sondern suchte vielmehr von den Operationen Heinrichs IV. Nutzen zu ziehen. Der Herzog von Bouillon und Graf Philipp von Nassau waren in das Gebiet von Luxemburg eingefallen, hatten sich mehrer kleiner Grenzfesten wie la Ferté, Yvoy und Virton bemächtigt und auf Streifzügen das platte Land ringsum verwüstet. Um nun die Expeditionen gegen Luxemburg fortsetzen und auf Namür ausdehnen zu können, schien eine Verbindung mit den Operationen der französischen Truppen höchst wichtig und zu diesem Zwecke mußte der Besitz der Stadt und Festung Huy auf Lüttich'schem (also neutralem) Boden sehr förderlich sein. Gegen die Bedenklichkeit, neutrales Gebiet zu verletzen, führte man den Scheingrund an, daß sich der geistliche Landesherr von Lüttich, Herzog Ernst von Baiern, als Kurfürst und Erzbischof von Köln, gegen die Republik feindselig benommen, indem er den Feinden derselben, den Spaniern, die Besatzung in seinen Festungen überlassen habe.

Der kühne Heraugière, dessen Namen die Eroberung Breda's unvergeßlich gemacht, wurde mit dem Anschlag gegen Huy beauftragt, wozu es eines Mannes von eben so großer Klugheit als Entschlossenheit bedurfte, obwohl das Schloß in Huy nur sehr schwach vertheidigt war. Heraugière ersah sich zwei Leute aus seinem Regiment, Wits, genannt Molle und Worsen, genannt Grevesse, welche die Unternehmung vorbereiten und ausführen sollten. Der Letztere mußte sich nach Heraugière's Anleitung nach Huy begeben, um die Oertlichkeit in Augenschein zu nehmen. Dort miethete Grevesse ein, einer Wand des Schlosses gegenüber gelegenes, leer stehendes Haus auf der Seite der Klostergebäude von Unserer-Lieben-Frau und verbarg in demselben ungefähr 30 beherzte Kameraden. Mit diesen drang er des Nachts zwischen zehn und elf Uhr, auf eigens dazu eingerichteten Strickleitern, durch zwei unvergitterte Fenster in das Schloß. Gegen Tagesanbruch versteckten sich die Wagehälse in einem alten Gemäuer, durch welches die Bewohner der Stadt passiren mußten, wenn sie sich zum Gottesdienste in die Schloßkapelle begeben wollten. Als nun der Morgen graute (es war am 5. Februar, einem Sonntag) ergriffen und knebelten die versteckten Soldaten die ersten zwei Personen, welche sich durch das alte Gemäuer in die Kapelle begeben wollten, eine Magd und eine Frau; drangen jedoch bald, aus Besorgniß entdeckt zu werden, selbst in die Schloßkapelle und bemeisterten sich in derselben des Priesters, des Gouverneurs und seiner Familie. Am folgenden Tage erschien dann Heraugière mit 800 Mann vor der Stadt, forderte sie zur Uebergabe auf und erlangte diese auch wirklich nach kurzen Bedenklichkeiten. Der Bischof von Lüttich war über die Verletzung seines neutralen Gebietes und die gewaltsame Besitzergreifung einer ihm gehörenden Stadt mit Recht aufgebracht,

wandte sich mit Beschwerden an die Staaten und verlangte die Ueberlieferung Huys. Die Republik erwiederte hierauf, dies könne erst dann stattfinden, wenn beide kriegführende Theile die Waffen niedergelegt und auch die Spanier die Festungen auf dem Gebiete des Bischofs geräumt haben würden.

In diesem Zeitpunkte starb der Erzherzog Ernst, in der Nacht vom 20. auf den 21. Februar, in Folge eines unheilbaren inneren Leidens, wie sich bei der Section zeigte. Man bedauerte in den spanischen Niederlanden seinen Tod eben so wenig, als man ihn bei seinen Lebzeiten nach der kurzen Hoffnung, die man auf ihn gesetzt, besonders geachtet hatte, wofür mehre Spottlieder auf ihn Beweise gaben. *) Vor seinem Ableben hatte er dem Grafen Fuentes provisorisch die Verwaltung übergeben, vorbehaltlich der von dem König einzuholenden Bestätigung. Zwar bestand nun noch der Staatsrath, welcher nominell die Regierung führte; aber Fuentes leitete, als Präsident des Staatsrathes alle Angelegenheiten, zum fortwährenden Mißvergnügen der Belgier.

Der Bischof von Lüttich, welcher sich nach der abschlägigen Antwort der Republik mit seiner Beschwerde an den Erzherzog gewendet hatte, ließ sich durch dessen Tod in seinen Bemühungen, Huy wieder zu gewinnen, nicht irre machen. Und bald gelang es ihm auch, sich durch einen raschen Ueberfall wieder in den Besitz dieser Stadt zu setzen. Heraugière mußte sich mit einem Theil seiner Truppen in das Schloß, der Rest derselben in den St. Johannisthurm zurückziehen. Nach einer achttägigen Belagerung kapitulirte Heraugière (am 21. März) und erhielt ehrenvollen freien Abzug, worauf Ver-

*) Grotius. III.

dugo die Stadt besetzte, welche jedoch nach drei Monaten dem Bischof von Lüttich zurückgegeben wurde.

Durch den schnellen Wiederverlust Huys wurde denn auch der weitere Plan zu einer Verbindung mit den in Luxemburg eingefallenen französischen Truppen vereitelt. Fuentes entwickelte überdies rasch eine außerordentliche kriegerische Thätigkeit, und die richtige Berechnung, welche seinen Operationsplänen zu Grunde lag, machte seinem Talente große Ehre; leider war jedoch sein Charakter nicht von der Art, daß er sich durch allen Ruhm in den Niederlanden auch Freunde erwarb. Er sandte den tapfren Verdugo ins Luxemburgische, und bald mußten es die französischen Truppen räumen. Der ritterliche Greis Mondragon hatte die Bewegungen des Prinzen Moritz zu beobachten. In Burgund hielt Don Ferdinand Velasco, an den Grenzen von Artois der Marquis Varambon zur Vorhut gegen die Operationen Heinrichs IV. Gegen Cambray zu stand eine Truppenabtheilung unter Berlotte. Fuentes selbst, welcher das ganze Heerwesen mit großer Einsicht aus dem Verfalle wieder hergestellt hatte, beabsichtigte, gegen die Picardie vorzudringen und sich insbesondere Cambray's zu bemächtigen. Diese Stadt befand sich nun seit den Zeiten Anjous (1581) im Besitz französischer Truppen; Anjou hatte die Stadt dem Jean de Montluc, Herrn von Balagni übergeben, einem tapfren, aber ehrgeizigen und eigensüchtigen Manne, welcher nach Anjou's Tode die Stadt für sich selbst behauptete und sogar den Titel eines „Fürsten von Cambray" usurpirte. Mit ihm wetteiferte seine Gattin, eine geborne Büssi d'Amboise, in Ehrgeiz, Eigenmächtigkeit und Muth, zum großen Mißvergnügen der Einwohner Cambrays, besonders aber der Geistlichkeit.

Fuentes, welcher zu Anfang Juni's 1595 von Brüssel

aufgebrochen war, beschloß, zuvörderst mehre Grenzstädte zu erobern, welche Cambray deckten. Es gelang ihm auch. Am 25. Juni ergab sich ihm Catelet, am 31. Juli Dourlans. Am 13. August rückte er dann vor Cambray mit nur 1000 Mann zu Fuß und 1500 Reitern, aber im Vertrauen auf das Einvernehmen mit einem Theile der Bevölkerung, und auf den Einfluß der Geistlichkeit über dieselbe. Balagni versuchte jedes Mittel, um die Bewohner Cambrays zu beruhigen, aber er hatte sich zu sehr verhaßt gemacht, als daß ihm dies gelingen konnte. Am 2. October ergab sich die Stadt dem tapfren und klugen Fuentes, (und zwar unter denselben Territorialverhältnissen, wie früherhin, bevor sie in französischen Besitz gekommen war, nämlich unter Oberhoheit des Erzbischofs und dem Schutz des Königs von Spanien); am 9. Oktober übergab Baligni dem Grafen Fuentes auch das Schloß, da er die Unmöglichkeit einsah, sich in demselben länger zu vertheidigen. Uebrigens vermochte die ehrgeizige Frau von Balagni den Gedanken nicht zu überleben, daß die usurpirte Fürstlichkeit über Cambray nun mit einem Male ein Ende haben sollte. Sie starb noch an demselben Tage, da ihr Gemahl die Kapitulation abschloß, in einem Anfall von Raserei. Fuentes übergab hierauf das Kommando über Cambray an Augustin de Mexia, und kehrte nach Brüssel zurück, wo er einen glanzvollen Triumpheinzug hielt.

Inzwischen waren die Feindseligkeiten auch in den nördlichen Provinzen fortgesetzt worden. Prinz Moritz hatte beschlossen, sich der Festung Grol in Zütphen zu bemächtigen. Sie liegt an dem Fluße Beckel, welcher der Yssel zuströmt, und war eine von den wenigen Festungen, welche die Spanier auf dem rechts vom Rheine gelegenen Gebiete noch besaßen. Moritz hatte sich mit den Truppen Philipps von Nassau,

die von der französischen Grenze zurückgekommen waren, vereinigt, machte einige Demonstrationen gegen Herzogenbusch und Hulst und rückte dann plötzlich vor Grol. Da trat dem jungen siegreichen Feldherrn ein Greis voll jugendlicher Kraft entgegen, der 92jährige Mondragon, dessen Namen wir in dieser Geschichte öfters und stets ehrenvoll erwähnten. Als Moritz sah, daß Mondragon ihm zum Entsatze Grols gegenüberstand, gab er den Plan einer Belagerung auf, weil er seine Macht zu schwach fühlte, als daß er sie einerseits für einen Angriff, anderseits für eine Abwehr hätte zersplittern dürfen. Nach Aufhebung der Belagerung suchte nun Moritz (wider seine sonstige Gewohnheit) seinen Gegner zu einer offenen Feldschlacht zu verleiten; doch Mondragon vermied diese und zog sich in ein verschanztes Lager zwischen Dinslake und der Lippe zurück. Moritz folgte ihm, und am 2. September kam es denn wirklich zu einem sehr hitzigen Treffen, wobei jedoch die Spanier den Sieg davon trugen und die Grafen Philipp und Ernst von Nassau, sowie Graf Ernst von Solms gefangen wurden. Philipp von Nassau und Ernst von Solms starben bald darauf zu Rheinberg, wohin man sie gebracht hatte, an ihren Wunden.

Mit dieser Niederlage der republikanischen Truppen war der Feldzug des Jahres 1595, in welchem sich der Vortheil auf Seiten der königlichen Parthei befand, eigentlich bereits beschlossen. Wiewohl sich nämlich die feindlichen Armeen noch längere Zeit am Rhein gegenüberstanden, so fiel doch nichts Entscheidendes mehr vor, und zwar aus dem Grunde, weil Mondragon eine Abtheilung seiner Truppen dem Grafen Fuentes zu Hülfe schickte, wärend von Moritzens Armee zwei Regimenter unter Justin von Nassau zur Unterstützung Heinrichs IV. nach Frankreich abgingen. Ein Versuch

des Prinzen Moritz, Meurs durch Ueberfall den Spaniern zu entreissen, und ein anderer Versuch Heraugières, sich Lier's in Brabant zu bemeistern, mißlangen. Sowohl Moritz, als Mondragon legten nun ihre Truppen in die Winterquartiere. — Bald hierauf beschloß der Letztere sein thaten- und ehrenreiches Leben mit der stolzen Freude des Gedankens, daß der junge Kriegsgott der Republik vor ihm, dem Greise, gewichen, mit dem Bewußtsein, daß er bis zum letzten Athemzuge seinem König treu gedient hatte, ohne der Ehre und der Menschlichkeit untreu geworden zu sein.

Nachdem wir nun die Kriegsereignisse betrachtet haben, nehmen die inneren Angelegenheiten unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Fest und sicher, ungeachtet mehrer Mißverhältnisse, (wozu namentlich die Verschiedenheit der Münze und die Unsicherheit des Geldkurses in den einzelnen Provinzen gehörten), stand die Republik auf dem Fundament der Utrechter Union da. Ihr Ansehen bei den auswärtigen Mächten nahm zu. Mit den Königen von Frankreich und Dänemark, mit der Königin von England in gleicher Reihe hatte König Jakob von Schottland (im Mai 1594) die Generalstaaten zur Pathenstelle bei der Taufe seines erstgebornen Sohnes gebeten und die Republik durch eben die Zusammenstellung mit jenen erlauchten anderen Pathen gleichsam als selbstständige Macht anerkannt. Die Generalstaaten beschenkten den Täufling mit zwei kostbaren goldnen Gefäßen, und einer jährlichen Leibrente von 5000 Gulden. Elisabeth war, aus geheimer Eifersucht auf ihren königlichen Nachbar in Schottland mit der allzugroßen Annäherung der Republik an denselben nicht sehr einverstanden und gab ihr Mißvergnügen den niederländischen Gesandten, welche ihr auf der Rückreise die Aufwartung machten, sehr deutlich zu erkennen.

Die Republik war jedoch bereits so sehr zu Kräften gekommen, daß sie sich über Elisabeths üble Stimmung keineswegs sehr beunruhigte, obwohl sich die Generalstaaten alle Mühe gaben, der Königin von England Beweise abzulegen, wie ungetrübt sie das Bundesverhältniß zu erhalten trachteten. Eine andere Genugthuung erfuhr die Republik in ihrem Verhältniß zu Dänemark. Der Erzherzog Ernst hatte diese Macht durch eine Gesandtschaft ersuchen lassen, der Republik allen Handel mit den Unterthanen derselben zu verbieten, so lange dieselbe nämlich nicht mit dem König von Spanien in Friedensverhandlungen getreten sei; — dieses Ansinnen nun war von Dänemark geradezu abgeschlagen worden. Kurz, man sah, wie die Republik der vereinigten Provinzen bereits anfing, von außen her in der Stellung anerkannt zu werden, welche sie sich durch einen ruhmvollen Kampf und durch eine nicht minder ruhmvolle Beharrlichkeit allmählig errungen hatte, in der Stellung einer selbstständigen europäischen Macht.

Zu gleicher Zeit waren die Zustände der „spanischen Niederlande" fortwährend sehr traurig. Nachdem das arme Belgien aus allen Hoffnungen, die es auf den Erzherzog Ernst gesetzt hatte, so schnell enttäuscht worden war, hatte es nach dem Ableben desselben, unter der provisorischen Generalstatthalterschaft des Spaniers Fuentes fast alle jene Uebelstände aufs neue zu befahren, unter denen es zu Alba's Zeiten so unsäglich gelitten hatte. Abermals drohte der fremde Einfluß, alle nationalen Interessen zu verdrängen, und wie beim ersten Beginn der Unruhen, so war es jetzt wieder die einheimische Aristokratie, welche sich der vaterländischen Interessen lebhaft annahm, wiewohl freilich aus keinem anderen Grunde, als weil sie sich durch die spanische zurückgesetzt fühlte. Fuentes, welcher die militä-

rischen Talente Alba's besaß, hatte auch dessen Stolz, theilte auch dessen Verachtung gegen die Edlen eines Landes, das seine Heimath nicht war, über die er sich durchaus blos wie über Diener erhob, er ein Sohn des reingläubigen Spaniens! Wie Fuentes den im Kriege gefangenen Feind mit kaltem Blute hinschlachten lassen konnte, so hatte er auch keine Ahnung davon, die fremde Nationalität zu respektiren. Seinen Landsleuten maßte er die höhere Einsicht, die vermeintlich rechtmäßige Obergewalt an. Nun aber denke man sich dagegen ein Volk, welches durch den Uebermuth der Fremden bereits aufs Tiefste gekränkt, ja durch denselben einst schon soweit gebracht worden war, daß es sogar seine religiöse Sympathie, die es an Spanien band, dem gerechten Trotz zur Behauptung seiner Würde hatte zum Opfer bringen können, — ein Volk, welches sich nach so zahllosen Leiden dem fremden Herrscher dennoch wieder unterworfen hatte, und zwar mit einem Vertrauen, welches die höchste Achtung verdient, mit dem heiligen Vertrauen, daß endlich doch die Nationalität vollkommen gewürdigt werden, daß die provinzialen Privilegien garantirt bleiben würden! Dieses Volk nun, welches zwar durch alle Leiden tiefgebeugt, aber noch nicht entnervt werden konnte, sehen wir jetzt, wie es zum Lohn für alle seine Geduld, für alle seine Hoffnungen, für seine ganze Hingebung, und für sein edles Vertrauen, plötzlich wieder jenen Kreislauf von vorne beginnen soll, den es bereits durchgemacht hat. Die belgische Aristokratie fühtle dies am Empfindlichsten. Auf ihren Schultern lastete das ganze Gewicht einer rein spanischen Regierung, wie sie durch Fuentes jetzt wieder im Schwange ging. Sie fühlte es umso schwerer, je mehr sie sich bewußt war, daß ja hauptsächlich sie die Veranlassung zur Wiederunterwerfung der Niederlande unter die spanische Herrschaft gewesen war.

Die Aristokratie, in welcher die ganze Nationalität beleidigt war, zog sich nun zurück. Eben jener Herzog von Aerschot, welcher einst sosehr gegen Wilhelm von Oranien intriguirt hatte, welcher faktisch die Autorität des ganzen einheimischen Adels repräsentirte, gab Allen ein Beispiel, welches wohl geeignet war, um den König aufmerksam zu machen. Zu stolz, seinen Nacken unter den verhaßten spanischen Einfluß zu beugen, verließ Aerschot die Heimath und begab sich nach Venedig, wo er, wie er sich ausdrückte, „als freier Mann wenigstens sterben könne.“ Er starb auch eben dort noch im Dezember desselben Jahres (1595). Sein Sohn Karl von Croy, Prinz von Chimay, erbte seine Herrlichkeiten. Ein Gegenstück dazu bot das Schicksal des verdienstvollen Grafen Karl von Mansfeld. Dieser hatte sich nicht enthalten können, seine aristokratisch-nationalen Gefühle gegen den Spanier Fuentes bei mehren Anlässen öffentlich kundzugeben. Fuentes konnte dies jedoch für die Dauer ebensowenig ertragen; der talentvolle und unternehmende Graf mußte ihm stets ein Dorn im Auge bleiben. Plötzlich erfuhr man nun, daß Graf Karl von Mansfeld den Auftrag erhalten habe, dem Kaiser Rudolf II. eine Truppenabtheilung zuzuführen, welche zum Kampfe gegen die Türken bestimmt war. Karl von Mansfeld entledigte sich dieses Auftrages; er verließ die Niederlande, wo er den Spaniern allzusehr im Wege stand, im April 1595, kam nach Prag und genoß dort die Ehre, daß ihn Kaiser Rudolf II. zum Ritter schlug, und ihm die Würde eines Reichsfürsten ertheilte. Doch schon im August desselben Jahres raffte ihn der Tod dahin.

Während nun so die schroffe Opposition zwischen Spaniern und Niederländern durch die Aristokratie bei den letzteren auf die Spitze getrieben war, äußerte sich fortwährend der Nationalwille der Belgier, welcher einzig und allein in einem

Frieden Rettung und Heil suchte. Frost, Ueberschwemmung und Theurung hatten die Noth des ohnehin bedrängten Volkes, aufs Höchste gesteigert. Fuentes war hart, aber immerhin klug genug, um einzusehen, daß er dem Nationalwillen wenigstens nicht direkt widerstreben dürfe. Demgemäß handelte er denn auch, obwohl er überzeugt sein konnte, daß alle Friedensunterhandlungen doch nicht zum Ziele führen würden. Vielleicht eben darum, weil er dies vorauswußte, ließ er jene zu. Uebrigens herrschten, obwohl alle Gemüther in Belgien in dem einzigen Wunsche nach Frieden zusammentrafen, doch bei den Einzelnen verschiedenartige Motive vor. Wir wollen hier nur vorzugsweise das des berühmten Gelehrten Justus Lipsius hervorheben, welcher damals Professor an der Universität zu Löwen war. Dieser äußerte sich auf die Anfrage eines angesehenen Edelmannes, was er über Friedenshandlungen denke, in seiner schriftlichen Erwiederung (vom 3. Januar 1595), daß er gleichfalls zum Frieden rathe, bloß um die Kräfte der Holländer („wir haben drei Feinde, den Franzosen, den Engländer und — den Holländer!") zu entwaffnen und Zwietracht unter denselben zu verbreiten.

Die Friedensverhandlungen wurden nun dadurch eingeleitet, daß der Marquis von Havré eine Zuschrift an einen gewissen Jakob von Malderé, (einen Edelmann aus Tournay) richtete, welcher früher Havrés Hausgenosse gewesen war und sich jetzt in den Diensten des Prinzen Moritz befand. Malderé unterrichtete den Letzteren davon und Moritz berieth sich über die wichtige Angelegenheit mit den Staaten. Hierauf autorisirte nun Moritz jenen Malderé, dem Marquis zu erwiedern, daß allerdings Hoffnung zum Frieden dasei, aber nur in dem Falle, wenn die spanischen Truppen nicht bloß den niederländischen Boden, sondern auch die Freigrafschaft Burgund

räumen würden, wo Velasco gegen den Herzog von Bouillon in den Waffen stand. Da Havré in seiner Antwort an Malderé dieser Bedingungen duraus nicht erwähnte, so erklärte ihm der Letztere in höherem Auftrag ausdrücklich, daß die Republik der vereinigten Provinzen zwar gerne mit den übrigen niederländischen Landschaften, aber keinesfalls mit Spanien in Unterhandlungen treten würde. Im April erschienen denn nun Dirk Liesveld (welcher früherhin Kanzler von Brabant gewesen), Jakob Maas und Otto Hartius in Middelburg vor dem Prinzen Moritz, angeblich als Abgesandte der belgischen Staaten an die Staaten der vereinigten Provinzen. Sie stellten den Letzteren und dem Prinzen vor, wie sich die Regierung Belgiens jetzt in den Händen des Staatsrathes befinde. Sie erinnerten daran, wie es dem Staatsrath schon früherhin unter ähnlichen Verhältnissen wie jetzt gelungen war, den Bürgerkrieg zu unterdrücken und die Entfernung der fremden Truppen zu bewirken. Auf den letzteren Umstand legten sie besondres Gewicht, da derselbe von Seiten der Republik als allererste Bedingung einer Friedensverhandlung und Widervereinigung mit Belgien beantragt worden war. Auch jetzt, (bemerkten deßhalb jene Gesandten weiterhin) würde es nicht eben große Mühe kosten, den Abzug der fremden Truppen zu bewirken, sobald nämlich Belgien nur erst wieder in Friedenszustand gebracht sei. Man sieht: sie hatten klug die ganze Frage umgestürzt; sie faßten die Bedingung wie eine nothwendige Folge auf, welche sich im Interesse Belgiens eigentlich von selbst verstünde. Die Wiedervereinigung sämmtlicher Niederlande zu bewirken, war angeblich die Grundaufgabe der Gesandten. Es lag indessen für Jeden, der die Verhältnisse auch nur oberflächlich kannte, am Tage, daß

dies solang eine Illusion bleiben mußte, als einerseits Belgien dem König von Spanien unterthan blieb und als anderseits die vereinigten Provinzen ihre republikanische Verfassung nicht aufgaben. So lange das eine oder das andre Verhältniß nicht durchweg aufgehoben wurde, mußte auch sogar eine bloße Föderation beider Theile unmöglich sein, geschweige denn, daß sich an eine innige Vereinigung derselben hätte denken lassen. Es handelte sich demnach zuvörderst darum, ob man in Belgien wirklich aufrichtig eine Wiedervereinigung beabsichtige.

In Bezug auf die Gesandtschaft, welche mit dem betreffenden Auftrage erschien, enthüllte sich indessen gar bald die Unaufrichtigkeit, zu welcher sie sich hergab, durch die weiteren Vorschläge, welche sie dem Prinzen Moritz machte. Indem nämlich die erwähnten Gesandten erklärten, sie seien gekommen, um die vereinigten Provinzen zu jenem Zwecke aufzufordern, stellten sie dann weiter dem Prinzen Moritz vor: „er möchte seinen wohlerworbenen Ruhm lieber sicher stellen, als denselben fernerhin an alle ungewissen Erfolge eines Krieges wagen; woran sie denn keineswegs zu zweifeln versicherten. Das Haus Nassau habe sich nicht bloß durch den Krieg, sondern auch im Friedenszustande die höchste Bewunderung erworben. Setzte jedoch Prinz Moritz gerade den kriegerischen Ruhm über alles, so ließe sich ja wohl auch dafür eine passende Auskunft finden; denn bei dem großen Rufe, den er sich durch seinen Heldenmuth erworben habe, ließe sich wohl nichts anderes vermuthen, als daß ihm gewiß jede europäische Macht mit Vergnügen den Oberbefehl über ihr Heerwesen übertragen würde.“ Aus dieser Voraussetzung ließ sich ziemlich unzweifelhaft die geheime Absicht erkennen, welche den sogenannten Friedensverhandlungen zu Grunde lag und

welche den so dringend ausgesprochenen allgemeinen Wunsch der Belgier zu benützen suchte. Moritzens Entfernung aus den Diensten der Republik lag der Berechnung zu Grunde, und man folgerte weiter, daß alsdann die vereinigten Provinzen bedeutend geschwächt würden. Man dachte jedoch nicht mehr daran, daß selbst die Ermordung Wilhelms von Oranien, welchen Spanien einst als das einzige Hinderniß betrachtet hatte, die Fortschritte der Sache der Freiheit nicht hatte aufhalten können. Selbst ein weniger scharfsichtiger Mann als Moritz hätte bei jenen Erörterungen unschwer die Quelle erkennen müssen, aus welcher dieselben geflossen, — die spanische Intrigue. Moritz hatte überdies in Erfahrung gebracht, daß die Gesandten, welche angeblich bloß im Namen der Staaten der belgischen Provinzen sprachen, nicht ohne Mitwissen des Grafen Fuentes abgereiset waren. Demgemäß richtete er nun seine Worte und sein Benehmen ein. Fein, aber mit unverbrüchlicher Bestimmtheit, erwiederte er den Gesandten: „er wünsche nichts sehnlicher als die Beendigung des Krieges, in welchem Niederländer gegen Niederländer die Waffen trügen. Gelänge ihm dieses Werk, so würde er den Ruhm, dazu beigetragen zu haben, höher schätzen als alle kriegerischen Ehren. Um übrigens diesen Zweck zu erreichen, müsse man einen ganz anderen Weg einschlagen, als den der Unterhandlungen mit Philipp II. oder mit den Spaniern überhaupt; Spanien habe alles Vertrauen unwiderbringlich verscherzt; auch könnte Philipp II. wohl niemals alles Vorangegangene vergessen noch vergeben. Eine andere Rücksicht für die vereinigten Provinzen wäre ihr Verhältniß zu ihren Bundesgenossen, welches ihnen nicht erlaube, mit Spanien friedliche Beziehungen anzuknüpfen. Hier sei demnach nur ein Ausweg für Belgien, nämlich der: das Joch der spanischen Oberherrschaft gänzlich abzuschüt-

teln, und wenn man dort wirklich die Spanier so sehr hasse als hier zu Lande in der Republik, so würde man sich wohl dazu entschließen können. Wenn nun Belgien diesen Schritt gethan, dann trete ein ganz anderes, ein schöneres Verhältniß ein; dann stünden Freie zu Freien; dann könnten sich beide leicht innig vereinbaren, dann würde den Vereinigten der Schutz jener mächtigen Bundesgenossen zu Gute kommen, dessen sich die Republik bereits erfreue." Klug erwähnte Moritz auch noch der delikaten religiösen Verhältnisse, welche einstens so wesentlich zur Losreißung der belgischen Provinzen von der gemeinsamen Sache aller Niederlande beigetragen hatten. „Er finde in der Verschiedenheit der Konfessionen keinen Grund, wodurch Uneinigkeit hervorgebracht werden könnte; man möge in dieser Beziehung die analogen Verhältnisse betrachten, welche dermalen in Frankreich stattfänden, und bei welchen man dort, ungeachtet aller gegenseitigen religiösen Freiheit keine Zwistigkeiten gewahren könne." — Hierauf nahm nun Liesveld wieder das Wort und suchte insbesondere die Meinung herzustellen, daß er nebst seinen Kollegen lediglich in Auftrag der Staaten handle, ohne daß die Spanier bei der ganzen Angelegenheit besonders betheiligt wären. Da nun Moritz von dem Sachbestande besser unterrichtet war, so nahm er keinen Anstand, jene Betheuerung thatsächlich zu widerlegen. Er entriß den Gesandten die Freigeleitsbriefe, welche ihnen Fuentes ausgestellt hatte, und woraus sich das geheime Einvernehmen mit den Spaniern ergab. Ein weiterer Beweis dafür war: daß die Gesandten bloß im Namen des Königs abschließen wollten. Hiermit war denn mit einem Male jede Aussicht zu näheren Unterhandlungen geschlossen. Die Gesandten erhielten ihren Urlaub und kehrten unverrichteter Dinge zurück; sie hatten daheim noch obendrein den Spott der

Spanier zu erfahren, welche sich über dieselben lustig machten. Gleichwohl gaben die beklagenswerthen Belgier, mit welchen man ein so nichtswürdiges Spiel trieb, ihre Hoffnungen auf den Frieden noch keinesweges auf und namentlich gab es Viele, welche die Entfernung der spanischen Truppen, die von den vereinigten Provinzen zur ersten Bedingung gestellt war, für keineswegs unbillig, sondern vielmehr für den allgemeinen Wunsch erklärten.

Uebrigens hatte auch Kaiser Rudolf II. in einer Zuschrift an die Staaten von Holland den Frieden dringend empfohlen, zu Nutz und Frommen der ganzen Christenheit und zu nachdrücklicherer Unterstützung gegen den gemeinsamen Erbfeind derselben, den Türken. Die Staaten von Holland theilten das kaiserliche Schreiben den Generalstaaten mit, weil die Sache nicht die Ersteren allein, sondern die ganze Republik betreffe. Die Generalstaaten erließen hierauf, in ihrer Versammlung im Haag, vom 12. Juni 1595 eine Antwort an den Kaiser, deren Inhalt (in sehr ehrerbietiger Form, unter Bezeugung des Dankes für die väterliche Fürsorge kaiserlicher Majestät, und der Versicherung, daß auch den Generalstaaten nichts erwünschter sein könnte als die Beendigung des langen verderblichen Krieges) gleichwohl auf das Bestimmteste, das unüberwindliche Mißtrauen gegen Spanien ausdrückte, wozu sie alle Gründe hätten, mit der ehrerbietigsten Bitte schließend, „daß der Kaiser zur Zügelung des spanischen Ehrgeizes und zur Befreiung der Lande von ihren wohlbegründeten Besorgnissen kräftig beitragen möchte." Die Generalstaaten konnten übrigens dem Kaiser gar bald einen ausdrücklichen Beweis zur Hand stellen, wie gerecht ihr Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit der Spanier war. Man hatte nämlich ein Schreiben des spanischen Rathes Tassis in Brüssel (vom letzten

Mai 1595) an König Philipp II. aufgefangen und durch St. Aldegonde entziffern lassen. Tassis rieth darin dem Könige: „die beiderseitigen Staaten zwar immerhin unterhandeln, aber zugleich die höchste Gewalt in den Händen des Grafen Fuentes zu lassen und die spanischen Truppen ja nicht aus Belgien zu entfernen.“ Die Generalstaaten ließen dem Kaiser sowie dem Herzog von Sachsen und dem Pfalzgrafen, welche unter Anderen den Kaiser zur Friedensvermittlung aufgefordert hatten, Abschriften des Tassisschen Schreibens zustellen, und fügten die Bitte bei: „da man sich nun überzeugt habe, daß von Seiten der Gegenpartheí keine aufrichtige Absicht vorhanden sei, so möchten Kaiser und Reich in dieser Angelegenheit fernere Bemühungen und Kosten sparen.“

Somit waren denn auch nach dieser Seite hin die Hoffnungen auf Vermittlung und Friedensunterhandlungen abgeschnitten. Gleichwohl fand man es der Politik angemessen, die Belgier noch in dem Wahne zu erhalten, daß die Unterhandlungen nicht gänzlich abgebrochen, sondern blos für einige Zeit hinausgeschoben seien. Und es ließ sich in der That von dem aufs Aeußerste gebrachten Volke, wenn es auch seine letzte Hoffnung mit einemmale zertrümmert sah, eine That der Verzweiflung befürchten, vielleicht eine gewaltsame Vertreibung der spanischen Truppen und dann wohl gar neue allgemeine Empörung gegen die spanische Oberherrschaft, um durch Hinwegräumung dieses Hindernisses eine Wiedervereinigung mit den freien Provinzen und in deren Folge Erholung von langjährigem Elend, Theilnahme am Wohlstand der ersteren zu erwirken. Während man indessen in Belgien jenes Gerücht verbreitete, um die Ruhe zu erhalten, und während sich das Volk dadurch täuschen ließ, — wehte ein ganz andrer Geist über den vereinigten Pro-

vinzen. Hier entzündete die Politik der Regierung die Kriegs-lust, um jedes Streben zur Annäherung an Spanien im Keime zu ersticken. So sehen wir denn neuerdings, ungeachtet der redlichen und sehnlichen Wünsche der Belgier, die Kluft zwischen den nördlichen und den südlichen Provinzen sich erweitern, indem das, wovon die Einen ihr Heil erwarteten, den Anderen zum Verderben gereichen mußte. Wunderbar sind die Schicksale der Völker! Ein Volk bedarf oft einer längeren Prüfungszeit, bis es die Freiheit gewinnt, während nicht selten ein anderes die errungene leichter aufgibt, als sich nach seiner Geschichte vermuthen ließe. Man darf dessenungeachtet weder das eine noch das andere geringerschätzen. In dem Einen wie in dem Anderen wird dennoch stets das Bewußtsein der Freiheit, dieses ewige heilige Prometheusfeuer, durch welches der Mensch erst vollkommener Mensch wird, die Schlacken der Institutionen durchbrechen und rein und hehr emporlodern.

Inzwischen widmete Philipp II. den niederländischen Angelegenheiten unausgesetzt die größte Aufmerksamkeit. Er berechnete die Folgen des spanischen Einflußes in den Niederlanden unter Fuentes. Wenn er auch aus Politik das nach dem Tode des Erzherzogs Ernst entstandene provisorische Verhältniß bestätigte, so wollte er doch einer ihm untergeordneten Person die Generalstatthalterschaft nicht für längere Zeit übertragen. Hier waren nun auch sein Herz und seine Hauspolitik im Spiele. Er hatte sich überzeugt, daß in Bezug auf das Verhältniß der Spanien wiederunterworfenen Niederlande unbedingt ein anderes System eintreten müsse, als jenes Centralisationssystem, welches ihn anfänglich geleitet hatte; ebenso, daß sein männlicher Erbe, der Kronprinz Philipp, nothwendig in dieselben Kollisionen gerathen würde, welche bisher stattgefunden hatten. Nun beschäftigte ihn die Idee, welche er in Bezug auf

die Erwerbung der französischen gehegt hatte, allmälig in Bezug auf die niederländischen Verhältnisse. Die Grundidee, welche vorwaltete, betraf die Fortpflanzung der Herrschaft durch sein Haus, vermittelt durch eine Heirath seiner Tochter, der Infantin Isabella, mit einem österreichischen Prinzen. Einstweilen schien es jedoch, als ob Philipp darauf noch keine unmittelbare Rücksicht genommen hätte; einstweilen schien — nämlich in Bezug auf die Niederlande — nur die Voraussicht für das Haus Oesterreich überhaupt bei ihm Platz gegriffen zu haben, welche wir überhaupt bis jetzt zu verfolgen Gelegenheit hatten. So wissen wir z. B. daß Philipp bei seinen Projekten hinsichtlich Frankreichs zwischen den Erzherzogen Ernst und Maximilian von Oesterreich schwankte, und dem Einen oder Anderen die Hand seiner geliebten Tochter Isabella bestimmt hatte. Beide waren Söhne des verlebten Kaisers Maximilians II. und der Prinzessin Maria von Spanien, einer Schwester Philipps II., welcher sich seinerseits wieder nach dem Tode seiner Gemahlin Elisabeth von Frankreich mit Anna, der Tochter Maximilians II., vermählt hatte. Die verwandtschaftlichen Verhältnisse zwischen der spanischen und der deutschen Linie des Hauses Oesterreich waren so eng verwoben, daß sich kaum etwas anderes erwarten ließ als eine, wenigstens physische Verschlimmerung der Race, welche für die Folge kaum ausbleiben konnte. Philipps Hoffnungen auf den Erzherzog Ernst waren frühzeitig dahingeschwunden; er setzte neue auf dessen und Kaiser Rudolfs II. Bruder, den Erzherzog Albrecht, von welchem er überdieß wußte, daß derselbe in seinem politisch-religiösen Geiste gebildet sei.

Erzherzog Albrecht von Oesterreich, der dritte Sohn des Kaisers Maximilian II., war mit seinem Bruder Ernst zugleich am Hofe Philipps II. erzogen worden. Man

hatte ihn schon in früher Jugend für den Dienst der Kirche bestimmt. Kaum war Erzherzog Albrecht achtzehn Jahre alt, als ihm Papst Gregor XIII. den Kardinalshut ertheilte, wiewohl er keine geistlichen Weihen empfing und zwar auf den ausdrücklichen Einspruch Philipps II. Nach der Eroberung Portugals ernannte Philipp II. den Erzherzog Albrecht zum Vizekönig über dieses Reich und Albrecht erwarb sich in dieser schwierigen Stellung, in welcher er gegen den Prior Don Antonio die Waffen zu ergreifen hatte, mit der größten Geschicklichkeit, welche Philipp II. Zutrauen für ihn nur befestigen konnte. Einen Beweis seiner großen Zuneigung gab ihm der Letztere im Jahre 1594, als er ihn zum Koadjutor des Erzbisthums Toledo und zum Primas von Spanien, (mit 20,000 Dukaten jährlicher Einkünfte) ernannte. Im folgenden Jahre starb der Erzbischof von Toledo und der Erzherzog behielt die Revenüen, wiewohl er nicht zum Priester geweiht wurde; es scheint, (nach Van der Vynkt's Ansicht) daß Philipp II. schon damals eine Heirath Albrechts mit seiner Tochter Isabella beabsichtigte.

Bevor Philipp jedoch eine Maßregel ins Werk setzen konnte, welche allerdings große Bedenken erregen mußte, wollte er — dies lag in seinem ganzen Wesen begründet — zuerst genau prüfen. Deßhalb sollte denn Albrecht zuerst als Gouverneur nach den Niederlanden abgehen, und es scheint, daß bei diesem Entschluß Philipps II. die Rücksicht auf seine nächsten Familienverhältnisse keine Nebenrolle spielte. Erzherzog Albrecht genoß nämlich das Vertrauen des Königs in einem so hohen Grade, daß selbst der Kronprinz Philipp darüber hätte Bedenken schöpfen müssen, wenn er, durchaus zur Unselbstständigkeit erzogen, überhaupt im Stande gewesen wäre, solche Bedenken selbst zu fassen; aber sollte nicht dessen Umge-

bung dergleichen aufgreifen? Gleichviel; die Entfernung Albrechts aus Spanien schien nothwendig, und kein Wirkungskreis, um solche zu beschönigen, geeigneter, als eben der in den Niederlanden, womit ja eben zugleich Philipps II. geheime Pläne zusammenhingen. Dies war nun um so mehr der Fall, da es dem Monarchen nicht entging, daß der spanische Einfluß dort so allgemein mißfiel. Er kannte den Grund gar wohl, er ahnte ebenso gut, daß wohl nur noch einzig von jenem Plane, den er insgeheim bereits entworfen hatte, eine Erhaltung der Niederlande für Spanien zu erwarten sei. Indem nun der Drang der Verhältnisse jetzt mit seinem längstgehegten Lieblingsplane zusammentraf, entschloß er sich um so rascher, den Letzteren auszuführen. Kurz: er übertrug dem mit ihm im dreifachen Grade blutverwandten Erzherzog Albrecht von Oesterreich die Generalstatthalterschaft über die spanischen Niederlande; dort sollte Dieser zuerst nochmals den Versuch machen, durch militärische Kraftentwickelung dem König die verlorenen Provinzen wiederzugewinnen, zu welchem Zwecke ihn Philipp mit einer großen Menge ungemünzten Silbers *) und mit Truppen reichlich versah.

Zugleich aber trachtete Philipp auch noch einen andren Plan auszuführen, nämlich: Zwietracht im Hause Nassau-Oranien anzufachen, und dasselbe, indem er es dadurch schwächte, dem Dienste der Republik zu entziehen. Zu diesem Ende führte er, auf die Pietät der Niederländer für das Andenken Wilhelms von Oranien rechnend, plötzlich einen Längstverschollenen wieder an's Tageslicht, jenen erstgebornen Sohn des verewigten Prinzen, Philipp Wilhelm Grafen von Büren, welchen der Herzog von Alba im Jahre 1568 von der Universität Löwen mit Gewalt hatte entfernen und

*) Grotius. Bch. V. 241. Van der Vynkt (ed. Tarte) III. Bt. 139

nach Spanien bringen lassen. Philipp Wilhelm war dort in der katholischen Religion erzogen worden; spanischen Geist hatte er eingeathmet; spanischen Geist sollte der Sohn Wilhelms des Befreiers nunmehr in die befreiten Niederlande bringen. Dürfte der Geschichtsschreiber auch irgend auf Vorbedeutungen achten, dürfte er zuweilen der Phantasie nachgeben, so möchten wir auf die wunderliche Namenzusammenstellung des Grafen von Büren aufmerksam machen, in welcher gleichsam dessen traurige Stellung ausgedrückt ist. Trug er nicht den Namen Philipp, den des unversöhnlichen Feindes seines Vaters und der Freiheit, so wie den Namen Wilhelm, den seines Vaters? In der That: sein Schicksal war sehr traurig. Der Sohn des Befreiers sollte der Politik des Unterdrükkers als Werkzeug dienen, und doch wallte das Blut des Vaters, wenn auch langsamer und dumpfer, in seinen Adern. Ein schöner Beweis dafür ist folgender Zug, den man sich von ihm erzählte. Einst saß er mit einem spanischen Hauptmann beim Kartenspiele, und der Letztere begann über Philipp Wilhelms Vater schimpflich zu reden; da ergrimmte der Sohn, stürzte auf den Hauptmann los, umschlang ihn mit beiden Armen und stürzte ihn zum Fenster hinaus. Diese That wurde ihm sehr übel genommen; nur ein junger spanischer Edelmann, Gabriel Osorio, vertheidigte den Sohn, welcher des Vaters Ehre nicht gekränkt wissen wollte, und wurde von jener Stunde an Philipp Wilhelms vertrautester Freund. — Diesen erstgebornen Sohn des großen Oranien sandte nun Philipp II. nach einer so langen Reihe von Jahren mit dem Erzherzog Albrecht wieder in die Niederlande, nachdem sich schon um's Jahr 1592 der spanische Kronprinz Philipp lebhaft für die Freilassung Philipp Wilhelms verwendet hatte. Welche Rolle sollte jetzt in den Niederlanden der unglückliche Mann übernehmen, welcher

um die Freuden der Jugend, um das Antlitz des Vaters, um die schöne Theilnahme an den höchsten Interessen, welchen dieser sich hingab, um alle Hoffnungen und um das Vertrauen der Nation, durch seine Gefangenhaltung in Spanien so unverantwortlich betrogen worden war? Finstrer Ernst lag den schönen Zügen des Freudelosen eingeprägt.

Erzherzog Albrecht stand damals, als er seine wichtige Mission übernahm, in der Fülle reifer Manneskraft. Seine Züge verriethen weniger Stolz als den Ausdruck einer etwas schwerfälligen Grandezza, wie man sie am spanischen Hofe so leicht annahm. Die hohe Stirne, der markirte Mund, — geschlossen und ernst —, die schön geformten aber sehr ruhigen Augen, der ganze feierliche Anstand dieses Fürsten drückte nicht sowohl dessen Charakter als dessen Bildung aus. Albrecht besaß in der That achtungswerthe Eigenschaften. Er war mäßig und außerordentlich thätig. Mit persönlicher Rechtschaffenheit verband er ein aufrichtiges Streben, gegen Jedermann gerecht zu sein. Streng hielt er auf Ordnung. Wenn ihm auch genialer Heroismus abging, so besaß er doch persönlichen Muth und eine anerkennenswerthe Ausdauer, welche diesen bei weitem überragte. Für Staatsgeschäfte war er mit Einsicht und Erfahrungen hinlänglich ausgerüstet. Sein Herz war menschenfreundlich genug, um andre Herzen zu gewinnen, wiewohl sein ernstes Aeußeres und seine abgemessenen Manieren an ihn die Annäherung zu erschweren schienen. Sein religiöser Eifer genügte dem Vertrauen Philipps. So war der Mann beschaffen, welchem Philipp II. eine wichtige Rolle in den Niederlanden bestimmt hatte, wenn derselbe seine Prüfungszeit daselbst zur Zufriedenheit bestanden haben würde.

Erzherzog Albrecht schiffte sich mit Philipp Wilhelm im September 1595 in Spanien ein, und landete zu Anfang Oktobers in Genua, von wo er Oraniens Sohn

nach Rom sandte, um dem heiligen Vater seine Aufwartung zu machen. Albrecht selbst hielt sich in Genua einige Zeit auf, und versuchte es, Marseille für Spanien zu gewinnen, was ihm jedoch mißlang. Hierauf begab er sich durch Savoyen und Burgund nach Luxemburg. In Namur empfing ihn der Graf Fuentes und am 11. Februar 1596 hielt er in Begleitung zweier spanischer Regimenter und eines italiänischen, sowie der höchsten Aristokratie, mit Philipp Wilhelm einen prachtvollen Einzug in Brüssel. Dem Grafen Fuentes ertheilte er die vollkommensten und gerechtesten Lobsprüche über dessen kriegerische Verdienste; auch berieth er sich mit demselben über den Zustand des Landes und beschloß, den Krieg mit allem Nachdruck fortzusetzen. Im März verließ hierauf Fuentes die Niederlande, in welchen sein Andenken verhaßt war, und begab sich nach Mailand als spanischer Generalgouverneur, wo er seinem Vaterlande noch bis zu seinem Ableben (im Jahre 1610) ausgezeichnete Dienste leistete. Die spanischen Niederlande athmeten nach seiner Entfernung frei auf und versprachen sich nun glücklichere Tage, in dem Wahne, daß der spanische Einfluß jetzt sein Ende erreicht habe, daß die Inländer jetzt wieder vorzugsweise bei Staats- und Kriegsämtern betheiligt werden würden. Obwohl nun außer Fuentes auch Ibarra die Niederlande verließ, so trafen doch statt deren wieder mehre andere Spanier ein, welche hohe Staatswürden erhielten; dem Admiral von Arragonien, Don Franz de Mendoza wurde die bedeutendste Stelle im Kriegswesen übertragen. Somit sahen die Belgier ihre Hoffnungen — wenigstens für den Augenblick — abermals getäuscht, und nichts blieb ihnen übrig, als der weiteren Entwickelung ihrer Verhältnisse unter der neuen Regierung mit Geduld entgegenzuharren.

Inzwischen beachteten die Generalstaaten der verei-

nigten Provinzen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit das Benehmen Philipp Wilhelms von Büren. Nicht ohne Grund brachten sie seine Freilassung, sein Wiedererscheinen in den Niederlanden mit geheimen Absichten des Königs in Verbindung, gegen welche sie sich auf jede Weise sicher zu stellen suchten. Der Umstand, daß Philipp Wilhelm in Spanien katholisch erzogen worden war, mußte ihren Verdacht bestärken; denn sie nahmen an, daß er als Katholik gerade in Spanien wohl auch alle jene Vorurtheile gegen den Protestantismus eingesogen haben würde, deren Folgen sie durch des Königs Richtung schmerzlich genug hatten kennen lernen; zur Bestätigung ihres Argwohns traf nun auch die Nachricht von Philipp Wilhelms Reise nach Rom und dessen Devotion vor dem Papst ein, welche Letztere der Republik von ihrem Standpunkte aus höchst anstößig erscheinen mußte. Und es war auch in der That gerade Philipp Wilhelms religiöse Seite, worauf man in Spanien am Meisten baute, als man sich seiner als eines Werkzeuges zur Beruhigung oder Schwächung der Niederlande bedienen wollte. Als nun die Generalstaaten die Nachricht von Philipp Wilhelms bevorstehender Ankunft in den Niederlanden erhielten, schrieben sie ihm unter'm 22. Dezember 1595 (vom Haag aus) einen sehr höflich abgefaßten Brief, worin sie ihm zu seiner Freilassung und Wiederkehr Glück wünschten. Uebrigens wären sie, (hieß es ferner in ihrem Schreiben) benachrichtigt, daß der Feind sich vermesse, durch die Freilassung Sr. Exzellenz große Dinge „zum Nachtheil dieses Staates" auszurichten. Es würde den Generalstaaten sehr leid sein, wenn dadurch ihre Gesinnungen von besonderer Zuneigung, welche sie für Se. Exzellenz hegten, irgend eine Veränderung leiden müßten; obwohl sie anderseits überzeugt seien, daß sich Se. Exzellenz gewiß nicht zu einem Werk-

zeuge der Spanier hergeben würde, um das Fundament der Freiheit zu untergraben, welches Wilhelm von Oranien mit so vieler Mühe und Weisheit errichtet, und wofür er den Tod erlitten. Schließlich baten die Generalstaaten den Prinzen Philipp Wilhelm, er möchte, wenn er etwa in die vereinigten Provinzen zu kommen wünsche, dafür eine passendere, ruhigere Zeit abwarten, in welcher sie ihm dann Pässe zustellen würden. Zugleich machten sie ihn darauf aufmerksam, daß unter den jetzt bestehenden Verhältnissen alle Anstalten an den Grenzen getroffen seien, damit Niemand ohne Paß das Gebiet der vereinigten Provinzen betreten könne. So höflich nun auch dies Schreiben der Generalstaaten abgefaßt war, so konnte Philipp Wilhelm doch daraus leicht abnehmen, daß man sich seine Anwesenheit in den vereinigten Provinzen verbat. Er erhielt den Brief noch unter Weges und beantwortete ihn am 1. Februar 1596 von Luxemburg aus eben so höflich. „Meine Herren", schrieb er, „ich danke euch sehr herzlich für euren wohlwollenden Antheil an meiner Freilassung und für das freundliche Andenken, welches euer Brief mir ausdrückt. Wiewohl es mir nun bis jetzt noch nicht vergönnt ist, euch meine treue Zuneigung, die ich stets für euch gehegt, zu beweisen, so hoffe ich doch, euch thatsächlich darthun zu können: sie sei von der Art, daß ihr keinen Grund haben werdet, euch über mich zu beklagen. Wenn es dahin gekommen sein wird, daß ich euch meinen großen Wunsch, euch zu dienen, beweisen kann, dann werde ich nichts ohne euren guten Willen, und ohne eure Zustimmung unternehmen. Ich hoffe zu Gott, daß ihr es mir nie verweigern werdet, euch Dienste zu leisten, die keinen andern Zweck haben, als eine gute Auskunft für so viel Elend und Noth, als einen Beginn der Ruhe und den gemeinsamen Vortheil aller dieser Provinzen, wozu Gott seinen Segen geben möge." —

Wir haben keinen Grund, an der Aufrichtigkeit dieser Gesinnungen zu zweifeln. Philipp Wilhelms Lage war in der That sehr beklagenswerth. Nach welcher Seite hin er sich auch immer wenden mochte, überall fand er Argwohn gegen sich; die Spanier mißtraueten ihm wegen seiner Abkunft, die Niederländer wegen seiner Erziehung in Spanien und wegen seiner Konfession. Er fühlte dies bitter genug und nahm eine ganz neutrale, streng zurückgezogene Stellung ein. Seine Verhältnisse zu seiner Familie, insbesondere zu seinem Bruder Moritz, welchem man in der Republik den eigentlich nur Philipp Wilhelm zustehenden Titel eines Prinzen von Oranien eingeräumt hatte, waren gleichfalls nichts weniger als glücklich. Zwar unterhandelten sowohl Moritz als seine Schwester (die Gräfin Hohenlohe) mit ihm; aber nur die Letztere that es persönlich, Moritz bloß durch Vermittler. Wir sehen hier ein verlorenes Leben vor uns, das wir um so mehr bedauern müssen, da wir wissen, daß es durch den Uebergriff fremder Macht systematisch zu Grunde gerichtet worden. Es nimmt übrigens unsere Theilnahme in einen um so höheren Grade in Anspruch, da wir durch Philipp Wilhelms Unglück seine urspüngliche-edle Gesinnung durchleuchten sehen. Einen Beweis davon gab er dadurch, daß er sich weigerte, dem König von Spanien gegen sein Vaterland zu dienen, wiewohl ob er bereit war, für den König gegen Frankreich die Waffen zu tragen. Philipp II. offenbarte seinerseits ebenso deutlich seine Gesinnungen gegen das Haus Nassau-Oranien. Welche Bezeichnung soll man seiner Handlungsweise beilegen, wenn wir sehen, wie er dem Sohne des großen Oranien die Erbgüter des Hauses in Burgund anbieten läßt, unter der Bedingung, daß jener jährlich den Erben des Mörders seines Vaters eine bestimmte Summe ausbezahlen sollte? War dies nicht der empörendste Hohn gegen die Ma-

nen eines großen Feindes? Oder konnte Philipp im Ernste glauben, daß ein solcher Vorschlag angenommen werden würde? Konnte er vielleicht sogar annehmen: es sei billig, daß die Kosten für die Ermordung jenes Mannes, welchen er stets als das wichtigste Hinderniß seiner Plane, als einen Rebellen gegen sich und Gott betrachtet hatte, aus dessen Besitzthümern bestritten werden müßten? Philipp Wilhelm trat 1599 die Herrschaft über sein Fürstenthum Orange an und empfing dort die Huldigung als Souverain.

Erzherzog Albrecht hatte bei Uebernahme der Regierung in den Niederlanden gewiß die besten Absichten, daselbst die Ruhe wieder herzustellen. In diesem Geiste schrieb er denn auch an die Generalstaaten und den Prinzen Moritz, indem er ihnen seine Ankunft anzeigte; „die Herstellung der Eintracht sei sein Zweck, und er bitte die Generalstaaten, ihm die Hand zu bieten, damit es durch vereinte Bemühungen gelingen könne, einen so langwierigen Krieg mit allen Leiden, welche in dessen Gefolge seien, zu beendigen." Zu gleicher Zeit rüstete sich jedoch der Erzherzog gegen Frankreich, vielleicht einerseits in der Ueberzeugung, daß man Frieden und Versöhnung mit bewaffneter Hand um so leichter erwirken könne, oder, weil er die französischen Angelegenheiten ganz abgesondert von den niederländischen betrachtete. Die Generalstaaten nahmen an, daß seine Vorschläge an sie bloß dazu dienen sollten, um ihre Aufmerksamkeit von seinen Unternehmungen gegen Frankreich abzulenken.

Heinrich IV. blokirte damals die Stadt la Fère in der Pikardie, worin sich sehr viele bedeutende Mitglieder der Ligue befanden, und welche Alvar Osorio tapfer vertheidigte. Erzherzog Albrecht wünschte diesen wichtigen Platz zu entsetzen; da er jedoch alle Schwierigkeiten wohl erwog, welche ihm

hierbei entgegen standen, so ließ er einen Kriegsrath darüber halten, ob es nicht vortheilhafter sei, durch eine Diversion den König von Frankreich zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen, als selbst den Entsatz zu bewirken. Die erstere Ansicht drang durch, und Albrecht beauftragte den Baron de Rhône (einen Edelmann aus Lothringen, welcher aus den Diensten der Ligue in die spanischen getreten war und dem Erzherzog einen vortrefflichen Kriegsplan vorgelegt hatte,) mit der Ausführung des Unternehmens. Heinrich IV. hatte inzwischen die Generalstaaten der vereinigten Provinzen ersucht, ihm ihre Hülfstruppen unter Justin von Nassau, (welche eigentlich gegen Ende Januars [1596] hätten heimkehren sollen) noch für einige Zeit zu überlassen; auch umschloß er La Fère noch enger. Als nun der Erzherzog mit seinem Heere nach der französischen Gränze zu aufbrach, glaubte man allgemein, sein Plan sei, La Fère zu entsetzen. Doch ganz unerwartet wendete er sich (zu Anfang Aprils) mit seinem Heere vor Calais, wo sich 8 Fähnlein (worunter zwei von den Truppen der Republik) befanden. Das Glück war der Kühnheit hold. Schnell wurde die Stadt überwältigt, und die Besatzung mußte sich in die Citadelle zurückziehen. Obwohl englische und holländische Schiffe vor Calais kreuzten, wurde die Citadelle gar bald (noch im April 1596) erstürmt. Vergeblich war Heinrich IV. mit einem Theile seiner Armee von La Fère aufgebrochen, um Calais zu entsetzen. Der Erzherzog vereinigte nun Calais mit Flandern, und führte, um diese Vereinigung unauflöslich zu machen, nicht bloß Flanderns Rechtsbräuche, sondern auch die flamändische Sprache in Calais ein, welche Stadt nebst der Landschaft (der Grafschaft von Oye) fortan als fünftes Mitglied den Staaten von Flandern angehören sollte. Der Besitz von Ca-

lais war übrigens für den Beherrscher der spanischen Niederlande von der höchsten Wichtigkeit. Wenn dieser Hafenplatz nämlich zu einem großen Arsenal eingerichtet und zugleich gehörig befestigt wurde (wie es in der That auch geschah) so mußte derselbe nicht bloß gegen Frankreich, sondern vornämlich auch gegen England eine bedrohliche Stellung einnehmen. Albrechts Popularität nahm durch die Eroberung von Calais nicht wenig zu; das Volk hoffte, jetzt besser denn bisher regiert zu werden. Er bemächtigte sich hierauf der Schlösser Guines und Ham, sowie (im Mai) der tiefer landeinwärts gelegenen Stadt Ardres, während Heinrich IV. La Fére gewann. Albrecht zog sich hierauf, weil sein Heer Mangel an Lebensmitteln empfand, aus Frankreich nach Flandern zurück.

Man rieth ihm, eine Expedition gegen Ostende zu unternehmen, um diese wichtige Seestadt der Republik zu entreißen. Da jedoch Moritz Ostende mit Proviant und Munition reichlich versah, so fand sich der Erzherzog genöthigt, die Pläne auf Ostende bis auf bessere Zeit zu vertagen. Mittlerweile machte die in Diensten der Republik stehende Reiterei Streifzüge durch das platte Land von Brabant und bemeisterte sich auch des Städtchens Echternach an der Sauer, im Luxemburgischen, wo sie den Abt gefangen nahm und nur gegen ein sehr bedeutendes Lösegeld wieder in Freiheit setzte. Diese Streifzüge hatten jedoch keine Resultate von Belang. Ueberhaupt konnte die Republik damals keine größeren militärischen Unternehmungen beginnen, und zwar aus dem Grunde, weil ihre Heeresmacht zum Theil in Folge der Abdankung der deutschen Truppen vermindert, zum Theil aber auch allzusehr vertheilt war, da sich eine Anzahl derselben in französischen Diensten, eine andere auf der englischen Flotte befand. Uebrigens erfor-

derte auch die Besatzung verschiedener Grenz estungen, besonders längs des Rheins, eine ziemliche Zahl, so daß Prinz Moritz kaum 2000 Mann zur Verfügung im offnen Felde hatte. In Seeland, wo man der Gefahr eines feindlichen Angriffes zunächst ausgesetzt war, drang man in Anbetracht dieser Verhältnisse sehr lebhaft auf eine so nöthige Verstärkung der Kriegsmacht, wozu man sich denn auch durch das Auskunftsmittel entschloß, daß man die Besatzungen aus den Grenzfestungen zusammenzog, und die Letzteren durch Bürgermannschaften bewehrte, während man auch in England zweitausend Mann Fußvolks anwarb, wozu Elisabeth, auf besonderes Ansuchen der Generalstaaten, noch eine gleiche Anzahl beifügte.

Inzwischen hatte der Erzherzog Albrecht sein Augenmerk auf die Eroberung der Stadt Hulst im Lande Waas gerichtet, welche Prinz Moritz 1591 eingenommen hatte. Von dem Besitze dieser Stadt hing zum Theil die Sicherheit Brabants ab. Moritz hatte nach der Eroberung von Hulst in jenem Jahre die Verstärkung dieser Stadt den Seeländern übertragen, welche sich jedoch ihres Auftrages in der Weise entledigten, daß sie mehr das umliegende platte Land (und zwar durch einige Forts) als die Stadt selbst versicherten; gleichwohl war Hulst durch die stete Kommunikation mit Seeland wohl versehen, von wo aus es sowohl Zufuhr von Truppen als von Proviant erwarten und erhalten konnte. Demungeachtet beschloß Albrecht den Angriff auf Hulst, und um sich eines günstigen Erfolges zu versichern, entwarf er folgenden Plan. Er ließ den Herrn von Rôhne mit einer Truppenabtheilung über die Schelde in Brabant einrücken, um dadurch den Prinzen Moritz glauben zu machen, als beabsichtige er eine Unternehmung gegen Breda oder Bergen-op-Zoom. Dieser Plan gelang. Moritz zog mit der Mehrzahl seiner

Truppen nach Brabant, während Graf Georg von Solms, welcher in Hulst kommandirte, nur über eine verhältnißmäßig schwache Besatzung zu verfügen hatte. Inzwischen rückte nun Barlotte zu Anfang Juli's rasch vor Hulst, setzte in einer Nacht glücklich über den Kanal (wobei ihm die Nachlässigkeit der staatischen Matrosen zu statten kam) und bemeisterte sich verschiedener Höhen und Dämme in der Umgebung der Stadt, wo er sich schnell verschanzte. Nun eilte Prinz Moritz herbei, welcher erst jetzt die Absicht des Erzherzogs errathen hatte, während Dieser selbst mit einer größeren Truppenzahl gleichfalls vor Hulst erschien, um die von Barlotte errungenen Vortheile geschwind zu benützen. Moritz, welcher wohl einsah, daß seine Macht zu schwach war, setzte sich an der äußersten Spitze Südbevelands, zu Kruiningen fest, und mußte sich damit begnügen, die Besatzung von Hulst zu verstärken. Der Erzherzog festigte indessen das sumpfige Terrain um die Stadt durch Faschinen, schlug eine Schiffbrücke über den Kanal, führte auf derselben das Geschütz vor die Stadt und ließ es gegen dieselbe spielen. Rhône eroberte ein Ravelin, durch dessen Besitz er sich die Zufuhr zu Wasser versicherte; doch bald darauf wurde er durch eine Kanonenkugel getödtet. Während nun die Königlichen die Belagerung Hulsts mit dem größten Nachdruck fortsetzten, unternahm die Besatzung mehr als einen kühnen Ausfall, wobei es ihr gelang, Gefangene zu machen und feindliches Geschütz zu vernageln. Mit der größten Tapferkeit schlug sie wiederholte Stürme ab, welche die Feinde nach einer fruchtlosen Aufforderung zur Uebergabe (am 16. August) begonnen hatten. Die mannhafte Gegenwehr vermochte jedoch den Erzherzog Albrecht in seinem einmal beschlossenen Plane nicht wankend zu machen; Hulst mußte um jeden Preis sein werden. So tapfer sich nun auch

die Besatzung bis dahin vertheidigt hatte, — eine falsche Besorgniß, daß die Kommunikation der Stadt mit Seeland durch den Feind unterbrochen worden sei, machte plötzlich den Muth der meisten Soldaten und ihrer Offiziere wankend, und man ging den Befehlshaber, den Grafen Georg von Solms, dringend an, die Stadt, welche sich doch nicht länger halten könne, auf anständige Bedingungen zu übergeben. Vergebens widersetzte sich diesen Vorschlägen jener heroische Matthias Held, dessen man sich aus der romantischen Geschichte des Torfschiffes von Breda erinnern wird. Helds Opposition wurde nicht beachtet, und am 18. August übergab Graf Georg von Solms die Stadt Hulst und das Fort Nassau den Königlichen. Der Erzherzog hatte bei der Expedition nicht weniger als sechzig höhere Offiziere und 5000 gemeine Soldaten verloren. Die Uebergabe Hulsts erregte bei den vereinigten Provinzen, zumal aber in Seeland, nicht geringes Mißvergnügen; man klagte den Grafen Solms an, daß er allzu voreilig gehandelt habe, und nahm ihm von Seiten Seelands den Oberbefehl über jene Regimenter ab, welche es stellte. Solms wußte sich jedoch so triftig zu vertheidigen, daß ihm die vereinigten Staaten in der Folge ein neues Regiment anvertrauten. Späterhin (im Oktober) wollte der Oberst Piron Hulst durch einen Ueberfall wiedergewinnen und hatte schon einen glücklichen Anfang gemacht, als die neue Besatzung, davon unterrichtet, die entsprechenden Vorsichtsmaßregeln traf, und ihn zwang, unverrichteter Dinge wieder abzuziehen.

Erzherzog Albrecht konnte übrigens die Vortheile, welche ihm die Eroberung Hulst's gewährte, nicht zu weiteren Unternehmungen gegen die Republik benützen (was man in den vereinigten Provinzen befürchtete) und zwar aus dem doppelten Grunde, weil er aus Spanien keine Unterstützung erhielt

und weil sich die deutschen Truppen, die in seinen Diensten standen, empörten. So sah er sich denn genöthigt, den Feldzug früher zu beendigen, als ihn die Jahreszeit dazu gezwungen hätte. Er begab sich nach Brüssel, wo man ihn, als den glücklichen Vertheidiger der königlichen Sache, mit Jubel willkommen hieß. Uebrigens nahm das Kriegsglück im September in Artois eine andere Wendung. Auf Ansuchen der Republik hatte nämlich der französische Marschall Biron einen Einfall in Artois unternommen, und mehre feste Plätze in seine Gewalt bekommen. Der spanische Statthalter von Artois, Varambon, welcher sich ihm entgegenstellte, wurde geschlagen und gefangen genommen; auch der Prinz von Chimay mußte den Kürzeren ziehen, und das Land wurde durch die Sieger geplündert, bis endlich die eintretende rauhere Jahreszeit den Verheerungen ein Ziel setzte.

Während nun der Krieg in den Niederlanden wüthete, hatte Philipp II. durch die Flotte der Engländer und der Republik an anderen Orten die empfindlichsten Verluste zu erleiden. Zu Anfang des Jahres 1596 hatte er nämlich vier Galeeren unter Don Diego Brochero gegen die Küste von Cornwall ausgesendet, welche dort Streifzüge machten, landeten und verschiedene Küstenstädte in Brand steckten. Diese Feindseligkeit war für Elisabeth nicht unwillkommen, um eine Expedition gegen Spanien ins Werk zu setzen, da sie in Erfahrung gebracht hatte, daß Philipp II. aufs Neue zur See gerüstet habe. Sie erbat sich von der Republik (im März 1596) zwanzig Schiffe, welche man ihr auch bereitwillig zugestand und im April unter dem Kommando des Herrn von Warwond nach England absegeln ließ. Die niederländischen Schiffe vereinigten sich zu Plymouth mit der englischen Flotte von 160 Segeln, welche am 13. Juni

unter dem Oberkommando des Großadmirals Karl Howard die Anker lichtete; Robert Graf von Essex hatte den Befehl über die auf der Flotte eingeschifften Landsoldaten, deren Zahl nicht weniger als 7000 betrug. Die Flotte hatte strenge Instruktion: bloß die Spanier und diejenigen, welche dieselben durch Proviant und Munition unterstützten, anzugreifen. Weit in offener See hinsegelnd (um nicht entdeckt zu werden) langte die Flotte der Verbündeten in Cadix an, wo, wie man erfahren hatte, eine sehr bedeutende feindliche Flotte, theils aus Kriegsschiffen, theils aus reich befrachteten Kauffahrern bestehend, vor Anker lag. Am ersten Juli (1596) griff nun die verbündete englisch-holländische Flotte die feindliche an, zwang dieselbe zum Rückzug nach Porto Real und verfolgte sie auf der Flucht. Ein großer Theil der spanischen Schiffe strandete und gerieth in Brand; zwei große Gallionen wurden von den Engländern erbeutet. Nach diesem Siege zur See ließ der Graf von Essex die eingeschifften Truppen auf der Landspitze Puntal landen, und rasch eroberten hierauf die holländischen Matrosen das Fort an der Küste. Wilhelm Ludwigs Bruder, Graf Ludwig Günther von Nassau stellte sich an die Spitze von vierhundert Mann englischer Pikeniere und besiegte mit denselben ungefähr 600 spanische Edelleute, welche zur Vertheidigung von Cadix zu Rosse gestiegen waren. Als Diese in die Stadt zurückflohen, drangen die Sieger zugleich mit denselben durch die Thore und bemeisterten sich rasch der Stadt, welche sich nach einem kurzen, aber lebhaften Kampf in den Straßen ergab und zwei Millionen Gulden bezahlte, um von einer Plünderung verschont zu bleiben. Zum Unglück für Cadix gab der Gouverneur von Andalusien, der Herzog von Medina-Sidonia, seine Zustimmung zu dieser Kapitulation nicht, worauf denn die Sieger

die angedrohte Plünderung wirklich vollzogen. Medina Sidonia ließ auch die in Porto Real liegenden Kauffahrteischiffe in Brand stecken; die holländischen Kaufleute verloren bei dieser Gelegenheit an 300,000 Gulden. Um sich diesen Schaden erklären zu können, muß man wissen, daß die Holländer ungeachtet des Krieges den Handel nach Amerika nicht aufgegeben hatten. Das kaufmännische Lebensprinzip der Republik wußte alle Schwierigkeiten glücklich zu umgehen; die Holländer waren gewohnt, ihren Handel unter spanischer Firma nach der neuen Welt fortzusetzen. Man kann sich daher leicht vorstellen, daß die Nachricht von der Eroberung von Cadix bei dem Handelsstande in Holland gerade nicht mit großen Freuden aufgenommen wurde. Cadix selbst wurde, ungeachtet es der Graf von Essex und der holländische Admiral Warwond besetzt halten wollten, auf den Vorschlag Howards in Brand gesteckt und zwar aus dem Grunde, weil man nicht Vorräthe genug zur Unterhaltung der Besatzung habe. Somit wurde denn auch der weitere kühne Plan aufgegeben: „durch die Behauptung von Cadix Philipp II. in seinem eigenen Königreiche zu beschäftigen und seine Kräfte von den Niederlanden abzuziehen.“ Am 16. Juli verließ dann die verbündete siegreiche Flotte die spanischen Küsten und kehrte nach der Nordsee zurück, wo die englische am 18. August im Hafen von Plymouth wieder anlangte. Die Totalsumme des zu Cadix angerichteten Schadens wurde auf zehn Millionen Gulden geschätzt. Philipp II. hatte dabei nicht bloß 1200 Stück Geschütz, sondern auch den größten Theil seiner Einkünfte für das folgende Jahr eingebüßt. Er stand am Vorabend eines Bankrotts, und um sich zu retten, mußte er zu einem verzweifelten Mittel greifen. Er zog nämlich alle Zölle seines Reiches, welche größtentheils verpfändet waren und für Rechnung ein=

zelner Kaufleute erhoben wurden, wieder an sich. Durch diese extreme Spekulation gab er jedoch seinem Kredit einen Todesstoß. Uebrigens richtete er auch nichts aus und sah sich genöthigt, die unselige Maßregel zu widerrufen. Die finanzielle Verlegenheit Philipps kam übrigens abermals den freien Niederlanden zu Gute, indem sie es dem Monarchen unmöglich machte, den Erzherzog Albrecht bei seinem nächsten Feldzuge so zu unterstützen, wie Dieser es brauchte. Gleichwohl gab Philipp II. seine kühnen Pläne noch nicht auf. Kaum hatte er aus Amerika neue Geldmittel erhalten, als er schon wieder eine Flotte von 128 Segeln ausrüstete, welche unter der Anführung Don Martin Pedilla's zu einer Expedition nach Irland bestimmt war, dessen Ueberwältigung dadurch vorbereitet wurde und gesichert schien, daß geheime Sendlinge aus Spanien die Bevölkerung bearbeiteten. Die Staaten der Republik hatten schon im Oktober von den neuen Rüstungen ihres Feindes Nachricht erhalten und sich im November über die Maßregeln berathen, welche dagegen getroffen werden sollten. In demselben Monat verließ die stattliche neue spanische Armada den Hafen von Lissabon. Doch dieselbe Ungunst der Elemente, welche vor einigen Jahren die Vernichtung der sogenannten „unüberwindlichen Flotte“ vollendet hatte, verfolgte auch diese Expedition. Schon als die Flotte das Kap Finisterre erreichte, wurde sie von einem furchtbaren Sturm überrascht, durch welchen vierzig Schiffe mit 4000—5000 Menschen zu Grunde gingen. Uebrigens hatten die Spanier hierbei außer der Ungunst der Elemente auch sich selbst keinen geringen Theil der Schuld an diesem großen Verluste zuzuschreiben. Sie hatten nämlich niederländische und deutsche Steuermänner auf der Flotte, die einen andern Kurs einhalten wollten, als denjenigen, welchen die Spanier für den richti-

gen hielten. Aus Mißtrauen zwangen nun die Letzteren die fremden Steuermänner mit dem Degen in der Faust zu der Fahrt, welche ihnen zum Verderben ausschlug. Nur ein geringer Rest von Schiffen, welche sich einem in jenen Gewässern erfahrenen holländischen Schiffer anvertraut hatten, kehrte glücklich wieder nach Hause.

Interessanter als die Kriegsereignisse, welche im Verlaufe des Jahres 1596 sowohl innerhalb als außerhalb der Niederlande vorfielen, waren die Friedensverhandlungen, welche sich von verschiedenen Seiten kreuzten, und wobei die wesentlichsten Interessen der Republik betheiligt waren. Zuvörderst müssen wir diejenige betrachten, welche die Niederlande unmittelbar betraf. Sie ging von Deutschland aus. Kaiser Rudolf II. war nicht bloß durch seine Verwandtschaft zu Philipp II., sondern zunächst auch durch die zu dem Statthalter Erzherzog Albrecht persönlich sehr betheiligt, und diese persönliche Betheiligung ist es wohl vorzugsweise, welcher wir seine wiederholten Bemühungen zur Befriedung der Niederlande zuschreiben müssen, — nicht das alte Verhältniß zu dem deutschen Reiche, welches fast vergessen zu sein schien, und auch bei den immer bedenklicher werdenden inneren Zuständen des Letzteren leider kaum mehr in Acht genommen werden konnte. — Die Aufforderung an den Kaiser ging diesmal von seinem Bruder, dem Erzherzog Albrecht aus; übrigens hatten auch einige Mitglieder des Reiches auf dem letzten Reichstag die Ansicht durchzusetzen gesucht, daß die vereinigten Provinzen ihr Mißtrauen gegen den König von Spanien ablegen müßten, wenn Kaiser und Reich für denselben Bürgschaft stellten. Andere Reichsglieder bemerkten jedoch dagegen: die Generalstaaten würden in dem Falle, daß der Vertrag von Seiten Spaniens nicht gehalten würde, wohl nicht erst vor dem

deutschen Reich ihre Klagen vorbringen und einen langwierigen Prozeßgang ruhig abwarten. Abgesehen von den Meinungsverschiedenheiten suchte Rudolf II. die Friedensverhandlungen so rasch als möglich einzuleiten, und erbat sich deßhalb von den vereinigten Provinzen zuvörderst Pässe für seine Gesandten. Diesen Wunsch lehnten jedoch die Generalstaaten in den verbindlichsten Ausdrücken ab, und zwar aus keinem anderen Grunde, als „weil sie dem spanischen Hofe durchaus kein Zutrauen schenken könnten, da derselbe ein solches nicht rechtfertige." Dieses Mißtrauen, welches doch sowohl begründet war, nahm man den Generalstaaten in Deutschland sehr übel.

Bei weitem wichtiger als die Verhandlungen der Republik mit Deutschland waren die mit Frankreich und England; sie hatten schon im Frühling begonnen. Die vereinigten Provinzen befanden sich seit der jüngsten Zeit in einer eigenthümlichen Stellung zu beiden Monarchieen. Beide waren jetzt ihre natürlichen Bundesgenossen geworden durch die politisch-religiösen Grundsätze, welchen sowohl Heinrich IV. als Elisabeth huldigten. Beide hatten dieselben Beweggründe zu einem feindseligen Verhältniß gegen Spanien, und andererseits herrschte die alte wechselseitige Eifersucht zwischen Beiden, wenn auch nur leise bemerkbar, doch stets noch fort. Diese Eifersucht fand nun gerade durch die ganz eigenthümliche Stellung der Niederlande ihre Nahrung; man betrachtete es weder in Frankreich noch in England mit gleichgültigen Blicken, wie die Republik immer größere Selbstständigkeit errang, und je mehr man sich von dieser Thatsache überzeugte, um so weniger wollte man sie geradezu eingestehen. Ja man legte sogar ein Gewicht darauf, die Republik noch immer nach ihren früheren Verhältnissen, wie in einer Art von Klientel zu betrachten, weßhalb man ihr mit der Möglichkeit drohte, einen Separat-

frieden mit Spanien abzuschließen. Anderseits fühlte aber auch die Republik wieder ihre mittlerweile erstarkte Selbstständigkeit lebhaft genug und zugleich das Bedürfniß, dieselbe nicht bloß gegen Spanien, sondern auch gegen die beiden benachbarten und als Nachbarn leicht gefährlichen Bundesgenossen tüchtig zu wahren, obwohl sie sich hütete, es mit einer von beiden Mächten zu verderben. Sie richtete deßhalb ihren Beistand für Frankreich und England (so hatte sich bereits das Verhältniß umgewendet, daß die Republik, welche früher um Unterstützung gebeten, eine solche jetzt gewähren konnte!) so ein, daß sich in Folge desselben Spanien zu einem Separatfrieden mit Frankreich oder England geradezu unbedingt hätte genöthigt sehen müssen. Man sieht, wie rasch die Politik des jungen Freistaates jene der alten Monarchieen eingeholt hatte.

Die Verwickelungen, welche der Diplomatie in der Regel folgen, blieben auch damals nicht lange aus. Die alte Eifersucht zwischen Frankreich und England äußerte sich besonders auffallend bei Elisabeth, welche es längst nur mit großer Mißgunst betrachtete, wie die Republik dem König Heinrich IV. Unterstützungen zukommen ließ. Ja, Elisabeth suchte die ganze Verwickelung zu einem Extrem hinzutreiben, indem sie mit einer großen Beharrlichkeit darauf drang, daß ihr die Republik die alten Anleihen zurück bezahlen sollte. Die vereinigten Provinzen gaben sich alle Mühe, diese Angelegenheit hinauszuschieben. Die Verhandlungen, welche sie darüber mit Elisabeth unterhielten, weisen aus, daß es ihnen um Zweierlei zu thun war, erstens um eine Art von bestimmter Abfindung für die Anleihen, und zweitens um die Wiedererlangung der an Elisabeth verpfändeten Städte. Die Generalstaaten schützten namentlich ihren Geldmangel vor, wogegen

ihnen Elisabeth den Einwurf machte: man könne diesen Geldmangel eben nicht bemerken, wenn man die prachtvollen Neubauten in den vereinigten Provinzen betrachte; wohl aber seien ihre eigenen Kassen durch die kostspieligen Rüstungen gegen Spanien erschöpft, und sie habe nicht Gold- und Silberminen, wie Philipp II., um dieselben zu füllen. Beide Theile stellten sich weniger bemittelt, als sie waren. In der That aber ließ sich erkennen, daß sich bei Elisabeth immer wieder das Streben regte, die vereinigten Provinzen durch ein strafferes Anspannen ihrer alten Forderungen in einer gewissen Abhängigkeit von England zu erhalten. Die neue Expedition Philipps gegen England (deren erfolglosen Ausgang wir bereits erzählt haben) glich plötzlich die Spannung für den Augenblick wieder aus und wies die Königin auf eine Anerkennung des neuen Verhältnisses an, wogegen sich ihr Stolz so sehr sträubte, nämlich auf eine Anerkennung der Republik als einer selbstständigen Macht.

Dazu trug nun auch die Entwickelung der Verhandlungen zwischen Frankreich und England wesentlich bei. Es gelang dem Herzog von Bouillon, welcher die französischen Interessen dabei vertrat, ein Schutz- und Trutzbündniß beider Großmächte zu Stande zu bringen, unter dessen Bedingungen diejenige, „daß man sich bemühen sollte, auch andere Mächte zur Theilnahme an der Allianz zu bringen", für die Republik von insbesonderer Wichtigkeit war. Denn der Herzog von Bouillon begab sich nun ungesäumt nach Holland, um die Verwirklichung jenes Artikels zunächst dort zu versuchen, und nach einer kurzen Berathung mit dem Prinzen Moritz und dem Staatsrath traten die Generalstaaten der vereinigten Provinzen dem Schutz- und Trutzbündniß Englands und Frankreichs

bei. Noch wichtiger für die Stellung der Republik war, daß sie (am letzten Oktober) außerdem ein Separatbündniß mit Frankreich abschloß. Die bedeutsamsten Artikel desselben waren, (außer den Bedingungen, daß, wenn Heinrich IV. im Frühling des kommenden Jahres eine Heeresmacht an die Grenzen der Pikardie und des Artois führen würde, die Generalstaaten dasselbe verstärken sollten, daß die Letzteren auch anderseits Frankreichs Beistand im Falle der Noth in Anspruch nehmen dürften, und daß sowohl die Republik als der König, jedes auf seinem Gebiet den Oberbefehl über die Hülfstruppen zu übernehmen habe) noch folgende: daß der König den Städten der vereinigten Provinzen und dem Hause Nassau, welches sich so unvergeßliche Verdienste um dieselben erworben, seine besondere Zuneigung bewahren solle, und daß die von früherher bestehenden Verbindungen, namentlich in Bezug auf Handelsfreiheit (das Lebensprinzip der Republik), in Kraft bleiben sollten. Ueber den Abschluß dieses Separatvertrages mit Frankreich, welcher endlich die Sympathieen des verewigten Wilhelm von Oranien für Frankreich zu rechtfertigen schien, herrschte in allen vereinigten Provinzen die größte Freude, aber insbesondere aus dem Grunde, weil durch eine solche Verbindung mit einem Monarchen der Rang der Republik als einer selbstständigen Macht neben den übrigen wenigstens indirekt anerkannt worden war, was nun für sie, gerade Spanien gegenüber, von größtem Belange war. Uebrigens war diese, wenn auch nur indirekte, Anerkennung nicht ohne energisches Eingreifen Heinrichs IV. bei Elisabeth durchgedrungen. Diese Letztere hatte nämlich beantragt, daß man mit den Generalstaaten bloß in der Weise unterhandeln könne, daß man berücksichtigte, wie dieselben noch immerhin in einem abhängigen Verhältnisse zu England

stünden. Elisabeth konnte ihre Empfindlichkeit darüber kaum verbergen, und äußerte sie insbesondere bei dem Anlaß, als sie sah, daß die Generalstaaten dem König von Frankreich statt der verheißenen Hülfstruppen eine entsprechende Geldunterstützung leisteten, was ihm nun allerdings auch lieber war. Die erste Frucht, welche die Generalstaaten von dem intimeren Bündniß mit Frankreich genossen, war eine um so erfreulichere, da sie die geistigen Interessen betraf. Heinrich IV. beschloß nämlich, daß die Zeugnisse der holländischen Nationaluniversität Leyden und die von ihr ertheilten Grade auch in Frankreich respektirt und als Befähigung anerkannt werden sollten. Eine andere Genugthuung erfuhr die Republik durch die freundliche Aufnahme ihrer Gesandten in Dänemark, welche sie zur Krönung des volljährig gewordenen Königs Christian IV. dahin abgeordnet hatte, und wobei der Letztere die Handelsprivilegien der Amsterdamer bestätigte.

Fassen wir nun den Faden der Kriegsläufte in den Niederlanden wieder auf! Gegen Ende des Jahres 1596 rüstete sich sowohl die königliche Parthei, unter dem Erzherzog Albrecht, als auch die republikanische der Staaten, unter dem Prinzen Moritz, sehr eifrig zum Beginnen des Krieges im nächsten Jahre. Die Lage des Erzherzogs war nichts weniger als günstig, da ihm, in Folge der von uns bereits erwähnten Umstände, eine kräftige Unterstützung aus Spanien fehlte, deren er so sehr bedurfte. Den Generalstaaten entging dies nicht, zumal, da sie aus einem aufgefangenen Briefe Albrechts entnahmen, wie sehr er über die Schwäche seines Heeres klagte, welches seit der Belagerung von Hulst, wie auch durch andere Gefechte, beträchtlich zusammengeschmolzen war. Anderseits fanden die Generalstaaten durch ihr Separatbündniß mit Frankreich ihre Heeresmacht verstärkt, ihre Zuversicht erweitert, und

zwar um so mehr, da sie an den Grenzen Belgiens eine Diversion Heinrichs IV. erwarten durften, welche ihnen nur zu Statten kommen konnte.

Kaum hatte nun das neue Jahr 1597 begonnen, als auch schon die Feindseligkeiten eröffnet wurden. Erzherzog Albrecht hatte nämlich die Absicht, das platte Land von Brabant von den Brandschatzungen zu befreien, welchen dasselbe seit der Belagerung Hulsts durch die Truppen der Republik unterworfen war. Zu diesem Ende hatte er denn bereits noch gegen Ende Dezembers (1596) eine beträchtliche Anzahl von Truppen zusammengezogen (4000 Mann zu Fuß und 300 Reiter) welche unter dem Grafen Varax bei Turnhout lagen. Man erwartete von dieser Maßregel nichts anderes, als daß die Truppen eine Diversion auf die Insel Tholen und die Festungen in Nordbrabant unternehmen würden, und Moritz beschloß, diesen Anschlag zu vereiteln. Er hatte über 3000 Mann Fußvolks und 800 Reiter zu verfügen. Nachdem er in Gertruidenberg seine Truppen zusammengezogen hatte, kam er am 23. Januar 1597 mit denselben nach Ravels, wo er sich kaum eine Stunde Weges weit von dem verschanzten feindlichen Heere befand. Zwei Pläne lagen vor ihm, entweder das Letztere anzugreifen, oder dem Feinde im offenen Felde eine Schlacht zu bieten. Im königlichen Heere waren bei der Nachricht vom Anzuge Moritzens die Meinungen über die zu ergreifenden Maßregeln getheilt. Mehre höhere Befehlshaber hielten es für besser, im wohlverschanzten Lager die Truppen der Republik zu erwarten. Andere dagegen riethen, mit dem Heere den Rückzug nach Heerenthals anzutreten. Dieser Meinung pflichtete auch Graf Varax bei, weil er glaubte, der feindlichen Uebermacht in einer offenen Feldschlacht nicht die Spitze bieten zu können. Da Heerenthals kaum

4 Meilen von Turnhout entfernt liegt, so hoffte Varax, den Rückzug dahin glücklich bewerkstelligen zu können. Als nun aber der kluge Moritz die Anstalten der Feinde bemerkte und daraus auf das geringe Selbstvertrauen schloß, welches dieselben beseelte, so hielt er es für unerläßlich, sie anzugreifen. Diesem Plane getreu verfolgte er denn mit seinem trefflich disponirten Heere den Rückzug der Königlichen. Der Ritter Franz Vere führte die Vorhut der staatischen Truppen und vertrieb eine geringe Truppenzahl des Feindes, welche den Uebergang über ein kleines Gewässer deckte. Vere warf sie zurück und überfiel hierauf die Feinde, die schon auf dem Weg nach Heerenthals waren, im Rücken. Hierauf fiel Hohenlohe mit 400 Reitern dem Feinde in die Flanken, zersprengte sie und nun wurde auch das feindliche Fußvolk so rasch angegriffen, daß es keinen Widerstand leisten konnte. Varax fand den Tod. Bald entsteht allgemeine Unordnung; die Verwirrung treibt die Königlichen zur wilden Flucht, und mit allzugroßem Ungestüm verfolgen die republikanischen Truppen die Flüchtenden. Da wendet sich plötzlich der kühne Italiäner Niccolo Basta mit seinen Reitern und sprengt unwiderstehlich gegen die Niederländer heran, welche, mit Plünderung beschäftigt, die eigene Sicherheit versäumen. Schon gelingt es ihm fast, den verlorenen Sieg für die Königlichen wieder zu gewinnen, als Moritz, ebenso rasch besonnen, die Reserve heranrücken läßt. Nun beginnt eine neue Schlacht, und jetzt können die Königlichen nicht länger mehr Stand halten. Sie wollen fliehen; doch von allen Seiten her sehen sie sich umringt und finden den Ausweg versperrt. Bevor noch das Fußvolk anrückt, hat Moritz schon einen vollständigen, glänzenden Sieg errungen, welchen die Königlichen mit dem Verluste von 1200 Mann (außer dem des Grafen Varax), von 37 Fahnen und ihrem ganzen Gepäck, sowie von vielen

Gefangenen bezahlen. Am andern Tage übergab sich das Schloß zu Turnhout dem Sieger, der die eroberten Fahnen nach dem Haag schickte, wo sie im großen Saale des Hofes als Trophäen aufgehängt wurden. Die Leiche des gefallenen Grafen Varax schickte der ritterliche Prinz Moritz dem Erzherzog zu, dem er auch das Anerbieten machte, die Kriegsgefangenen auf ihr Ehrenwort in Freiheit zu setzen. Am 28. Januar schrieb ihm Erzherzog Albrecht darauf in einer Weise zurück, die seinen Charakter bezeichnet. *) Moritz verlegte nach dem Siege bei Turnhout das Fußvolk wieder in Winterquartiere und kehrte sodann nach dem Haag zurück, wo er mit den höchsten Ehrenbezeugungen bewillkommnet wurde. Bescheiden erklärte er in seinem Bericht über die Schlacht, den er vor der Staatenversammlung ablegte, daß er den Sieg größtentheils einer Nachlässigkeit des Feindes zu verdanken habe, welcher es versäumt hätte, eine kleine Brücke hinter sich abzubrechen, wodurch es dann seiner Reiterei möglich geworden, nachzudringen.

---

*) „Myn Heere de Graave,

Ik heb ontfangen uwen Brief, en kan niet anders, als prysen de heusheyd, die gy gebruykt hebt tegen het doode lichaem van wylen den Grave van Varax, en U daer voor te wyten den dank dien gy verdient, daer van ik U van herten bedanke. En aengaende het andere poinct, gy sult niet bevinden, dat ik tot noch toe my geresolveert hebbe, om het quartier te breken, en wilde niet dat men my daer occasie geve, door dien het een sake is seer contrarie myn naturel. By aldien dat gy in dese conjuncture gebruykt die beleeftheyd die gy my schryft, ik sal besorgen, dat het selve geschiede in gelyke occasien, die sich hier namaels sullen presenteren. En hiermede bid ik den Schepper U te nemen in syn Heylige hoede. Uyt Brussel den 28ten January 1597. Uwen goeden vrundt

Albert Card.

(Bor XXXIV. B. f. 8.)

Erzherzog Albrecht war schon durch die Niederlage seiner Truppen bei Turnhout sehr niedergeschlagen; aber noch bedenklicher war es für ihn, daß sich viele seiner besten Soldaten aus Mangel an Soldbezahlung zerstreuten. Er suchte Alles aufzubieten, um diesem Uebelstand abzuhelfen, ja er verpfändete sogar sein eigenes Silbergeschirr, um den Truppen ihren Sold bezahlen zu können. Gleichwohl konnte er doch nicht alle Forderungen decken. Was konnte er unter solchen Umständen für die Fortsetzung seiner Kriegsoperationen hoffen? Er sah sich von allen Seiten beengt, außer Stande, irgend etwas Entscheidendes zu unternehmen; als sich ihm plötzlich auf einer anderen Seite her eine neue Aussicht eröffnete. Der spanische Kommandant von Dourlans Ferdinand Tello (genannt Hernantello) von Portocarrero hatte nämlich am 11. März die Stadt Amiens in der Pikardie durch Kriegslist und Ueberfall erobert, wodurch nun die königliche Armee freien Raum vor sich hatte, durch diese Landschaft in's Innere von Frankreich, ja wie leicht sogar bis nach Paris vorzudringen. Doch die Freude Albrechts über diesen wichtigen Gewinn war von nicht sehr langer Dauer. Der kriegskundige Heinrich IV. nämlich, welcher wohl einsah, wie Viel von dem Besitze Amien's abhing, zog den Kern seiner Heeresmacht zusammen, um, nachdem er die Grenzen Frankreichs versichert und anderweitige Versuche gemacht hatte, Amiens durch eine Belagerung wieder in seine Gewalt zu bringen. Im Mai eröffnete er die Belagerung in eigener Person und setzte sie um so nachdrücklicher fort, je besser Portocarrero Amiens, seit es im spanischen Besitze war, in Vertheidigungsstand gesetzt hatte. Inzwischen rüstete sich nun auch der Erzherzog Albrecht mit seiner ganzen Macht, um Amiens zu entsetzen. Doch aus den Gründen, welche wir kurz vorher angegeben haben, verzögerte sich die

Ausrüstung des königlichen Heeres eine geraume Zeit, so zwar, daß Albrecht erst in der letzten Hälfte des Augusts ins Feld rücken konnte. Er hatte über 15,000 Mann zu Fuß und über eine Reiterei von 4000 Mann zu gebieten und die ausgezeichnetsten Kriegshelden jeder Abkunft und Landart begleiteten ihn. So zog er denn vor Amiens; nur 3000 Mann (neu angeworbene italiänische Truppen) blieben während dessen in Brabant zurück.

Eben diese Entfernung der konzentrirten königlichen Heeresmacht nach der Pikardie gab den Truppen der Republik freies Feld in den Niederlanden, und rasch beschloß Moritz, in Uebereinkunft mit dem Staatsrath und dem Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau, die günstige Gelegenheit zu benutzen, um die noch übrigen spanischen Besatzungen aus Over-Yssel und Zütphen zu vertreiben und die Nordseite des Rheines ganz vom Feinde zu säubern. Da eilte Wilhelms von Oranien jüngster Sohn Heinrich Friedrich von der hohen Schule Leyden zu seinem Bruder Moritz. Erst dreizehn Jahre zählte Heinrich Friedrich damals, doch sein Geist war älter, und, von einer edlen Ungeduld nach Thaten erfüllt, bat er dringend um die Gunst, seinen Bruder Moritz auf dem Feldzuge begleiten zu dürfen. Sie wurde ihm gewährt. Zu Anfang Augusts begab sich nun Moritz nach dem Grafenwerth, wo in der Nähe das Heer versammelt war, welches den erwähnten Plan ausführen sollte. Es bestand aus 7000 Mann zu Fuß und einer Reiterei von 1200 Mann. Moritz ließ diese Truppen über Rhein und Waal setzen und begann nun seinen Feldzug mit der raschen Eroberung von Stadt und Schloß Alfen (am 5. August). Noch am Abend desselben Tages erschien er

mit seinen Truppen vor der Festung Rheinberg, deren Besitz ihm besonders von großer Wichtigkeit war, damit die königlichen Truppen dort keinen Haltpunkt hätten, von welchem aus sie den von ihm fernerhin zu bedrohenden Städten am andern Ufer des Rheins zu Hülfe eilen könnten; überdies mußte die Einnahme Rheinberg's auch Schiffahrt und Handel auf dem Rhein für die Republik sichern. Mit seiner gewohnten Thätigkeit betrieb nun Moritz die kunstgerechte Belagerung Rheinbergs, wobei Wilhelm Ludwig im Schenkel verwundet wurde. Die Arbeiten an den Laufgräben gingen wegen des anhaltenden Regenwetters nur langsam von statten. Doch Moritz ermüdete nicht, und als jene Arbeiten vollendet waren, ließ er die Gräben ausfüllen und die Stadt beschießen, worauf die Aufforderung zur Uebergabe erfolgte. Zweimal wies die Besatzung eine solche von der Hand; da setzte Moritz das Beschießen mit so großem Nachdruck fort, daß sich die Besatzung endlich am 19. August zur Uebergabe entschloß. Rheinberg durfte, zufolge der Kapitulation, die städtischen Privilegien behalten und die Besatzung frei abziehen. Kaum war es nun im Besitz der Generalstaaten, als Graf Hermann van den Berg mit einer Anzahl Truppen in der Umgegend ankam, der jetzt nichts Besseres thun zu können glaubte, als in aller Eile die Besatzung von Meurs zu verstärken, worauf er über die Maas zurückkehrte. Vergeblich forderte der Kurfürst von Köln durch eine Gesandtschaft von Moritz, daß ihm Rheinberg als eine dem Erzstift zugehörige Stadt überliefert werde; sowohl diese Aufforderung, als eine ähnliche im folgenden Jahre an die Generalstaaten wurde vor der Hand nicht berücksichtigt. Es lag zu sehr im Interesse der Generalstaaten, weil der Erfolg der Kriegsoperationen von Reinbergs Besitz abhing, daß sie diesen vorerst nicht aus

der Hand gaben, wenn die Expedition selbst glücklich von statten geben sollte.

Moritz zog nun, nachdem er zuvörderst in Berathung genommen hatte, ob er Grol angreifen sollte, vor Meurs, wo Andreas de Miranda die königliche Besatzung kommandirte. Kaum sechs Tage lang belagerte Moritz diesen erst kürzlich durch Hermann van den Berg verstärkten festen Platz, als ihm Miranda denselben am 4. September übergab. Nun beschloß Prinz Moritz, mit dem Rheinübergang nicht länger zu zögern, um so mehr, da er kurze Zeit nach der Uebergabe von Meurs Nachricht erhalten hatte, daß Graf Friedrich van den Berge sich die Abwesenheit der friesischen Truppen (welche im Heere Moritzens standen) zu Nutzen gemacht und mit den Besatzungen von Lingen und andern festen Plätzen verheerende Streifzüge in die Landschaft Sevenwolden unternommen habe. Moritz ließ deßhalb bei Orsoi eine Schiffbrücke schlagen und führte auf derselben seine Truppen über den Rhein. Rasch zog er dann auch über die Lippe, welche etwas unterhalb in den Rhein mündet, und rückte hierauf in Eilmärschen vor Grol in Zütphen, welches Graf Johann von Styrum mit 800 Mann Fußvolks und drei Kornetten Reiterei vertheidigte. Schnell ließ Moritz die Anstalten zur Belagerung treffen, Verschanzungen aufwerfen, Laufgräben eröffnen, das Wasser aus den Gräben ableiten, und endlich Grol mit glühenden Kugeln beschießen, wodurch an die sechzig Häuser in Brand geriethen, während 24 Geschütze gegen die Festungswerke donnerten. Einem solchen Ungestüm konnte Grol nicht lange widerstehen; es ergab sich (am 27. September) gegen freien Abzug der Besatzung, welche geloben mußte: drei Monate lang auf der linken Maasseite nicht gegen die Truppen der Republik zu dienen. Von Grol wandte sich

der siegreiche Moritz nach Breêvoort, welches durch seine Lage für sehr stark galt; denn rings um die Festung war Moorgrund und bloß ein Deich, welcher durch die Stadt lief, gewährte den einzigen Zugang zu derselben. Doch diese Schwierigkeiten schreckten ein so großes militärisches Talent wie Moritz nicht ab. Sein wissenschaftlich gebildeter Geist fand Mittel, den Moorgrund gangbar zu machen, und so rückten seine Truppen theils durch diesen, theils auf dem Damme gegen die Festung vor. Moritz gewann hierauf eine Höhe, wo er 20 Geschütze aufstellen konnte, und schnell traf er nun die Anstalten zur Belagerung nach allen Prinzipien der Kriegskunst. Er hatte bei seinen Arbeiten mit der Ungunst der Witterung hart zu kämpfen, überwand sie jedoch durch seine Ausdauer, während sich seine Truppen ungestüm nach Sturm und Plünderung sehnten. Da es ihm bei der regnerischen Jahreszeit nicht gelang, den Graben trocken zu legen, so wurde, wie die Geschütze kaum Bresche gebrochen, eine Korkbrücke über den Graben geworfen, und nun begannen die Soldaten der Republik ohne Verzug den Sturm. Da verloren die Belagerten den Muth und schwenkten die Hüte, zum Zeichen, daß sie unterhandeln wollten. Gleichwohl raffte die zügellose Leidenschaft der Belagerer beim ersten Anfall siebenzig Leben dahin. Die Besatzung zog sich hierauf in ungestümer Eile in die Citadelle zurück, welche auch alsbald überging (am 9. Oktober). Der Kommandant Damian Gardot hatte sich in einem Keller versteckt, wurde aber hervorgezogen und mit dem Tode bedroht; auf sein inständiges Flehen jedoch schenkte ihm Moritz das Leben.

Moritz ließ sein Heer einige Tage rasten und führte es dann, nicht ohne große Beschwerden, nach der Provinz Over-Yssel. Rasch ergaben sich ihm die festen Plätze Enschede (welches von einem Theil der Besatzung bereits ver-

lassen war,) Ootmarsum und (nach einer heftigen Beschießung) Oldenzeel (am 22. Oktober). Moritz ließ die Festungswerke der beiden ersteren Plätze schleifen und rückte vor Lingen, welches über dem Emsstrom gelegen, der Hauptort einer deutschen Grafschaft war, die Kaiser Karl V. 1546 erobert und dem Grafen Maximilian von Büren zu Lehen gegeben hatte. Nach dem kinderlosen Ableben desselben hatte der Kaiser das Lehen wieder eingezogen und den Befehl über Lingen dem Statthalter von Friesland übergeben. Nun war aber Moritz der Erbe jenes Grafen von Büren, seines Großvaters von mütterlicher Seite, da sein Vater Wilhelm in erster Ehe mit der Erbtochter Maximilians von Büren vermählt gewesen war (aus welcher Ehe Prinz Philipp Wilhelm stammte). Wilhelm von Oranien hatte den Besitz Lingens im Jahr 1578 für sich vindicirt und sich zugleich verpflichtet, es von Over-Yssel zu Lehen zu tragen. Lingen befand sich nun seit geraumer Zeit in Besitz der königlichen Truppen und Graf Friedrich van den Berg war kürzlich mit auserlesenen spanischen Soldaten dort eingezogen. Gegen Ende Oktobers erschien Moritz vor jener Stadt, die er als ein Erbgut seines Hauses betrachtete, beschoß sie und forderte sie dann, nebst dem Schloß, zur Uebergabe auf. Graf Friedrich van den Berg, welcher vom Erzherzog Albrecht gemessene Verhaltungsbefehle hatte, seine Truppen nicht unnütz aufzuopfern, übergab dem Prinzen Moritz Lingen am 12. November. So hatte nun Moritz das nassau-oranische Erbe wieder erobert, und mit dieser Waffenthat beschloß er seinen glorreichen Feldzug vom Jahre 1597, in welchem er jede Hoffnung erfüllt hatte, die an den Kriegsplan geknüpft war. Sahen sich doch jetzt die Spanier über den Rhein zurück gedrängt, sah doch die Republik eine schöne Strecke Landes

von feindlichen Besatzungen befreit, und mehre Ströme versichert! Moritz ließ denn jetzt seine Truppen die Winterquartiere beziehen und begab sich nach dem Haag, wo er mit hohen Ehren, wie sie seinen ausgezeichneten Talenten und seiner unermüdlichen Thätigkeit, wie sie der Wichtigkeit seiner Erfolge für die Republik gebührten, empfangen wurde.

Erinnern wir uns nun der Veranlassung, wodurch es Moritzen möglich wurde, seine Thätigkeit so glänzend und erfolgreich zu entwickeln! Der Feldzug des Erzherzogs Albrecht nach der Pikardie, um Amiens gegen König Heinrich IV. zu entsetzen, hatte Moritzen freien Spielraum gegeben. Aber eben vor Amiens erreichte Albrecht seinen Zweck nicht, dem er inzwischen so Viel geopfert hatte. Zwar widerstand die spanische Besatzung von Amiens, selbst nachdem sie ihren tapferen Befehlshaber Portocarrero bei einem Sturm der Feinde verloren hatte, unter ihrem neuen Kommandanten Montenegro den Belagerern heldenmüthig. Aber die Versuche des Erzherzogs, der (im September) in der Nähe von Amiens mit seinem Heere erschien, um es zu entsetzen, mißlangen durchaus. Albrecht sah sich nach kurzer Zeit zum Rückzug genöthigt, und, nachdem dies geschehen war, übergab sich die Stadt dem ritterlichen Heinrich IV., welcher der Besatzung ehrenvolle Bedingungen zugestand. Die Kapitulation geschah am 26. September 1597. Albrechts Heer wurde auf dem Rückzuge durch französische Truppen verfolgt, wußte sich jedoch durch die Geschicklichkeit des Ambrosio Landriano, welcher die Nachhut befehligte, so vortrefflich zu benehmen, daß es ohne Verlust Arras erreichte.

Im November 1597 unternahmen die Königlichen noch Anschläge auf Bergen-op-Zoom und auf Gertruidenberg, welche jedoch glücklich entdeckt und vereitelt wurden. Ebenso war

schon früher ein Attentat auf Tholen mißglückt, wobei zwei Niederländer im Spiele waren, welche dann mit dem Leben dafür büßen mußten. Noch schlimmer übrigens als alles Unglück, welches die königlichen Truppen sowohl vor Amiens, als bei jenen Anschlägen traf, war der Geist der Meuterei, welche unter denselben immer weiter um sich griff. Die Städte in den spanischen Niederlanden, gewarnt durch die traurigen Beispiele aus früherer Zeit, wie entsetzlich sie selbst durch die Meuterei der Soldaten hatten leiden müssen, und ohnehin verarmt, sträubten sich bang und mit Schrecken davor, Besatzungen einzunehmen. Der Zustand Belgiens erreichte dadurch den höchsten Grad von Verwirrung.

In demselben verhängnißvollen Jahre 1597, welches für die Sache der Republik so günstige, für die Philipps II. so ungünstige Resultate lieferte, hatten indessen auch auf der See Operationen der verbündeten englischen und holländischen Flotte stattgefunden. Doch diesmal hatte das Glück, welches dieselben bisher so auffallend unterstützt, sie verlassen, ohne daß Philipp II. von dem Unglück seiner Feinde irgend einen wichtigen Vortheil hätte ziehen können. Im Frühling 1597 hatte sich eine englische Flotte, auf welcher 6000 Mann Landsoldaten unter dem Grafen Essex eingeschifft waren, mit einer niederländischen unter Warwond, Kornelis Lensen und Regimortes vereinigt, und zu Anfang Julis den Hafen von Plymouth verlassen, um die spanische Flotte zu Ferrol, welche Don Martin de Padilla befehligte, anzugreifen, zu vernichten, hierauf die westindische Flotte und das Eiland Tercera (eine der Azorischen Inseln) zu nehmen. Glücklich erreichten die vereinigten Geschwader die Gewässer bei Gallizien; aber dort wurden sie von einem heftigen Sturm aus Süden überfallen und zerstreut. Der Graf Essex wollte demungeachtet die Expedition

fortsetzen, wurde jedoch durch das ungünstige Wetter und wohl noch mehr durch die Besorgnisse der Bemannung gleichfalls zum Rückzug nach England bestimmt, woselbst die Flotte noch vor dem Ende des Juli wieder ankam. Gleichwohl unternahm er noch eine zweite Fahrt nach den Azoren, um die westindische Flotte aufzufangen; doch auch diesmal wurde er durch Stürme genöthigt, das Projekt aufzugeben. Bloß dem Sir Walter Raleigh gelang es, drei feindliche Schiffe zu nehmen. Die ganze Expedition nahm ein klägliches Ende. Doch hatten England und die Republik dabei wenigstens die Genugthuung, daß auch der Plan der feindlichen Flotte unter Don Martin de Padilla erfolglos blieb. Sie bestand aus 180 Schiffen mit einer Bemannung von 8000 Landsoldaten und war zu einer Landung in England bestimmt. Ein furchtbarer Nordsturm trieb sie am 18. Oktober nach Spanien zurück; drei Gallionen und sechs andere Schiffe gingen dabei zu Grunde. Don Martin de Padilla wurde, als er nach Hause kam, seiner Admiralswürde entsetzt, welche der König dem Don Diego Brocaro übertrug. Der greise Philipp II. aber konnte sich auch am Schluß dieses Jahres überzeugen, daß seine kühnen Hoffnungen und Pläne wohl nimmermehr in Erfüllung gehen würden; er, der reichste Monarch seiner Zeit, war in Folge aller seiner Anstrengungen schon fast zum Bettler geworden; er hatte ritterlich die Welt dem alleinseligmachenden römisch-katholischen Glauben unterwerfen wollen, und, statt daß er auch nur an einem Punkte den geringsten Erfolg errungen hätte, sah er jetzt die Hälfte seiner niederländischen weiland Unterthanen als eine bereits fast selbstständige Macht sich gegenüber, sah er das verhaßte England stark, sah er Frankreich, dessen Krone er schon seiner geliebten Tochter bestimmt hatte, unter dem Szepter eines klugen, tapfren und immermehr populär werdenden Königs,

obwohl die verderbliche Flamme der Partheiungen unter der Asche noch fortglimmen mochte, sich erholen. Ja, was das Schlimmste war, nicht einmal die alte Politik Philipps II. reichte mehr aus, nicht einmal die alte Eifersucht Englands und Frankreichs konnte er jetzt zu seinem Vortheil benützen; beide waren jetzt vereinigt, weil sie in der Einigkeit ihre Stärke erkannten; — und die neue Republik vermehrte diese Stärke! Unseliges Loos eines greisen Königes, am Rande des Grabes keinen mehr genügenden Lohn für ein ganzes Leben, für eine so innige religiöse Ueberzeugung gewinnen zu können! Philipp fühlte die Last seines Alters, die Abnahme seiner physischen Kräfte unter harten Körperleiden. Nur sein Geist blieb ungeschwächt und seine Willenskraft. Er beschloß, sein letztes Werk zu thun, in der Hoffnung, durch einen Akt des Vertrauens das zu erreichen, was er bisher durch alle Kriege, durch die Verschwendung von Millionen nicht erreicht hatte. Kurz: der längst gehegte Plan, die Niederlande seiner Tochter Isabella und dem für dieselbe bestimmten Gatten, und zwar als unabhängiges, blos unter Spaniens Schutz gestelltes Reich zu übergeben, sollte nun rasch zur Ausführung kommen und den Erzherzog Albrecht hatte Philipp II. zum Gemahl der Infantin bestimmt. *) Wohl mochte der Hinblick auf seinen Sohn, den Thronerben Spaniens, wesentlich zu diesem Entschlusse beitragen. Philipp II. mußte sich überzeugen, daß der Kronprinz

*) „Parevagli, che la maggiore speranza, o di conservar le provincie ubbidienti, e di riunire con loro nell 'antica forma le ribellate, sarrebbe dando loro un principe proprio, che divenisse Fiammingo, e da cui ricevessero discendenza Fiamminga ancora. E temeva, che ciò non facendosi, ne seguirebbe forse un giorno la perdita intiera di tutte.“ (Bentivoglio, guerra di Fiandra. P. III. L. IV. p. 105.)

durchaus untüchtig sei, das schwere Werk in den Niederlanden fortzusetzen, und leider mußte er sich eingestehen, daß er, der Vater, selbst an dieser Untüchtigkeit des Sohnes Schuld trage! Gewiß war es die Besorgniß vor einem zweiten Don Carlos gewesen, weßhalb der König seinen Sohn Philipp geradezu in Unselbstständigkeit unter Weibern erziehen ließ. Jetzt, am Rande des Grabes, sah er die traurigen Resultate jener Besorgnisse; jetzt fühlte er es lebhaft, „wie ihm Gott zu der Gnade, ihm ein so großes Reich zu geben, die andere nicht habe hinzufügen wollen, ihm einen Nachfolger zu schenken, der dasselbe ferner zu regieren vermochte." *) Uebrigens war man in Spanien selbst mit dem Plane des Königes nicht überall ganz einverstanden; der Nationalstolz sträubte sich gegen die Verringerung einer Macht, welche durch den spanischen Namen zusammengehalten wurde. **) Bevor wir jedoch die Verwirklichung des letzten Planes Philipps erzählen, wollen wir unsere Aufmerksamkeit wieder auf die äußere Stellung der Republik wenden.

Ihr kräftiges Benehmen bei den drängenden Zumuthungen mehrer europäischer Großmächte gab einen interessanten Beweis, wie sich das Bewußtsein von Selbstständigkeit immer klarer bei ihr ausgeprägt hatte, wie sie immer entschiedener auf Anerkennung derselben hinarbeitete. Polen, Deutschland und Dänemark hatten im Verlaufe des Jahres 1597

*) Ranke Fürsten und Völker in Süd-Europa 1. Bd. (2te Aufl.) S. 130.

**) „Opponevasi il Fuentes quanto poteva al matrimonio con la cession de' paesi bassi. Ma dall' altra parte Christoval di Moura, Conte di Castel Rodrigo, il quale si trovava in grandissima autorità appresso il Rè, sosteneva l'opinione contraria efficacemente." (Bentivoglio a. a. O. Ebendort die Reden des Fuentes und des Grafen Castel Rodrigo.)

den Frieden zwischen der Republik und Spanien zu vermitteln gesucht, welche erstere ihrerseits alle Vorschläge standhaft zurückwies, wohl wissend, daß die Fundamentalbedingung jeder Friedensverhandlung wohl stets nur mit Unterwerfung unter Spanien identisch sein würde. Interessant ist es jedoch, zu bemerken, auf welche Weise sich die Republik mit jeder von jenen drei Mächten benahm. Auf die ernste Aufforderung von Seiten Polens, dessen Gesandter den vereinigten Provinzen (im Juli 1597) ihr gewisses Verderben prophezeihen wollte, wenn sie sich nicht bei Zeiten mit Philipp II. versöhnten, erwiederten die Generalstaaten: „der Krieg, den sie mit Spanien führten, sei ein gerechter, der Friede dagegen höchst gefahrvoll, und sie könnten sich bis jetzt noch zu keinen Unterhandlungen entschließen." Auf die weitere Drohung des polnischen Gesandten, man würde dann den Handel der Republik mit Polen beeinträchtigen, bemerkten die Generalstaaten mit edlem Stolz: „Wenn es Polen belieben sollte, das Völkerrecht zu verletzen, so würden sie ebensowohl die Früchte dieses Reiches, als das Letztere ihr Geld entbehren können." Hiermit hatte die Vermittlung Polens ein Ende.

Von Seiten des Kaisers und mehrer Mitglieder des deutschen Reichs wollte man Gesandte zu gleichem Zwecke an die Republik abfertigen, erlangte jedoch von dieser keine Pässe für die Gesandten. Hieraus nahm man nun von deutscher Seite Anlaß, sich über den Mangel an Achtung gegen das Reich zu beklagen, indem die vereinigten Provinzen ihren alten deutschen Bundesgenossen und Freunden ein Recht verweigerten, welches man doch sogar Feinden einzuräumen pflegte; um so mehr müßte wohl dies Benehmen befremden, da die Gesandten nicht bloß über den Frieden, sondern auch über andre Angelegenheiten zu handeln beauftragt gewesen seien, welche ebensowohl den Vor-

theil der vereinigten Provinzen als jenen des Reiches beträfen; übrigens dürfe man die höchste Autorität des Reiches nicht ungestraft beleidigen. — „Eben die Ehrfucht vor derselben" (so lautete die Entgegnung der Generalstaaten) „sei der Grund gewesen, weßhalb sie den Gesandten Pässe verweigert; sie hätten ihnen die Mühe ersparen wollen, sich mit einer Mission zu befassen, welche doch jedenfalls fruchtlos bliebe; denn niemand wüßte ihre Angelegenheiten richtiger zu beurtheilen als — sie selbst."

Hatte sich die Republik gegen die Friedensvorschläge von Seiten Polens und Deutschlands mit ehrenvollem Stolz benommen, so konnte sie dagegen nicht umhin, die Aufforderungen Dänemarks zur Aussöhnung mit Philipp II. ganz anders aufzunehmen, da sie sah, daß sie von Dänemark her kein heftiges Andringen zu befürchten haben würde. Die Generalstaaten erwiederten den dänischen Gesandten: sie wären durch ihre Verbindung mit Frankreich und England außer Stand gesetzt, einen Separatfrieden abzuschließen; sodann machten sie auf den unvertilgbaren Haß Spaniens gegen alles, was „Ketzer" heiße, aufmerksam, unter welcher Bezeichnung man dort nicht bloß die Reformirten, sondern auch die Lutheraner begreife. Endlich bedienten sich die Generalstaaten auch noch einer List gegen die Dänen, welche von republikanischen Prinzipien und Institutionen keinen klare Begriffe hatten; sie deuteten nämlich denselben an: Prinz Moritz sei jetzt Nachfolger seines Vaters in der Regierung und Landesherr; sonach mußte eine Unterhandlung mit Spanien, welche eine Aenderung dieses fingirten Verhältnisses zur nothwendigen Folge hatte, dem Anschein nach gegen die Begriffe von Legitimität, wie sie damals in Dänemark herrschten, verstoßen. Man sieht: die Republik scheute kein Mittel,

um ihre theuer errungene Selbstständigkeit gegen jede Art von Bedrohung zu wahren.

Wie sehr erschrack sie daher, als sie plötzlich triftige Gründe zu der Besorgniß hatte, daß sie von ihren wichtigen Bundesgenossen, England und Frankreich, Spanien gegenüber im Stiche gelassen werden dürfte. Dieser Fall trat ein, als Philipp II. ernstlich an den Abschluß eines Friedens mit Heinrich IV. dachte. Philipp hatte im Vorgefühl des nahen Endes seiner irdischen Laufbahn die geheimen Pläne auf den Besitz Frankreichs aufgegeben, von deren Erfolglosigkeit er sich im Laufe so vieler Jahre denn doch hatte überzeugen müssen. Uebrigens nöthigten ihn dazu auch seine unübersehbaren finanziellen Verlegenheiten. Anderseits sah Heinrich IV. gleichfalls nur in einem Frieden mit seinem langjährigen Gegner ein Mittel, um die innere Ruhe Frankreichs herstellen und seine Herrschaft befestigen zu können. Der Papst Klemens VIII. trug nicht wenig dazu bei, die friedlichen Gesinnungen beider Monarchen zu unterhalten und zu bestärken, und seine darauf abzweckenden Bemühungen blieben keinesweges ohne Erfolg. Es ist charakteristisch, daß gerade von dem römischen Stuhle der Hauptantrieb der Friedensvermittlung ausging. Man möchte hierin leicht eine großartige Ironie der höheren Fügung erkennen, welche darin besteht, daß das ganze Leben und Streben des Greises Philipp eben von jenem Prinzipe desavouirt wird, für welches er so unerschütterlich treu gekämpft hatte. Genauer betrachtet, dürfte man jedoch hier die tiefere Weisheit Roms wahrnehmen, welches wohl einsah, daß seiner Sache nicht mehr mit dem Schwerte gedient sein könne, daß es sich der physischen Uebermacht, welche ihm zum ritterlichen Schutze bereit stand, zweckmäßiger entledigte. Die Einzelnheiten der Verhandlungen wegen eines Friedens zwischen Spanien und

Frankreich berühren die niederländische Geschichte im Allgemeinen wenig. Nur das Benehmen der Mächte kommt für dieselbe in Betracht, weil sich daraus die Stellung der Republik ergibt. So dient es denn nicht bloß zur Charakterisirung Heinrichs IV., sondern ist es auch wichtig zur Andeutung des Standpunktes, welchen die Republik damals einnahm, daß Heinrich IV. den Generalstaaten ebensogut wie der Königin von England von dem Schritte, welchen er zu thun im Begriffe stand, Nachricht, von den Gründen, welche ihn bewogen, gewissermaßen Rechenschaft gab.

Die Republik war durch die Nachricht von einem Separatfrieden Frankreichs mit Spanien um somehr bestürzt, da sie auch gerechten Grund zu der Besorgniß hatte, daß Elisabeth dem Beispiel Heinrichs IV. folgen würde. Wenn dies Letztere wirklich eintrat, so stand die Republik Spaniens Macht preisgegeben da. Ihre Besorgniß wurde noch durch die Nachricht gesteigert, daß Philipp II. die Niederlande seiner Tochter, der Infantin Isabella abtreten wolle und den Erzherzog Albrecht zum Gemahl derselben bestimmt habe. Zwar glaubten die vereinigten Niederlande weniger als die Belgier an die Wahrheit dieser Nachricht und unterstellten die Vermuthung: es sei mit der Form jener (wie sie meinten, bloß fingirten) Abtretung nur der Zweck verbunden, sie unter dem Vorwand einer Wiedervereinigung aller Niederlande unter die spanische Oberherrschaft zurückzubringen. Sie täuschten sich hierüber wenigstens insofern nicht, als Philipp II. dies allerdings hoffen mochte. Indessen: gleichviel, ob und wieviel Wahrheit jener Vermuthung über die Motive Philipps II. zu Grunde liegen mochte, die — Republik beschloß, alles aufzubieten, um jene Gefahr abzuwenden, welche

ihr zunächst vor der Schwelle stand, nämlich die Versöhnung Frankreichs und Spaniens.

Die Republik schickte zu diesem Ende eine Gesandtschaft (Justin von Nassau und Oldenbarneveld) nach Frankreich, und eine andre nach England, um den Monarchen beider Reiche Vorstellungen gegen einen Frieden mit Spanien zu machen (1598). Weder in dem einen noch in dem anderen Reiche hatten jedoch die Bemühungen der Republik, die Fortsetzung des Krieges zu bewirken, Resultate; ja, die Gesandten derselben mußten in England, wo in Folge der früheren Mißverständnisse noch hie und da eine Spannung hervortrat, wo man sich überhaupt des Gedankens an eine Superiorität über die Republik noch immer nicht entwöhnen konnte, manches harte Wort hören. Herzlicher benahm man sich in Frankreich gegen die Gesandten der Republik. Heinrich IV. bekannte denselben geradezu, daß ihn der unabweisliche Drang der Umstände zu Friedensverhandlung mit Spanien bestimmt habe, und versicherte sie auf das Bestimmteste, daß seine Freundschaft für die Republik dadurch nicht im Geringsten beeinträchtigt werden sollte. Die Aufrichtigkeit dieser Versicherung ergab sich, als Heinrich IV. wirklich zu Vervins (am 2. Mai 1598) den Frieden mit Spanien abgeschlossen hatte, in Folge dessen ihm Philipp II. Calais und überhaupt alle in Frankreich eroberten Plätze zurückgab, dagegen von Heinrich IV. die Grafschaft Charolois erhielt. Heinrich IV. ließ die Generalstaaten augenblicklich von dem Abschluß des Friedens in Kenntniß setzen. Sie mochten sich dabei wohl deßhalb begütigen, weil ihnen Heinrich IV. (durch Oldenbarneveld) die Zusage gegeben hatte, sie binnen 4 Jahren, (unter dem Vorwand der Zurückzahlung früherer Anleihen) durch eine Summe von 2,900,000 Gulden zu unterstützen, ohne daß er dieselbe je zurückfordern wolle; ebenso hatte er der Republik

versprochen, daß sie stets seine besten Soldaten in ihre Dienste nehmen dürfte.

Anders, — zwar immerhin im Geiste der Versöhnung, aber doch nicht gerade zum Vortheil der Republik, — entwickelte sich die Sache in England. Elisabeth gab Spanien gegenüber deutlich genug ihre Hinneigung zum Frieden zu erkennen und brachte der Republik gegenüber ihre alten Geldforderungen wieder zum Vorschein. Fast nahm sie, darauf gestützt, eine drohende Stellung an, wie sie dem Mächtigeren gegen den vermeintlich Schwächeren zumal in jenem Falle wenig ziemt, wenn der Erstere sein Uebergewicht gerade durch die Erinnerung an pekuniäre Unterstützung, die er dem Letzteren geleistet, zu behaupten sucht. Es scheint, daß Elisabeths Politik vorzugsweise nur darauf abzweckte, die Republik durch Einschüchterung in Abhängigkeit zu erhalten, was wir vielleicht klug, aber nimmermehr edel nennen können. Es kam zu verdrießlichen Erörterungen zwischen Elisabeth und den Generalstaaten, — zu unangenehmen Berechnungen der Rückstände von Seiten der Letzteren an die Erstere. Endlich wurde am 16. August 1598 zu Westminster ein Vertrag zwischen England und den vereinigten Provinzen abgeschlossen, wodurch sich die Generalstaaten verbanden, eine für alle Rückstände angesetzte Abkunftssumme von acht Millionen Gulden an Elisabeth zu bezahlen, und zwar die Hälfte (mit 300,000 Gulden während der Dauer des Krieges) zu liquidiren. Bliebe von dieser Summe nach Beendigung des Krieges noch ein Rest übrig, so sollten die Staaten denselben in jährlichen Raten von 20,000 Gulden tilgen. In Bezug auf die andre Hälfte und die Einlösung der verpfändeten Städte würden sich Elisabeth und die Generalstaaten nach Abschluß des Friedens in Güte vortragen. Die Letzteren übernahmen die in den verpfändeten Städten liegenden

englischen Besatzungen (1150 Mann) zu besolden und zwar monatlich mit 5100 Gulden. Elisabeth entschlug sich der Verpflichtung, der Republik fernerhin Hülfstruppen zu senden, wogegen die englischen Soldaten im Dienste der Republik bloß den Generalstaaten Treue zu schwören hatten. Zwar fiel nun dadurch die Macht eines englischen Oberbefehlshabers in der Republik weg, doch durfte noch ein Engländer dem Staatsrath als Mitglied beiwohnen. Die Republik verband sich endlich, der Königin bei ihren Kriegen zu Land und See mit 30 bis 40 Schiffen und 5000 Mann Fußvolks sowie 500 Mann Reiterei beizustehen. Wie man sieht, so schien durch diesen Vertrag von Westminster fast aller Vortheil auf Seiten Englands zu sein; dagegen darf man nicht vergessen, daß die Republik, wenn sie jetzt auch auf keine neuen Hülfstruppen aus England mehr rechnen konnte, hinwieder doch auch keinen englischen Oberbefehlshaber, somit keinen englischen Einfluß auf ihre inneren Angelegenheiten mehr zu besorgen hatte. Kurz: sie hatte ihre Selbstständigkeit England gegenüber gewahrt, und diese um den Preis gewiß nicht zu theuer erkauft, daß sie sich fortan auf keine fremde Hülfe mehr zu verlassen brauchte!

Der Friede von Vervins zwischen Frankreich und Spanien sollte nach Philipps II. Meinung das Fundament für die Trennung der Niederlande von der spanischen Monarchie sein. Am 6. Mai 1598 bestieg der kranke Greis Philipp II. zu Madrit in feierlicher Ceremonie den Thron. Vor ihm erschienen der Kronprinz Philipp und die Infantin Isabella; ringsumher standen als Zeugen der wichtigen Handlung, welche der König am Rande seines Grabes vornahm, Don Gomez d'Avila, Don Christoph de Moura, Graf von Castel-Rodrigo, Don Juan Idiaques, — alle drei Mitglieder

des Staatsrathes, sodann der Präsident des höchsten Gerichtshofes von Castilien, Nicolaus Dammant, und der Staatssekretair im Departement der niederländischen Angelegenheiten, de la Loo. Vor diesen Zeugen wurden die Aktenstücke ausgefertigt, welche die Abtretung der Niederlande an die Infantin Isabella und den Erzherzog Albrecht betrafen und im burgundischen Idiom abgefaßt waren. Eben so interessant wie die strenge Etikette, welche bei der feierlichen Handlung beobachtet wurde, war die Abfassung der Urkunden. Philipp II. gab darin als vornehmsten Grund seines Entschlusses die Ueberzeugung an, daß es das größte Glück für ein Land sei, wenn es unter der persönlichen Leitung seines natülichen Beherrschers regiert werde. Hiermit war auf die öfter wiederholten Klagen der Niederländer über Philipps gehoffte und nicht erfolgte Gegenwart in den Niederlanden angespielt, und das triftigste Gegenmittel für die Zukunft ausgedrückt. Alle vorhergegangenen Uebelstände waren seiner Entfernung von den Niederlanden zugeschoben. Wir werden nicht alle einzelnen Artikel der merkwürdigen Akte mittheilen, wohl aber können wir uns nicht enthalten, den wesentlichen Inhalt hervorzuheben. Philipp II. verzichtete auf die Herrschaft über die Niederlande, über Burgund und die Grafschaft Charolois zu Gunsten seiner Tochter, der Infantin Isabella, und ihres künftigen Gemahls, des Erzherzogs Albrecht von Oesterreich, welcher zum Zwecke der Vermählung seine geistlichen Würden als Kardinal u. s. w. niederlegte. Sollte die Ehe Isabellens und Albrechts mit Kindern gesegnet werden, so hatten diese letzteren in die Erbfolge einzutreten, nach dem Rechte der Erstgeburt und mit dem Vorgang der männlichen Deszendenten vor den weiblichen. Uebrigens war die Souverainetät über die Niederlande in mehrfa-

cher Beziehung unter den Schutz der Krone Spaniens gestellt. So z. B. eben in Hinsicht auf die Erbfolge. Die Prinzen und die Prinzessinen der „flandrischen Linie" durften sich nur im Einvernehmen und mit Bewilligung des Königs von Spanien vermählen, und beim Aussterben der Linie sollte die Souverainetät über die Niederlande wieder an Spanien heimfallen. Die „flandrische Linie" mußte sich sodann für sich und alle künftigen Deszendenten zur Erhaltung des römisch-katholischen Glaubens, (sowohl was sie selbst als was die Unterthanen betraf) verpflichten, und zwar so, daß ein Sprößling der flandrischen Linie, wenn er dem Katholizismus abtrünnig würde, alle Ansprüche an die Herrschaft verlöre und sein nächster Rechtsnachfolger in dieselben einträte. Man sieht, wie hellleuchtend sich Philipps religiöse Grundüberzeugung auch noch am Ende seines Lebens kund gab; als purpurne Abendröthe breitete sie sich bereits über sein offenes Grab aus. Zwei Tage später wurde die Vermählung Isabellens mit Albrecht durch die Kaiserin (Philipps Schwester und Albrechts Mutter) und den kaiserlichen Gesandten bestätigt.

Die Publikation des zwischen Spanien und Frankreich zu Vervins abgeschlossenen Friedens, welche in allen Staaten des Königs am 1. Juli 1598 stattfand, wurde besonders in Belgien, wo man sich so lange nach Frieden sehnte, mit den lebhaftesten Ausdrücken von Freude begrüßt. In der Republik dagegen glaubte man durch ein (kurz vorher entdecktes) neues Attentat gegen das Leben des Prinzen Moritz einen Grund mehr zur größten Wachsamkeit, zum sorglichsten Mißtrauen gegen alle Vorschläge von spanischer Seite zu haben. Am 27. Mai hatte man nämlich zu Leyden einen Menschen Namens Peter Panne (gebürtig aus Ypern) verhaftet, welcher, wie sich aus den Un-

tersuchungsakten ergab, durch jesuitische Einflüsse zur Ermordung Moritzens bewogen worden war. Der Prozeß über dieses unglückliche Werkzeug fremder Pläne nahm seinen regelmäßigen Gang, und Peter Panne wurde durch ein Urtheil vom 22. Juni zum Tode verdammt. Er mußte für die Absicht büßen, da diese nicht bis zur wirklichen That gediehen war; man wollte die Faktion, welche ihn zu dem Verbrechen verleitet hatte, von ihren hochfahrenden und verbrecherischen Plänen abschrecken. *)

Am 16. August 1598 theilte der Erzherzog Albrecht den zu Brüssel versammelten Staaten der spanischen Niederlande die Abtretung der Niederlande an die Infantin mit. Die Staaten erwiederten hierauf durch den Mund ihres Greffiers Philipp Maes, „daß die Staaten durch die Eröffnung des königlichen Beschlusses im höchsten Grade bestürzt seien, indem sie nicht glaubten, daß der lange, unselige Krieg dadurch beendigt werden könnte, wenn ihn der König selbst mit der ganzen Anstrengung seiner ausgedehnten Macht nicht habe ersticken können. Die Staaten seien jedoch dadurch getröstet, daß sie in jenem Akt immerhin die treue Fürsorge des Königs für die Niederlande erkännten, indem er denselben wenigstens seine Tochter zur Regentin bestimmt habe, welche in der Schule ihres Vaters die Kunst des Herrschens erlernt habe. Die Staaten erwarteten sich von derselben in Verbindung mit dem erlauchten Erzherzog, daß unter Beiden die alte Form wie das

*) „Les juges, envisageant le fait tant par rapport à son objet que par rapport à ses conséquences, pensérent que Panne était coupable seulement pour avoir consenti à l'exécution d'un projet aussi atroce et ils craignirent d'un autre côté que l'impunité n'enhardit „la secte sanguinaire et meurtrière des jésuites“ (ce sont encore les expressions de la sentence) à ourdir de nouvelles trames“ etc etc. (Dewez hist. générale de la Belgique. VI. 316.)

Wesen und die Prinzipien der Regierung nicht bloß nicht verändert, sondern vielmehr befestigt werden würden, daß der erhabene Monarch, seinem Versprechen zufolge, sie auch fortwährend seines Wohlwollens würdigen, durch seine Protektion unterstützen würde, auf daß endlich ein dauerhafter Friede zu Stande käme, dessen das unglückliche Vaterland so sehr bedürfe, damit es seinen alten Wohlstand und Glanz wieder erlangen könne. In solcher Hoffnung dankten denn die Staaten dem Könige aufrichtigst und seien bereit, der Infantin und deren Gemahl den Eid der Treue abzulegen, in der Voraussetzung und Bedingung, daß sich Beide verpflichteten, den Provinzen die Erhaltung der Privilegien, Rechte, Immunitäten und Küren zu garantiren. Der Allmächtige möge dazu seinen Segen geben." — Am 22. August wurde Erzherzog Albrecht von den Staaten feierlich anerkannt und hierauf traf er seine Anstalten zur Abreise nach Spanien, um dort seine eheliche Verbindung mit der Infantin zu vollziehen.

Bevor er jedoch die Niederlande verließ, zeigte er auch der Republik der vereinigten Provinzen die Abtretung der Niederlande von Seiten Philipps II. an und forderte die Ersteren auf, die günstige Gelegenheit zu einer ehrenvollen Versöhnung mit Spanien nicht versäumen zu wollen, „indem nach diesem entscheidenden Schritte Philipps, welcher sich seiner Rechte auf die Niederlande begeben habe, nun wohl für sie kein Grund des Mißtrauens mehr vorhanden sein könne." In demselben Sinne schrieb der Erzherzog auch an den Prinzen Moritz, welchen er aufforderte, seinen Einfluß zur Befriedung und Versöhnung anzuwenden. Doch wie wenig kannte der Erzherzog den in der Republik herrschenden Geist, wenn er irgend hoffen konnte: man würde seinen Worten Gehör schenken! Nicht bloß das neueste Attentat gegen Moritz, sondern auch der alte Haß gegen

Spanien überhaupt war noch allzufrisch im Andenken der ganzen Nation. Sich mit Spanien versöhnen, sich mit Belgien vereinigen, — dies bedeutete nicht weniger, als: die religiöse und politische Freiheit aufgeben, für welche so viele Tausende das Leben geopfert hatten! Welche Thorheit wäre es gewesen, sich jetzt leichtgläubig zu unterwerfen, da der neue Staat seine Selbstständigkeit immermehr zur Anerkennung der Mächte emporgerungen hatte, gleichviel, ob er auch bloß auf sich selbst angewiesen war. Die Vorschläge Albrechts wurden demnach abgewiesen; die Trennung Hollands und Belgiens blieb besiegelt.

Albrecht übertrug nun die Regierung der Niederlande für die Zeit seiner Abwesenheit dem Kardinal Andreas von Oesterreich (einem Sohne des Erzherzogs Ferdinand und der schönen Philippine Welser, Andreas war Bischof von Konstanz,) die Leitung des Krieges dem Admiral Franzisco de Mendoza und reiste in der Mitte Septembers ab, um seine Verbindung mit der Infantin Isabella zu vollziehen.

Er war noch unter Weges, als er die Nachricht vom Ableben Philipps II. erhielt, worauf er sich zwar seit längerer Zeit gefaßt gemacht hatte, die ihn jedoch aus dem Grunde mit Besorgniß erfüllte, weil er gar wohl die mächtige Gegenparthei in Spanien kannte, welche seiner Person, sowie dem ganzen Plane Philipps II. keinesweges günstig war.

Einen Blick jetzt, bevor wir in unserer Erzählung fortfahren, auf das Todtenbette Philipps II.! Schon seit dritthalb Jahren hatte eine anhaltende Gicht Philipps Kräfte so sehr erschöpft, daß er sich oft nicht auf den Füßen zu erhalten vermochte. Wider den Rath der Aerzte ließ er sich, ungeachtet der drückenden Hitze, im Juli 1598 nach seiner geliebten Stiftung San Lorenzo el Real im Eskurial bringen. „Ich lasse mich

nach meinem Grabe tragen," sagte er zu dem kaiserlichen Gesandten, dem Grafen Johann Khevenhüller. Seine Schmerzen nahmen dort immer zu; 53 Tage bis zu seinem Tode war er nicht im Stande, auch nur ein Glied zu bewegen. So lang der königliche Greis auf dem Leidensbette ausgestreckt, geistlichen Betrachtungen hingegeben und tief durchdrungen von dem Gefühle der Nichtigkeit alles Irdischen. Seine Krankheit nahm eine schauderhafte Wendung. Es entwickelten sich an allen Gliedern ekelhafte Geschwüre, welche geöffnet werden mußten und aus denen sich Läuse erzeugten. „So sterben Könige!" sprach er zu seinem Sohne, dem Kronprinzen, und zu seiner Tochter Isabella, indem er ihnen seinen Körper aufdeckte. Isabella pflegte ihn mit der aufopferndsten Pietät. Er empfahl ihr, als künftiger Beherrscherin der Niederlande, noch zwei Tage vor seinem Tode dringend die Erhaltung des Katholizismus in ihren Staaten. Am 13. September 1598 endlich, um 5 Uhr des Morgens, gab Philipp II. in einem Alter von 71 Jahren, 3 Monaten und 22 Tagen seinen Geist dem Schöpfer, seinen Staub der Erde zurück, nachdem ihn seine religiöse Standhaftigkeit bis zum letzten Augenblick nicht verlassen hatte. „Ich sterbe als katholischer Christ im Glauben und Gehorsam der katholischen Kirche," dies waren seine letzten Worte.*) Ein

---

*) „Muero como Catolico en la fé y obediencia de la Iglesia Catolica Romana." (Vergl. Salazar de Mendoza über die „muerta gloriosa del Rey", Davila „Felipe 3ro.", die Khevenhüllerschen Annales Ferdinandeos, und die ausführliche Monographie „de felici excessu Philippi II." von Cervera Turrianus (lat. Ausg. Freiburg im Breisg. 1609) Als Papst Klemens VIII. die Nachricht vom Tode Philipps erhielt, äußerte er sich im Konsistorium, dem er dieselbe mittheilte, unter anderm also: „Eine Säule der Kirche Gottes sei verloren, aber ein zwiefacher Trost erfülle ihn (den Papst) bei diesem Verlust; der eine, daß Philipp II. so heilig gestorben und gewiß die ewige Seligkeit erlangt habe; der

Leben ohne Frucht, ein Alter ohne Freuden, ein Tod ohne Völkerthränen, — und doch ein Geist voll Energie, ein Herz voll innigster Ueberzeugung, — die letztere irrig, die erstere falsch angewendet; — wer, der gerecht sein will, wer, der da fühlt, daß er nicht mehr Mensch ist als Philipp II., kann diesem königlichen Todten seine Theilnahme versagen? Wer möchte sich aber auch nicht unwillkührlich an diesem Sterbebette der letzten Worte des ermordeten Wilhelms von Oranien erinnern? Jeder von diesen beiden Gegnern besiegelte die innere Wahrheit seines ganzen Lebens durch die letzten Worte, welche die erbleichenden Lippen stammeln konnten.

Die Besorgnisse des Erzherzogs Albrecht, daß durch die Gegenparthei in Spanien seine Verbindung mit Isabella rückgängig gemacht werden dürfte, zerstreuten sich bald. Der neue König Philipp III. und dessen Minister Lerma (er war damals der eigentliche Beherrscher Spaniens) bestätigten den Willen des Abgeschiedenen. Albrecht nahm seinen Weg nach Grätz, wo er die Braut des neuen Königs, die Erzherzogin Margarethe, traf. Mit ihr und ihrer Mutter begab er sich durch Tyrol nach Italien, wo Papst Klemens VIII. zu Ferrara am 15. September die Vermählung (durch Prokuration) einsegnete. Der Erzherzog repräsentirte dabei den König von Spanien, und der spanische Gesandte für den Kirchenstaat vertrat die Stelle der Infantin. Die erlauchten Personen begaben sich hierauf nach Mailand, wohin sie gegen Ende November ankamen und die bessere Jahreszeit abwarteten. Mit dem Beginn des Frühlings 1599 schifften sie sich dann in Genua ein, und am 18. April desselben Jahres wurden die Vermählungs-

---

andere, daß er seinen Reichen einen Erben gelassen, der ihm eben so in Werken nachfolgen würde, wie er Philipps Namen trage."

feierlichkeiten mit aller erdenklichen Pracht zu Valencia vollzogen.

Im Juni verließ der Erzherzog Albrecht mit seiner Gemahlin Isabella Spanien und begab sich nach den Niederlanden, wo beide zu Anfang Septembers 1599 anlangsen. Am 5. dieses Monats hielten sie zu Brüssel ihren außerordentlich prachtvollen Einzug. Am 24. November 1599 wurde endlich die erste feierliche Inauguration der „beiden Erzherzoge" (diesen Titel führten nämlich Albrecht und Isabella fortan, als Souveraine der spanischen Niederlande) zu Löwen vollzogen. Eine zweite fand am 28. desselben Monats zu Brüssel statt. Am 8. Dezember hielten Albrecht und Isabella ihren Einzug zu Antwerpen und am 10. Januar 1600 leisteten sie den verfassungsmäßigen Eid auf die Erhaltung der Landesprivilegien. Ueberall kam ihnen das Vertauen des Volkes entgegen. Isabella tritt von Philipps Schmerzenslager, wo sie die Nichtigkeit irdischer Größe kennen gelernt, in die Mitte eines leidenden Volkes, an dessen Unglück eben ihr Vater so viel Schuld gehabt. Sie fühlt eine heilige Pflicht, gutzumachen, was Dieser versehen, die Wunden zu heilen, an denen das Volk so lange blutete.

Siebentes Buch.

Erstes Kapitel.

Inzwischen hatte der Kardinal Andreas von Oesterreich die Verwaltung der Niederlande für den Erzherzog Albrecht, und der wohlerfahrene, aber stolze und bigotte Admiral Mendoza die Führung des Krieges übernommen. Die ersten gegenseitigen Kriegsoperationen waren von geringer Bedeutung. Uebrigens wuchs die königliche Kriegsmacht in den Niederlanden durch eine Verstärkung von spanischen Truppen, welche bei Calais gelandet waren, allmählig bis zu der Zahl von 22,000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern (im Ganzen) heran. Diese Heeresmacht nützte jedoch vor der Hand wenig, und zwar aus dem Grunde, weil die Regierung nicht die finanziellen Mittel besaß, um den Soldaten die Löhnung bezahlen und demnach auch eine strenge Kriegszucht handhaben zu können. Da nun das Erstere nicht der Fall war, so wiederholte sich bald das Beispiel der Meuterei, welches wir im Verlaufe dieser Geschichten schon öfters bemerkt haben. Die königlichen Truppen begingen allenthalben große Erzesse, aber nirgends größere als in Antwerpen, wo sie ihren Befehlshaber Augustin de Mexia entsetzten und sich nach alter Art wieder einen „Eletto" erkoren. Nur mit großer Mühe konnten die Meuter zur Ordnung zurückgeführt werden.

Unterdessen bemerken wir in der Republik der vereinigten Provinzen ein entgegengesetztes, erfreuliches Schau-

spiel. Hier sehen wir den geistreichen Prinzen Moritz unermüdlich an der gründlichen Verbesserung des Heerwesens fort und fort schaffen, konsequent nach denselben Grundsätzen, welche er schon frühzeitig als die einzig richtigen kennen gelernt hatte. Er hatte es durchgesetzt, daß die Truppen einen höheren Sold erhielten; er hatte ein Mittel, die richtige Bezahlung desselben zu verbürgen, darin gefunden, daß für jedes Regiment jene Provinz, in der es lag, die Soldzahlung übernahm. Indem nun der Staat in solcher Weise seine Pflichten gegen das Heer pünktlich erfüllte, konnte er auch anderseits die strengste Disziplin bei demselben aufrechthalten, wie sie sowohl zur Sicherheit des Nährstandes als auch in Bezug auf den Erfolg der militärischen Unternehmungen selbst unumgänglich nöthig war. Da nun dadurch die Grundlage des ganzen Heerwesens befestigt war, so konnte Moritz um so leichter seine übrigen Verbesserungen einrichten, von denen die neue Equipirung und neue Bewaffnung nicht die unwichtigsten waren. Er gab den Musketieren und Arkebusieren statt der Hüte, welche sie bisher getragen, eiserne Helme zur Hauptbedeckung, und führte statt der bisher ziemlich schwerfälligen Musketen eine leichtere und bequemere Art derselben ein. In Bezug auf die Manoeuvres mit Pike und Musketen wurde ein neues Reglement erlassen, wodurch dieselben an Zweckmäßigkeit gewannen.

Nachdem Erzherzog Albrecht im Jahre 1598 die Niederlande verlassen hatte, war der Admiral Mendoza, auf dessen Befehl mit einer bedeutenden Kriegsmacht aufgebrochen und hatte die Truppen über die Maas durch das Gebiet von Jülich, Kleve und Kur-Köln an den Niederrhein geführt, welchen sie zwischen Bonn und Köln überschritten. Rasch bemächtigte sich Mendoza der Stadt Orsoi im Herzogthum

Kleve. Inzwischen hatte jedoch auch Prinz Moritz, wachsam wie immer, Anstalten getroffen, um die Grenzen gegen mögliche Angriffe des Feindes zu sichern, die wichtigsten Plätze an der Yssel zum Widerstand eingerichtet, nnd die Besatzungen in Zütphen, Breevoort, Grol und Lingen verstärkt, — Hohenlohe den Bommeler Waard besetzt. Moritz sah gar wohl ein, daß er mit seinen Truppen, die an Zahl kaum dem Drittheil der feindlichen gleich kamen, den Letzteren im offenen Felde nicht begegnen dürfe. Deßhalb ging sein Plan darauf aus, sich auf einem günstigen Terrain fest zu behaupten. Er nahm seine Stellung auf dem Geldrischen Waard, einer kleinen Insel, welche durch die Arme des Rheines gebildet wird, wo dieser beim Eintritt in die Niederlande seine Wassermasse theilt. Hier verschanzte er sich trefflich und beobachtete das feindliche Heer, welches die benachbarten deutschen Länder durch Streifzüge unsicher, sich selbst durch gränzenlose Zügellosigkeit überall verhaßt machte.

Besonders litt unter den Verwüstungen das Herzogthum Kleve, welches schon seit einiger Zeit durch die verderblichsten Partheiungen zerrissen wurde. Der Fürst des Landes, Herzog Johann von Kleve, Berg und Jülich war nämlich in Wahnsinn verfallen und nun ein heftiger Zwist über die Regierung entstanden zwischen der Herzogin einerseits, sowie anderseits dem Markgrafen Johann Sigismund von Brandenburg und Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, welche Beide auf ihre schwägerschaftlichen Beziehungen zu dem geisteskranken Herzog Ansprüche auf die Regierung erhoben; während endlich der Kaiser die Lande Kleve, Jülich und Berg als dem Reiche verfallen heimforderte, da keine männlichen Descendenten vorhanden waren. Die klevische Streitsache wurde

durch Einmischung der religiöspolitischen Prinzipien noch mehr verwickelt, da die Herzogin die Katholiken und Spanier auf ihrer Seite hatte, während sich die Protestanten an den Markgrafen von Brandenburg und den Pfalzgrafen von Neuburg anschlossen. Der Erstere von Beiden suchte (1595) die Generalstaaten der Republik für sein Interesse zu gewinnen, welche jedoch mit der größten Vorsicht zuerst die ganze Lage der Umstände genau erforschten und es damals noch nicht gerathen fanden, sich bei der Streitsache zu betheiligen. Diese nahm bald darauf durch den Tod der Herzogin unerwartet eine andere Wendung. Die Räthe des wahnsinnigen Herzogs gaben nun vor, daß sich dieser wieder besser befinde, verschafften ihm eine zweite Gemahlin, und behielten inzwischen im Vertrauen auf die spanische Unterstützung die Regierung. Als aber die Schwester des Herzogs, Sibylla, dieselbe ergriff und mit Kraft handhabte, trug die Zügellosigkeit der spanischen Truppen, welche im neutralen Lande wie auf Feindesgebiet hausten, dazu bei, die frühere Zuneigung der katholischen Bevölkerung zu ihnen, als Glaubensgenossen, in den bittersten Haß zu verwandeln. Da die Beschwerden gegen die Spanier von Tag zu Tag zunahmen, so traten die Landstände in Kleve zusammen und Sibylla forderte sie mit Thränen in den Augen, mit Angabe der dringendsten Gründe zu energischen Unternehmungen auf, um jene Landplage unschädlich zu machen. Prinz Moritz hatte dabei die erfreuliche Genugthuung, daß man ihm durch Abgeordnete den herzlichsten Dank für die Schonung und die gute Mannszucht, welche seine Truppen hielten, ausdrücken ließ, nebst der Bitte, so fortzufahren und nicht das schuldlose Volk, sondern die eigentlichen Urheber der Beleidigungen diese Letztern entgelten zu lassen. Den Generalstaaten war dies sehr angenehm, indem sie

darauf neue Hoffnungen zu einer Verbindung mit Deutschland begründeten.

Die Ausschweifungen der spanischen Truppen brachten jedoch nicht bloß jenem unglücklichen Lande, sondern auch den Unternehmungen ihres Feldherrn den größten Nachtheil. Die Soldaten selbst veranlaßten durch ihre muthwillige Verwüstung der Felder, durch die Einäscherung der Dörfer u. s. w. sehr bald einen großen Mangel an Lebensmitteln und demnach eine Theuerung derselben. Bei diesen Umständen riß unter den ohnehin schlecht disziplinirten Soldaten die Desertion ein. Ein Sturm hatte außerdem die Schiffbrücke bei Orsoi zertrümmert und so sahen die Soldaten ihre Verbindung mit dem rechten Rheinufer abgeschnitten. Um nun diese wieder herzustellen, beschloß Mendoza, sich der Stadt Rheinberg zu bemächtigen, wo damals eine Seuche wüthete, welche man für die Pest hielt. Mendoza eröffnete die Belagerung Rheinbergs am 9. Oktober, und forderte die Stadt zur Uebergabe auf, wozu der Stadtrath auch geneigt war, doch die Besatzung wies die Zumuthung ab. Nun wurde Rheinberg mit allem Nachdruck beschossen, wobei ein Pulverthurm in die Luft gesprengt wurde. Durch die ungeheure Explosion schien die verpestete Luft gereinigt worden zu sein; wenigstens bemerkte man, daß die Seuche von da an aufhörte. Da jedoch der Kommandant das Leben eingebüßt hatte und die Festungswerke aufs Aeußerste beschädigt waren, so blieb der tapfren Besatzung nun nichts mehr übrig, als (unter Bedingung freien Abzugs) die Stadt zu übergeben.

Mendoza besetzte nun rasch die Städte Wesel, wo er den katholischen Gottesdienst wieder herstellte und sich Geld und Getreidekontributionen erzwang, Rees und Emmerich, worauf er nach der Yssel marschirte. Rasch folgte ihm Moritz,

welcher inzwischen die klevischen Städte Sevenaar und Huessen besetzt hatte, und deckte Doesburg, welches Mendoza zunächst bedrohte. Dieser eroberte hierauf im November Doetichem und Schloß Schuilenburg, sah sich jedoch, durch den traurigen Zustand seines Heeres und einen Befehl des davon unterrichteten Kardinals Andreas genöthigt, seine Truppen zurückzuziehen und in die Winterquartiere zu verlegen. Um Flandern und Brabant zu schonen, scheute er hierbei abermals eine Verletzung des neutralen Reichsgebietes nicht. Da das Klevesche Land bereits völlig ausgesogen war, so führte er seine Truppen in das Hochstift Münster, in die Grafschaft Mark und auf Bergisches Gebiet. Rasch folgte ihm Moritz, vertrieb (am 8. Dezember) die spanische Besatzung aus Emmerich wieder, und gab hierauf diese Stadt den kleve'schen Truppen zurück. Sodann ließ er auch seine Soldaten bei Doesburg die Winterquartiere beziehen und reiste nach dem Haag. Er hatte sich in dem Feldzuge von 1598 bloß auf die Defensive beschränken müssen, da seine Heeresmacht an Zahl so sehr hinter jener des Feindes zurückstand. Doch auch in dieser abwehrenden Stellung bewährte er seine Meisterschaft als Feldherr.

Inzwischen hatte das Benehmen Mendoza's und der spanischen Truppen gegen neutrale Länder doch endlich die deutschen Fürsten aus ihrer Langmuth aufgerüttelt und eine allgemeine Indignation hervorgebracht. Auf die Bitte Sibyllen's an die Stände des westphälischen Kreises, hatte der Kreisoberste desselben, Graf Simon von der Lippe, eine Versammlung der Kreisstände in Dortmund berufen. Dort faßte man den Beschluß, sich an die benachbarten Reichsmitglieder um Beistand zu wenden und die Autorität des Kaisers selbst anzugehen. Der Letztere gebot auch wirklich zu

Ende Dezembers den Spaniern auf das Nachdrücklichste, sich von dem verletzten neutralen Gebiet zu entfernen und die festen Plätze auf deutschem Boden, welche sie besetzt hielten, wieder zu verlassen. Gleiches befahl er auch den Truppen der Republik. Mendoza beachtete jedoch diese Abmahnung nicht, bis endlich die deutschen Fürsten, dadurch auf's Aeußerste gebracht, die übermüthigen Fremden durch vereinte Kraft zu vertreiben beschlossen. Nun erst, da Mendoza Ernst sah, fand er es für gerathen, nachzugeben, und er sowohl, als der Kardinal Andreas suchten ihr Verfahren zu rechtfertigen, insbesondere durch den Scheingrund, daß sie ja die Beschützung des katholischen Kultus bezweckten. Bei dieser Verhandlung wurde auch die Republik insofern betheiligt, daß die Spanier sie beschuldigten, sie habe zuerst das Reichsgebiet durch ihre Truppen besetzt. Die Republik wußte sich dagegen öffentlich zu vertheidigen. Uebrigens räumten die Spanier wirklich im April des Jahres 1599 Westphalen und das Klevesche Gebiet bis auf Rees, Kalkar, Goch und Emmerich, welches sie schon im Februar abermals überwältigt hatten.

Beide Gegner, Spanier und Niederländer, hatten inzwischen ihre Anstalten zu einem neuen Feldzug getroffen. Prinz Moritz hatte die im Haag versammelten Generalstaaten auf die Gefahr der Republik durch die feindliche Uebermacht aufmerksam gemacht und dadurch den Beschluß erwirkt, daß in Frankreich und Deutschland Truppen geworben werden sollten; was denn auch geschah, jedoch nicht schnell genug, um dem Prinzen Moritz die Möglichkeit zu eröffnen, den Krieg vorerst anders als bloß vertheidigungsweise zu führen. Denn immerhin hatte er nur 4000 Mann zu seiner Verfügung. Während dessen hatten auch der Kardinal Andreas und

Mendoza bestimmte Verabredungen über den Kriegsplan für das Jahr 1599 getroffen. Zugleich bereitete sich auch noch eine dritte Macht, die des deutschen Reiches, wo die weltlichen Fürsten den Beschluß eines Reichskrieges zum Schutz gegen die Fremden durchgesetzt hatten, allmählig, das heißt: etwas langsam, zum Kampfe vor. Die Reichsarmee war noch so ziemlich zahlreich (sie bestand aus etwa 16,000 Mann) unter dem Oberbefehl des Grafen Simon von Lippe, bei welchem sich auch Hohenlohe und Solms befanden, welche Letztere zum Schein aus niederländischen Diensten in deutsche übergetreten waren. Doch Geist, Eintracht, Proviant und Munition fehlten der Reichsarmee, und bei solchem Mangel mußte es ihr wohl unmöglich werden, glückliche Erfolge zu erringen.

Mendoza eröffnete den Feldzug von 1599, indem er eine Abtheilung seiner Truppen an die Maas schickte, während er selbst mit seiner Hauptmacht an die Waal hin zog. Dort bedrohte er die Schenkenschanze, und beabsichtigte einen Einfall in den Bommeler Waard. Unübertrefflich bewährte nun Moritz, welcher den 15000 Mann des Feindes nur 4000 gegenüberstellen konnte, auch jetzt wieder seine Meisterschaft in der Kriegskunst. Abermals wählte er eine feste schwer anzugreifende Stellung auf demselben Geldrischen Werder, welchen er schon im vorigen Jahre so glücklich behauptet hatte, und ließ von dort die Fäden seiner Operationen ausgehen. Das leitende Prinzip bei denselben war, den Feind überall im Auge, ja so zu sagen in der Schußweite seiner Pläne zu haben, um jeder Unternehmung desselben rasch zuvorzukommen, oder sie rasch vereiteln zu können. Er wollte ihn abmüden. Wie ein einzelner Löwe lag er sprungfertig gegen eine ganze Meute da. Die Geisteskraft nahm es mit der Ueberzahl auf; besonnen,

unerschütterlich-kaltblütig, vermied er Angriffe und errang dadurch die schönsten Vortheile. Kaum hatte er Mendozas Plan errathen, als er die Besatzung der Schenkenschanze verstärkte, die Annäherung zu Wasser durch Pfähle, welche er im Flusse einrammen ließ, erschwerte, mehre feste Plätze im Kleve'schen besetzte und durch eine Anzahl Truppen die Betuwe versicherte, während sowohl die Besatzung der Schenkenschanze durch ihr Geschütz, als jene des nahen Nymwegens durch Diversionen der Reiterei die Spanier beunruhigen mußte.

Inzwischen gelang es einer anderen Abtheilung spanischer Truppen im Mai, auf den Bommeler Waard überzusetzen. Rasch eilte jetzt Moritz in die Stadt Bommel, ermuthigte die Bewohner und verbesserte die Festungswerke, während seine Truppen den Geldrischen Werder wie eine große Festung, von wo aus sie ihre Ausfälle auf die Feinde machen konnten, unerschütterlich behaupteten. Mittlerweile langte auch eine Verstärkung französischer Hülfstruppen, und eine andre unter dem Grafen Wilhelm Ludwig an, und nun glaubten selbst die Generalstaaten, daß es an der Zeit sei, den Defensivkrieg durch eine offene Feldschlacht zu beendigen. Aber Moritz, dieser vorsichtige, feinberechnende Kopf, ließ sich durch alle Vorschläge in dem Plane, welchen er einmal als zweckmäßig erkannt hatte, durchaus nicht irre machen; er ging von dem Grundsatze aus, daß das Schicksal der durch ihre Lage für die Republik so wichtigen Stadt Bommel nicht von dem jedenfalls ungewissen Ausgang einer entscheidenden Schlacht abhängig gemacht werden dürfe. Der Erfolg rechtfertigte die trefflich erwogenen Voraussetzungen Moritzens.

Mendoza verließ nämlich seine Stellung vor der Schenkenschanze, nahm die Schanzen bei Hedel und Greve-

ceour ein, betrat den Bommeler Waard und griff die Stadt Bommel am 15. Mai mit allem Nachdruck an. Doch nach Verlauf eines Monats (am 13. Juni) sah er sich genöthigt, die Belagerung Bommels wieder aufzugeben, nachdem ihm (zu Ende Mai) auch ein Anschlag auf den Thieler Waard mißglückt war. Mendoza überzeugte sich endlich, daß er von Bommel und dem Bommeler Waard abziehen müsse. Bevor er jedoch seinen Abzug von dieser Insel bewerkstelligte, ließ er auf derselben, oberhalb Rossem ein neues Fort mit fünf Bastionen anlegen, welches dem Kardinal Andreas zu Ehren, (der sich selbst dahin begeben hatte,) den Namen der „Andreasschanze" erhielt. Vergeblich hatte sich Moritz bemüht, durch verschiedene Angriffe den Bau dieser Schanze zu verhindern. Er mußte sich damit begnügen, Heverden zu verschanzen, wodurch er die Umgegend vor den Unternehmungen der in der Andreasschanze liegenden feindlichen Besatzung zu schützen suchte. Nachdem nun Mendoza die Letztere tüchtig versehen hatte, verließ er endlich den Bommeler Waard gänzlich und zog (im Juli) seine Truppen in das benachbarte Brabant. Mit einem fruchtlosen Anschlag der Königlichen (unter Barlotte) auf Workum und der Eroberung Doetichems durch den Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau (im August) konnte man den Feldzug des Jahres 1599 als beendigt betrachten.

Ungefähr einen Monat vorher hatte sich denn auch das deutsche Reichsheer in Bewegung gesetzt. Es war eine schwerfällige Masse, welcher alle Energie abging, sowie ihr die Einheit fehlte. Es repräsentirte den traurigen Zustand des damaligen deutschen Reiches, als eines Ganzen, und alle Gebrechen des Particularismus, woraus sich damals noch nicht das schöne und edle Bewußtsein einer individuellen Selbstständig-

keit entwickeln konnte. Wie in Deutschland die einzelnen Reichsstände immer noch gewissermaßen zwischen der Vergangenheit und der Zukunft schwankten, — ausgebrochene umhergestreute Steine eines weiland herrlichen Palastes, Steine, welche noch nicht zu Menschen geworden waren, — so spiegelte die Reichsarmee getreulich diese Zustände wieder, jene Fehler der Deutschen, die aus ihren Tugenden entspringen, und die ihnen gerade deßhalb um so häßlicher anstehen, je lächerlicher sie die Nation machen, das Phlegma, zu welchem die Besonnenheit entartet, die Vielköpfigkeit, in welche die Vielgeistigkeit ausschlägt, die Schmach, welche ein Mißbrauch der Geduld hervorbringen kann. Am 26. Juli rückte die Reichsarmee, welche den deutschen Boden von dem Uebermuth der Fremden reinigen wollte, vor die Schanze bei Rheinberg. Sie eroberte dieselbe, blokirte nun die letztgenannte Stadt und belagerte auch die Stadt Rees, aber so kraftlos, daß sie bei einem kühnen Ausfall der Belagerten einen großen Verlust als gerechte Strafe hinnehmen mußte. Die Truppen vor Rees verloren dabei Geschütze und Fahnen, die ganze Reichsarmee den Muth. Die Belagerung von Rees wurde aufgehoben, die Schanze bei Rheinberg geräumt. Vergeblich sendete Moritz der Reichsarmee auf Bitten der Befehlshaber 5000 Mann Hülfstruppen unter dem Grafen Wilhelm Ludwig. Die deutschen Soldaten befleckten den alten kriegerischen Ruhm ihrer Nation durch erbärmliche Feigheit; unter nichtigen Vorwänden stoben sie auseinander, als ob sie nie vereinigt gewesen wären. Ja, selbst diese Vorwände waren so schmachvoll, daß man erröthet, sie nachzuerzälen; sie wollten, sagten Viele, nicht für eine „Republik" fechten! Eben so schändeten sie ihr Andenken durch zügellose Ausschweifungen, in denen sie mit den Spaniern wetteiferten; Soldmangel gaben sie dafür als Ent-

schuldigungsgrund an. Nie und nimmer sollte der Deutsche, in keinem Verhältniß sollte er die Menschlichkeit vergessen, welche höher steht als kriegerische Ehren, welche die allerhöchste Ehre ist. Doch woher mochte der deutsche Soldat damals den reinen Begriff der Ehre fassen, da die meisten deutschen Fürsten selbst mit dem üblen Beispiel vorangingen, daß ihnen der Vortheil die Ehre überwog?!

Wir bemerkten früher, daß mit Mendoza's Abzug vom Bommeler Waard der Feldzug von 1599 als beendigt betrachtet werden konnte. Mendoza hatte allerdings noch weitere kühnere Pläne zu einem Einbruch in Holland, sobald ihm beim Eintreten der rauheren Jahreszeit durch das Vereisen der Gewässer eine leichtere Bahn dazu würde. Deßhalb hatte er denn auch im Oktober seine Truppen bei Gennep zusammengezogen. Doch Moritzens Wachsamkeit entdeckte Mendoza's Anstalten und vereitelte dessen Vorhaben. Der Letztere mußte seine Truppen, deren Unzufriedenheit über Soldmangel er noch obendrein zu bekämpfen hatte, zurückführen. Er befürchtete eine allgemeine Meuterei seiner Soldaten, und um diese zu verhüten, vertheilte er die Regimenter an verschiedene Plätze. Eben dadurch wurde es ihm jedoch unmöglich, im Laufe des Winters noch irgend eine entscheidende Unternehmung gegen die Republik auszuführen.

Während so der Krieg zu Land die Republik in gespannter Erwartung erhielt, entfaltete sie zur See eine um so größere und kühnere Thätigkeit und erprobte immer mehr die staunenswerthe Entwickelung ihres Lebensprinzipes. Es zeigte sich, daß der Handel, der vor Allem Muth bedingt, auch die äußersten Chancen eines Krieges nicht scheute, so wie er anderseits eben auch während des Krieges gedieh. Auch hier war es wieder die verkehrte Politik Spaniens, welche die Republik

zwang, zur Erhaltung und Vertheidigung den Angriff zu wählen.

Die veränderte Politik Spaniens in Bezug auf den holländischen Handel datirte seit der Regierung des neuen Königs Philipp III. Dessen Vater war klug genug gewesen, um einzusehen, daß er in seinem eigenen Interesse, d. i. in dem seiner übrigen Reiche, den holländischen Handel mit Spanien nicht mit einem vernichtenden Anathem belegen dürfe, oder daß er denselben wenigstens stillschweigend toleriren müsse, wenn ihm denn seine Stellung, sei es nun als beleidigter Monarch gegen empörte Unterthanen, oder als Feind gegen Feinde, gebiete, jenen Handelsverkehr nicht durch ausdrückliche Fortbestätigung zu sichern. Als nun Philipp II. gestorben war, drang bei dem neuen König, an welchem sich die traurigen Folgen seiner Erziehung zu gänzlicher Unselbstständigkeit bald genug offenbarten, die Ansicht des spanischen Staatsrathes durch: man müsse durch Anwendung der strengsten Zwangsmaßregeln den holländischen Handel ruiniren, um dadurch das Lebensprinzip der Republik zu zerstören. Der Ruin des holländischen Handels aber mußte, wie man in Spanien meinte, unausbleiblich erfolgen, sobald man demselben den Verkehr mit Spanien abschnitt. Dies Letztere geschah denn auch sowohl in Spanien und Portugal (und zwar nicht ohne Barbarei gegen die holländischen Kaufleute und Matrosen*) als auch in den spanischen Niederlanden, und zwar dort in Folge eines Befehles, welchen der Kardinal Andreas im Februar 1599 erließ, und wodurch er den Belgiern allen Handelsverkehr mit der Republik auf's Strengste verbot.

*) Man konfiscirte die holländischen Schiffsladungen in den spanischen und portugiesischen Häfen, man richtete die holländischen Matrosen hin oder machte sie zu Galeerensclaven.

Die Republik ergriff hierauf die nachdrücklichsten Repressalien. Sie erweiterte den Bruch mit den spanischen Niederlanden in folgender Weise. Durch ein Manifest (vom 2. April 1509) verbot sie nicht bloß den Bewohnern der vereinigten Provinzen jeden Verkehr mit Spanien und den spanischen Niederlanden, sondern dehnte ihre Sicherheitsmaßregeln auch so weit aus, daß sie alle übrigen handeltreibenden Nationen von einer Verbindung mit Spanien und den spanischen Niederlanden abhalten wollte, indem sie erklärte: sie würde alle dahin bestimmten Waaren und dergleichen als Feindesgut betrachten und darauf Jagd machen.

Doch diese Maßregel allein schien der Republik nicht hinreichend; sie mußte ihrer Marine durch die That Spaniens Achtung ertrotzen, und zugleich Spanien selbst schwächen. Zu diesem doppelten Zwecke nun traf die Republik die trefflichsten Rüstungen, und nachdem dieselben vollendet waren, lichtete eine holländische Flotte von 73 Segeln, mit 8000 Soldaten bemannt, unter dem Admiral van der Does, als Oberbefehlshaber, sowie unter Jan Gerbrandt und Kornelis Lensen die Anker, um die spanische Flotte vor Coruña zu vernichten, die feindlichen Küsten zu verheeren und die westindischen Schiffe zu überwältigen. Die Flotte der Republik gelangte glücklich vor Coruña und griff die spanische an. Da sich jedoch die Letztere unter das Geschütz der Festung zurückgezogen hatte, und die Flotte der Republik dadurch litt, so unternahm sie unter van der Does eine glückliche Expedition nach den Kanarischen Inseln, wo sie Kanaria und Gomera plünderte. Hierauf schickte van der Does einen großen Theil seiner Flotte (35 Schiffe) nach Holland zurück und segelte mit dem Rest derselben nach der Insel St. Thomas; Brasilien war das Ziel. Zwar wurde jenes Eiland geplündert; aber die hol-

ländische Flotte erlitt durch das ungewohnte Klima große Verluste, vor allen den ihres Admirals van der Does und seines Vetters Georg. Durch die Seuche, welche die Flotte begleitete, wurde die Expedition nach Brasilien vereitelt, und die holländische Flotte kam in einem ziemlich traurigen Zustand in der Heimath wieder an. Immerhin hatte sie jedoch den Geist, den Muth der Nation bekundet, und zum Glück für sie war auch die spanische Flotte, welche die Westindienfahrer hatte beschützen sollen, durch Stürme so hart mitgenommen worden, daß sie sich glücklich preisen mußte, Spanien wieder zu erreichen.

Inzwischen hatten jedoch die Kaper aus Dünkirchen dem Handel und der Fischerei Hollands und Seelands durch kecke Streifzüge ungemeinen Schaden zugefügt, und die Ankunft eines genuesischen Edelmanns, Federico Spinola, welcher im Akkord mit der spanischen Regierung, mehre italiänische Galeeren, die er auf eigene Rechnung unterhielt, glücklich in den Hafen von Sluis gebracht, ermuthigte die Kaper von Dünkirchen auf's Neue. Diese Gefahr verdoppelte die Wachsamkeit der republikanischen Seemacht; aber leider wurden durch die Grausamkeiten, welche sich die Dünkirchener Kaper gegen gefangene Schiffer oder Fischer Hollands erlaubten, von Seiten der Republik nothwendigerweise eben so barbarische Repressalien hervorgerufen. Diesen verwilderten Seeleuten beider Partheien war jeder Begriff von Menschlichkeit und Völkerrecht verschwunden. Die wechselseitigen Gefangenen wurden aufgeknüpft oder im Meere ersäuft, was man, mit einem kannibalischen Witz, die „Fußwaschung" nannte. Dünkirchen war daher begreiflicherweise der Republik ein Dorn im Auge und besonders wünschte Seeland die Eroberung dieser Stadt, indem es sich bitter beschwerte, wie man sich von Seiten der gemeinschaftli-

chen Macht so ganz unbekümmert um die Sicherheit einer Provinz benehme, welche den feindlichen Angriffen durch ihre natürliche Lage zunächst ausgesetzt war und welche doch schon so viel für die Freiheit gethan hatte. Diese Vorwürfe waren nur zu sehr begründet und Prinz Moritz fühlte die Triftigkeit der Gründe auf's Lebhafteste. Auch die Generalstaaten der Republik waren nichts weniger als gleichgültig für die neue Sachlage; aber die beengten finanziellen Verhältnisse und die Stellung Elisabeth's von England, welche zum Frieden mit Spanien hinneigte, hinderten sie an durchgreifenden großartigen Unternehmungen. Gleichwohl widersetzten sie sich standhaft allen Zumuthungen, sich auf einen Frieden mit Spanien einzulassen, und faßten den Beschluß, lieber für die Freiheit unterzugehen, als Unterhandlungen mit der Fremdherrschaft anzuknüpfen, welche über Kurz oder Lang zur Knechtschaft führen mußten. Unter diesen Umständen war es abermals Prinz Moritz, welcher den großartigsten Entschluß durchtrieb, da ihm wohlbekannt war, mit welchen Schwierigkeiten Albrecht und Isabella, ungeachtet ihres redlichen Willens, in den spanischen Niederlanden zu kämpfen hatten.

Nicht so auf einmal konnten dies fürstliche Paar alle Uebelstände abschaffen, unter deren Last das unglückliche Belgien fast erlag, nicht so plötzlich konnte es allen Wünschen genügen, noch weniger die eigenen damals unumgänglich nöthigen Forderungen an die Staaten Belgiens fahren lassen. Durch das Zusammentreffen dieser verschiedenen Umstände wurde die Freude bei Albrechts und Isabellens Ankunft in Belgien hie und da gestört, umsomehr, da noch ein alter Zwiespalt zwischen den Häuptern der bisherigen Regierung, Andreas und Mendoza, nachwirkte, und da auch die belgische Aristokratie, voll gerechten und wohlbegründeten Stolzes nicht Lust hatte, die Elemente des

spanischen Einflusses länger zu dulden, und doch hatte man selbst bei dem neuen Hofe spanische Sitten, spanische Mode, spanische Sprache bemerkt. Es war nichts weniger als die Schuld Albrechts und Isabellens, daß Beide damals für Belgien den Frieden noch immer nicht erlangen konnten, dessen es so sehr bedurfte und nach dem es so sehr dürstete. „Beide Erzherzoge“ mußten sich noch gerüstet halten; sie konnten nicht anders. Eben so aber sah sich auch Prinz Moritz, in Anbetracht aller dieser für die Republik günstigen Umstände, genöthigt, den Krieg wieder aufzugreifen, obgleich der kurz vorher erwähnte Zustand der Finanzen in den vereinigten Provinzen eben nichts weniger als glänzend war, und die beschlossene Erhöhung der Vermögenssteuer zur Deckung der Geldmittel eine nicht geringe Aufregung im Volke hervorbrachte. Die Nothwendigkeit der Fortsetzung des Krieges war eine innere. Sie beruhte, gerade bei den allseitigen Zumuthungen zu einem Frieden, wobei sich die Republik jedenfalls zu Konzessionen hätte entschließen müssen, vorzugsweise darauf, daß die moralische Kraft der Nation frisch in Athem gehalten würde; dadurch mußte die Ungleichheit der physischen ausgeglichen, mußte somit die möglicherweise schwankende Autorität des neuen Staatskörpers nach außen hin befestigt werden.

Moritz suchte die Vereisung aller Flüsse, Kanäle und Moräste, welche in Folge eines ungewöhnlich harten Frostes stattgefunden hatte, zu der Republik zu benutzen, nachdem es dem Admiral Mendoza (wegen der Meuterei der spanischen Truppen) nicht gelungen war, seinen auf derselben Voraussetzung begründeten Plan gegen die Republik zu verwirklichen. Moritz beschloß nämlich einen Anschlag auf das im Oberquartier Gelderns gelegene Städtchen Wachtendonk, welches sich

seit 1588 (da es Graf Karl von Mansfeld errobert hatte) in Feindeshand befand. Graf Ludwig von Nassau führte diesen Plan aus, er zog über die gefrornen Sümpfe und Gräben und bemächtigte sich mit leichter Mühe der Stadt und des Schlosses Wachtendonk am 23. Januar des neuen Jahres 1600. Wenige Tage darnach, am 5. Februar, fiel auf der Bugter Heide bei Herzogenbusch ein sonderbares Duell zwischen zwanzig französischen Reitern unter Breauté, (einem jungen Edelmann aus der Normandie, der in Diensten der Generalstaaten stand,) und zwanzig Reitern von den Wallonen Grobbendonks, unter dessen Lieutenant Gerhard Abrahamszoon, (genannt Leckerbetje) vor, wobei beide Anführer das Leben verloren und namentlich Breauté auf eine abscheuliche Art. Er hatte sich nämlich bereits ergeben und war entwaffnet worden, als einige Grobbendonkische Reiter aus Herzogenbusch heransprengten, und den Wehrlosen ermordeten, um ihren gefallenen Lieutenant Abrahamszoon zu rächen. Trauriger Beweis unseliger Demoralisation, wie der langjährige Krieg sie erzeugte! *) Charakteristisch ist die Stim-

*) 't Liedeken van Monsieur Breauté en Leekerbeetje, geschiet in 't Jaer 1600 (op de Wyse van den 51. Psalm) beginnt:

O Neroos hert en zyt ghy noch niet doodt?
Dat men u moordt noch allesints moet speuren,
't Welk menwonlanghs by den Bosch sagh gebeuren,
Van Grobbendoncks volck seer vileyn en snoot,
Aen een vroom Helt, genaemt Mons Breauté,
Na dat hy web een ure was gevangen,
Die 't Geertruydenbergh als een Vroom Heldt uyt ree,
Zyn twintigen, den Kamp doen met verstrangen.

hierin die Strophen:

Hy (Grobbendonck) sondt ons volck uyt den Bosch Kaes en Broodt,
Seggende dat sy een hart souden maken,
Couragie en moet, eer haer den Strydt quam naken,
Met een Trompetter sulks hy daer ontboot,

mung der Zeitgenossen über das frühzeitige Ende Breautés, der eine zwanzigjährige Gattin hinterließ. Man bedauerte seinen Tod, hielt es jedoch für sehr unziemlich, daß Breauté, ein Edelmann von guter Familie, sich zu einem Kampfe mit Leuten habe hinreißen lassen, welche größtentheils bei dem Verrathe Gertruidenbergs betheiligt gewesen und dadurch ehrlos geworden waren. --

Moritz, dessen fortwährender Aufmerksamkeit der Zustand der Gegenparthei nicht entging, hatte inzwischen in Erfahrung gebracht, daß die Besatzungen der neuen Andreasschanze und Crevecoeurs in Meuterei begriffen waren. Rasch benützte er diesen Umstand, welcher den feindlichen Obersten Barlotte vor einem projektirten Einbruch in den Thieler

---

Mons Breauté dit schempen wel verstont,
U Bier of Kaes-en-Broodt wy niet begeeren,
Maer nam drie Lecker-beetjens in den mondt,
Wiens Wapen hy wel alder-vest verteerden.

Na dat myns Heeren peerdt geschoten was,
Is hy flucks op een ander peerdt geschreten,
En heeft noch soo een wyle tyds gestreden,
Maer 't tweede peerdt wierdt oock geschoten ras,
Op 't derde peerdt hy niet komen en kon,
Maer heeft te voet wonder kloekheydt doen blycken,
Offer syn Volck af te wycken begon,
Soo sagh men hem den moet noch niet bezwycken.

Hy streed voorwaer als een vroom Helt toe-staet,
Met den zynen, wonder is daer gebleeken,
Want hy noch Mans en Peerden heeft door-steken,
En zyn Cousyn was oock een braef Soldaet;
Noch meer met hem streden als Helden koen,
Hadden sommige Francoysen trouw gebleven,
Men soude daer bedreven hebben doen,
Dat weerdigh was in een Chronyck beschreven . . . . .

(Geuse Liedt-Boeck.
Dordr. 1687.)

Waard (über die vereisten Gewässer) abhielt. Vergeblich blieben alle Gegenanstalten der belgischen Regierung, um den Krebsschaden der Empörung, welche fast die ganze Armee derselben ergriffen hatte, zu heilen. Weder ein gelindes Palliativ, noch ein scharfes Radikalmittel wollte helfen, da man keine Metallkur anwenden konnte. Die ganze Herrschaft der neuen Souveraine Belgiens stand auf dem Spiele. Moritz zog in der zweiten Hälfte des März seine Truppen bei Dordrecht zusammen und brachte sie von dort über die Maas vor Crevecoeur. Am 24. März war diese Festung bereits in seiner Gewalt und zwei Tage darauf rückte er vor die Andreasschanze, deren gleichfalls meuterische Besatzung gleichwohl anfangs von Uebergabe nichts hören wollte. Moritz traf jedoch die nachdrücklichsten Anstalten, sie dazu zu zwingen und beschoß und gewann (am 8. April) Schloß Batenburg, worauf er abermals der Andreasschanze nahte. Eine feindliche Truppenabtheilung, welche unter Velasco zum Entsatze herbeieilte, fand Moritzens Armee in einer allzu sicheren Stellung, so daß jene nichts ausrichten konnte. Endlich (am 8. Mai) übergab denn die empörte Besatzung, welche kein Geld, keine Munition, ja fast keine Kleider auf dem Leibe hatte, dem Prinzen Moritz die Andreasschanze gegen das Versprechen, ihr einen Theil des Soldes, den sie zu fordern hatte (125,000 Gulden) auszubezahlen. Dafür trat sie (1200 Mann stark) in den Dienst der Republik über und leistete derselben in der Folge treffliche Dienste.

Nun beschloß der kühne Moritz, überzeugt, daß ihm Albrecht und Isabella, bei der Empörung der Truppen und den finanziellen Verlegenheiten, keinen energischen Widerstand würden leisten können, die Offensive großartig zu erweitern und einen Zug nach Flandern zu unternehmen. Die drin-

genden Klagen Seelands und der Zweck, den verderblichen Zügen der Dünkirchener Kaper durch Dünkirchens Ueberwältigung mit einem Male ein Ende zu machen, endlich die Sicherung Ostende's, des einzigen Platzes in Flandern, welchen die Republik besaß, gegen eine feindliche Belagerung, gaben die Motive zu jener Expedition. Ostende selbst bot für dieselbe einen wichtigen Rückhalt. Außerdem rechnete man fast sicher darauf, die Feinde der Fremdherrschaft in Gent und Brügge zu gewinnen. Mit aller Anstrengung und unter der größten Verschwiegenheit wurden die Rüstungen zu der Expedition nach Flandern veranstaltet. Holland und Seeland besoldeten eine gehörige Anzahl von Bürgern zur Besetzung der Grenzplätze; die zum Feldzuge bestimmte Armee versammelte sich bei Rammekens auf Seeland. Moritz hatte 28 Kompagnien Fußvolks und 25 Kornetten Reiterei zusammengebracht, welche mit allem Kriegsbedarf und dreißig Geschützen zu Schiff hingebracht worden waren. Moritz selbst, welcher am 17. Juni den Haag verlassen hatte, traf am 19. auf Seeland ein, während Wilhelm Ludwig von Nassau und Graf Hohenlohe mit kleineren Truppenabtheilungen, der Erstere in Friesland, der Letztere auf dem Bommeler Waard, blieben.

Ein ungünstiger Wind zwang Moritzen, mit Zustimmung der Deputirten der Generalstaaten, den im ursprünglichen Plane beschlossenen Weg zu verändern. Der Plan hatte darin bestanden, sich zuerst nach Ostende und von dort nach Nieuwpoort zu wenden, diese Stadt zu überwältigen und dann Dünkirchen zu erobern. Die Flotte steuerte nun die Westerschelde hinauf, und legte sich am 21. und 22. Juni in der Nähe des Forts St. Philipp, eine Meile von Sas, vor Anker. Graf Ernst von Nassau, welcher mit

einigen Schiffen vorausgeeilt war, hatte jenes Fort am 21. Juni eingenommen. Binnen 5 Stunden war die ganze Armee Moritzens ausgeschifft. Sie marschirte hierauf, nachdem Moritz das Fußvolk in drei Divisionen, die Reiterei in sieben Schwadronen getheilt hatte, südwestwärts hinab, über Eckelo, Maldeghem, Male und Brügge vorbei. Auf diesem Marsche zeigte es sich, wie falsch man gerechnet, als man auf eine Theilnahme der Bevölkerung für die Sache der Republik Hoffnung gebaut hatte. Vergeblich blieben die Proklamationen an die Flamänder, dem Heere Wagen und Lebensmittel zuzuführen; das Landvolk Flanderns betrachtete die Soldaten der Republik als Ketzer, und ermordete die Nachzügler, wofür Eckelo zur Vergeltung in Brand gesteckt wurde. Vergeblich blieben die Manifeste der Generalstaaten an Gent und Brügge. Aus der letzteren Stadt schoß man auf das vorüberziehende Heer der Republik! Eine Uebereinstimmung der Interessen und Gesinnungen zwischen Flandern und den nördlichen Provinzen war, wie es sich hierbei zeigte, fortan unmöglich, da einmal der religiöse Fanatismus die Andersgläubigen in der Einbildung der Altgläubigen zu Ungeheuern gestempelt hatte. Moritz ließ sich indessen durch diese feindselige Stimmung der Flamänder nicht beirren, und zog mit dem Heere über Oudenborg und mehre andere feste Plätze nach Ostende weiter, in dessen Umgegend seine Truppen mehre Schanzen mit leichter Mühe einnahmen; Graf Georg von Solms eroberte die St. Albertsschanze.

Nun zog das Heer der Republik vor Nieuwpoort, wo es am 1. Juli eintraf; und ohne Verzug umschloß Moritz diese Stadt von drei Seiten. Er selbst lagerte auf den Dünen. Da verbreitete sich noch in der Nacht vom 1. auf den 2. Juli unter den Truppen der Republik die Nachricht, daß der

Erzherzog Albrecht mit einem stattlichen, wohlgerüsteten Heere in der Nähe sei. Nichts konnte unerwarteter sein als diese Kunde. Man hatte nicht daran gedacht, daß es dem Erzherzog bei den damaligen Verhältnissen möglich sei, eine Streitmacht zusammenzuziehen; und nun stand er plötzlich an der Spitze einer solchen dem Heere der Republik drohend gegenüber! Seine Gattin, Isabella war es, welche das Meiste dazu beigetragen hatte, um das unmöglich Scheinende möglich zu machen, — diese Frau, wahrlich ein Mann an Geist und Charakter. Sie riß ihren Gatten zur Entfaltung seiner Thatkraft, ihre Untergebenen zur höchsten Begeisterung hin. In der That: wie musterhaft als Gattin, so ausgezeichnet war Isabella als Regentin. Sie hatte die Geistesenergie ihres Vaters und die Liebenswürdigkeit ihrer Mutter geerbt und beide Eigenschaften fanden sich in ihrem Wesen auf's Schönste verschmolzen. Kaum hatten Albrecht und Isabella die Nachricht vom Einfall der republikanischen Truppen in Belgien vernommen, als sie auch sogleich ihre Armee zusammenzuziehen suchten. Welche Armee! Zusammengewürfelt aus aller Herren Ländern, uneins in Sprache, Gedanken und Wünschen, fast nur durch Mißvergnügen vereinigt — und zwar gegen die Herrscher! Das Alles schreckte diese nicht. Sie begaben sich nach Gent, um durch ihre persönliche Anwesenheit die Bevölkerung dieser ausgedehnten und wichtigen Stadt zu gewinnen. Mehr als Albrecht gewann Isabella die Herzen der Soldaten. Kraft imponirt stets der Kraft, geistige der körperlichen. Edel von Gestalt und Haltung, ein wahres Bild der Fürstlichkeit, schwingt sich Isabella zu Rosse, und schon ihr Anblick bezaubert diese wilden Krieger, welche der Ueberredungskraft eines Mannes ehernen Trotz gegenüberstellten. Isabella bemerkt den ersten günstigen Eindruck und ruft den Kriegern zu: „Soldaten, ihr kennt die

Gerechtigkeit meiner Sache! Viele von euch sind seit dem Ausbruch des Krieges in den Niederlanden. Diese Veteranen wissen, welche Opfer mein königlicher Vater brachte, um die Rebellen zum Gehorsam zurückzubringen. Nun gab er Belgien sogar eigene Fürsten, wie es des Volkes langer Wunsch war, und doch verharren die Rebellen jetzt hartnäckiger als je in der Empörung. Doch eigentlich erhoben sie Trotz und Krieg gegen Gott selbst; die Tyrannei, welche sie ihren rechtmäßigen Fürsten vorwerfen, ist bloß ein Vorwand, um den wahren Glauben zu vernichten und die Ketzerei triumphiren zu machen. Soldaten! Ich kenne eure Religiösität, eure Tapferkeit, eure Treue! Sie sind mir sichre Bürgen, daß ihr die Absichten der Gottlosen vereiteln werdet! Eine gewisse Vergeltung beut euch der Himmel für den Glaubenskampf; hier auf Erden wird euch der König reichlich lohnen! Nehmet mein Wort, daß ihr euren Sold pünktlich erhalten werdet! Große Summen erwarte ich von Spanien, erwarte ich von den Staaten der treuen Provinzen. Doch sollte auch irgend ein unglücklicher Zufall mir das Eine oder Andre vereiteln, dann, Soldaten, dann gebe ich Euren Bedürfnissen jede Summe hin, welche zur Erhaltung meines Hofstaates, zum Dienste meines Hauses bestimmt ist; dann sollt i h r, Soldaten, mein letztes Geschmeide haben!" Die Rede der klugen Fürstin erreicht den beabsichtigten Zweck; begeistert ruft ihr die ganze Armee den Schwur der Treue entgegen; „das Leben für dich, bis zum letzten Athemzuge!" so schallt es tausendstimmig aus allen Reihen und kein Gedanke ist mehr an Meuterei oder Verrath. Rasch setzt nun die Armee ihren Marsch fort; Erzherzog **Albrecht** erobert die von den Feinden besetzten Forts wieder, und bald stehen die Truppen, an 12,000 Mann stark, hinter den republikanischen bei **Nieuwpoort**.

Moritz befand sich in der gefahrvollsten Lage. — Vor sich hatte er Nieuwpoort, hinter sich den Feind, neben sich das Meer und die Dünen; sein dürstendes Heer fand in den schlammigen Brunnen und Wässern keine Labung, und zwanzig Schiffe, welche demselben frisches Trinkwasser hatten zuführen sollen, waren von den Spaniern genommen worden; die kaum zum Gehorsam gebrachten Meuter glühten vor unbändiger Kampfslust. Graf Ernst Kasimir von Nassau hatte die Brücke bei Leffinghem besetzt, um dem heranziehenden Heere Albrechts den Paß zu versperren; doch Albrecht trieb ihn, mit Verlust von 800 Mann zurück, und nun hatte Moritz auch den letzten Ausweg verloren. Nichts blieb ihm jetzt übrig als Sieg oder Untergang. Klar sah er diese Alternative vor sich und kaltblütig erwartete er sie; er ließ den Unglücksboten, der ihm die Nachricht der Niederlage überbrachte, erschießen, damit sein Heer durch Bekanntwerdung derselben nicht entmuthigt würde, und führte das Letztere von Nieuwpoort, vor welcher Stadt er nur einige Fähnlein ließ, (um Ausfälle der Besatzung zu verhindern) nach der Ostendeschen Seite zurück, von welcher her er den Feind erwartete. Dort stellte er seine Truppen in Schlachtordnung. Der Ritter Vere besetzte die Dünen, welche Moritz zur rechten Seite hatte, während das Meer zur linken, Nieuwpoort im Rücken lag. Seine Schiffe hatte Moritz absegeln lassen, um dem Heere die Alternative fühlbar zu machen und dessen Muth durch Verzweiflung zu erhöhen. Sein Bruder Heinrich Friedrich sollte auf den Schiffen der Gefahr entgehen, doch der junge Held, welcher das Blut seines Vaters nicht verläugnen konnte, bestand darauf, mit seinem Bruder Leben und Tod zu theilen.

Albrecht hatte seinen Sieg über Ernst Kasimir rasch allenthalben verkünden lassen, aber allzulangsam verfolgt.

Hieran waren die getheilten Meinungen im Kriegsrathe Schuld; denn Mendoza und einige andre Offiziere waren der Meinung: man müsse zuerst die Albertsschanze bei Ostende angreifen (um dem feindlichen Heere durchaus den Rückzug zu versperren), bevor man an eine Schlacht im offenen Felde denken dürfe, durch welche man dem Feind den einzig möglichen Rettungsweg anbiete. Doch die Majorität im Kriegsrath entschied sich für die Schlacht und besonders nngestüm drangen die noch aufgeregten Meuter darauf; sie erhoben den alten spanischen Schlachtruf aus den Maurenkriegen „Quanto mas moros, tanto mas ganaces!“. Auch Albrecht pflichtete der Majorität bei und führte seine Armee in drei Divisionen gegen die der Republik heran.

Beide Heere näherten sich nun allmählig. Moritz, welcher die Reihen seiner Truppen durchritten und den Muth der Krieger durch den Aufruf der Ehre entflammt hatte, begann zwischen zwei und drei Uhr des Nachmittags (am 2. Juli 1600) die Schlacht. Er hatte auf die Dünen einige Geschütze pflanzen lassen, welche wider den auf dem Strande postirten Feind eine mörderische Wirkung ausübten, während dieser auch von dem Geschütz der noch am Ufer harrenden Schiffe scharf gefaßt wurde. Vergeblich feuerten die feindlichen Geschütze auf die Republikaner; sie wurden durch das Feuer von den Schiffen gezwungen, sich höher nach den Dünen hinauf zu retiriren. Drei bis vier Stunden lang währte nun der heftigste Kampf, wobei der Ritter Franz Vere und sein Bruder wie Löwen fochten. Gleichwohl gelang es den Truppen des Erzherzogs, welche mit furchtbarem Ungestüm auf die der Republik eindrangen, eine Abtheilung der Letzteren zum Weichen zu bringen. Da entstand Verwirrung. Doch rasch und trefflich wurde die Ordnung bald wieder hergestellt; denn Moritz hatte, — ein Beweis seiner

Vorsicht —, frisches Volk als Reserve bereit, um die Weichenden zu unterstützen. Er ließ inzwischen (während sich Graf Ludwig, von seiner Kühnheit zum Vordringen hingerissen, in großer Gefahr befand) das Hauptkorps unter dem Grafen Solms heranrücken und warf sich dann mit zwei französischen Regimentern auf die Pikeniere der spanischen und italienischen Regimenter, welche aus dem ersten in das zweite Treffen vorgerückt waren, — treffliche Veteranen, welche wie die Mauern standen. Immermehr Truppen, ja fast alle nahmen jetzt an der Schlacht Theil; immer erbitterter focht man von beiden Seiten. Am Eifrigsten thaten dies die Meuter von Diest, und es gelang ihnen wirklich, die Holländer zurückzutreiben und in Verwirrung zu bringen; auch die Deutschen im Dienste der Republik wichen. Doch Moritz schickte ihnen rasch eine Abtheilung von Franzosen zu Hülfe, welche die siegesfrohen Feinde wieder zurückwarfen. Während dieses Gefechts operirte von beiden Seiten her das Geschütz, wobei sich jedoch das des Erzherzogs, das im lockeren Sande einsank, im Nachtheil gegen das Moritzens befand; auch entzündete sich ein Pulvervorrath des Erzherzogs, wodurch unter dessen Truppen Verwirrung entstand. Endlich kam es den Soldaten der republikanischen Armee zugut, daß die Feinde Sonne und Wind gegen sich hatten; der Letztere trieb Denselben Sand und Pulverdampf ins Gesicht. Albrecht gab indessen die Hoffnung, den Sieg zu gewinnen, noch nicht auf. Unbedeckten Hauptes ritt er durch die Reihen seiner Soldaten und gegen die republikanischen Truppen heran. Er wurde verwundet und gerieth in Gefahr, gefangen zu werden; ein deutscher Soldat und ein junger Edelmann aus Flandern, Kapitain Kabeljau, retteten ihn. Endlich überwältigt nach so furchtbaren Anstrengungen (das leichenbedeckte Meeresufer bezeugt sie) eine plötzliche Ermattung beide Heere. Da sprengt Moritz, seinen Bruder Heinrich

Friedrich zur Seite, durch die Reihen seiner Braven und ruft ihnen zu: „Frisch auf! Noch ist nichts verloren! Ich lebe und sterbe mit euch!“ Diese Worte und der Anblik des Feldherrn, welcher die Soldaten so oft zum Siege geführt, begeistern sie aufs Neue, und die Begeisterung spannt die erschöpften Kräfte wieder an. Zum letzten Male greifen die Truppen der Republik wieder an, und furchtbar entbrennt (schon ist der Abend da) noch einmal der mörderische Kampf. „Greift an! Greift an!“ riefen die Matrosen beim Geschütz nach gewohnter Weise. Die Soldaten der Republik hielten den Ruf für ein Siegesgeschrei. „Der Sieg ist errungen,“ wähnen sie und der freudige Gedanke an eine solche Gewißheit hilft den Sieg wirklich gewinnen. Nun ist bei der erzherzoglichen Armee nicht Haltens mehr; — Flucht, wohin man blicken kann; der Erzherzog selbst muß sie theilen. Der eilige Rückzug geht über die Brücke bei Leffinghem und vollendet die Entmuthigung, die Verwirrung seiner Armee.

Moritz hatte den glänzendsten Sieg errungen; dreitausend erzherzogliche, tausend Soldaten der Republik blieben todt auf dem Schlachtfelde; die Armee der Republik hatte alles Geschütz mit Munition, das Gepäck und mehr als 100 Fahnen der Feinde erbeutet, und zahlreiche Gefangene gemacht, worunter viele vornehme Personen. Unter den letzteren befand sich auch der Admiral Mendoza. Der Erzherzog schwang sich in der Gegend von Oudenborg auf ein Roß, erreichte noch in der Nacht Brügge und eilte über Gent nach Brüssel, wo er den Rest seiner Armee sammelte. Seine Gemahlin Isabella hatte zuerst die Nachricht von dem Verlust der Schlacht erhalten, dann die: der Erzherzog sei gefangen, endlich die: er sei verwundet. Bei jeder Botschaft benahm sie sich würdevoll, ohne

die Erschütterung ihres Herzens durch ein Wort, durch eine Miene zu verrathen. *)

*) Liedt van den grooten Slagh voor Nieuwpoort in Vlaenderen. Op de Wyse: „Het nachtegaelken kleyne" etc. (Geuse Liedt-Boeck. Dordr. 1687. p. 112.)

't Gulde Jaer sesthien hondert,
July den tweeden dagh,
Heeft Godt syn kracht getoont,
't Welck menigh mensch verwondert,
Want in desen Veldt-slagh
Werdt niemandt niet verschoont,
Hoe Edel gepersoont,
Yder moest de Kop bieden,
Lustigh vallende an,
Geen moest aen weer zy vlieden,
Elck street als een Kryghsman.

Graf Maurits van Nassouwen
Rydend' als een vroom helt,
Gaf de soldaten moet,
Seggende dat sy souwen
Haer kloeck quyten in 't velt,
Want 't koste lyf en goet,
En sprack op staende voet,
Siet hier de plaets om vechten,
De Zee hebdy aldaer,
Strydt kinderen als Landtsknechten,
Ick wil u zyn een vaer.

't Volck is moedigh en rustigh,
Tot den vyandt getreen,
Die hem de deysen wat,
Graef Lodewycx Kryghslien lustigh,
Hem op d'oude plaetse doen,
Wederom keeren radt,
Graef Ernst Volck stondt prat,
De nieuw Geusen niet weken,
Neemt moet, Monsieur Veer riep,
Gent quam ter zyd' gestrecken,
Wiens Ruyt'ry niet sliep.

Während der Schlacht bei Nieuwpoort hatten sich die Deputirten der Generalstaaten, welche bekanntlich zum Zweck der Berathung mit dem Feldherrn die Züge der republikanischen Armee mitmachten, in Ostende befunden. Olden-

---

Zyn Excellentie vrome
Stelden 't Casquet op 't hooft,
En sprack, mannen 't is tydt,
Dat men geen doodt moet schroomen,
Godt almachtigh gelooft,
Sal ons helpen met vlyt,
Elck Troep viel aen den strydt,
En hebben soo geslagen,
Den vyandt in de vlucht,
Die hem van dees neerlage,
Grootelycks vint bedught.

Daer en op ander plaetsen,
Schier thien duysent man bleef,
Wel twee duyst aen ons zyd',
Soo ginckter op een kaetsen,
Elck voor d'ander aendreef,
Om den buyt en 't profyt,
Spyt Paep Jan die't benyt,
Albertus Aerts-Hertoge,
Van Oostenryck, doen sagh
Syn doodt daer schier voor oogen,
't Was voor hem een hert gelagh.

Veel Edelen en Heeren,
Meer als men noemen kan,
Zynder gebleven doodt,
Soo ginckt op een schaepscheeren,
'T bleeffer meest aen de pan,
Men hieuw, men stack, men schoot,
Den Admirant hem boodt
Gevangen, die dick smaelden
Op den Hollandtschen kaes,
Die hy wel dier betaelden,
Want 't was van 't nieuwe gras.

barneveld war bei denselben. Man hatte dort am Morgen des verhängnißvollen Tages durch den geflüchteten Grafen Ernst Kasimir von Nassau die Nachricht von der Niederlage bei Leffinghem erhalten und war in größter Angst über die Entscheidung des Kampfes. Aber statt dieselbe den Freunden durch rasche Auszüge gegen den Feind zu erleichtern und zu vergewissern, lag man, bei verschlossenen Stadtthoren auf den Knieen und betete zu Gott um eine glückliche Wendung. Ungemessene Freude belebte alle Herzen in Ostende, als am Abend die Nachricht des erfochtenen Sieges daselbst eintraf. Am folgenden Tage erschien Moritz selbst mit den Gefangenen und den erbeuteten Fahnen, und wohnte einem feierlichen Gottesdienste bei.

Moritz hatte indessen den Plan, Nieuwpoort zu er-

Komt eens Jantjen van Spaengien
Alst u lust wederom,
En deckt den Geus wat op,
Hoe smaecken u d' Oraengien?
Seigneur weest wellekom,
Proeft Nederlandts sopperlop,
Papou die kreeg den klop:
d' Ontrouw is daer vergolden,
Aen die Schotten gedaen,
Die gy t' Oldenborgh scholden,
En moordelyck hadt verraen.

Prince Heer Godt almachtigh,
Zyn Excellency geeft,
Wysheydt en goet verstant
Dat hy wel en eendrachtigh,
Regeert soo langh hy leeft,
Tot rust van 't Vaderlandt,
Verknoopt Lis, Pyl en Bandt,
Der Edeler Heeren Staten,
Met een gemeen spreeck-woort,
Op Godt wy ons verlaten,
De Eer hem alleen behoort.

obern, keineswegs aufgegeben. Doch, da er die Feinde nicht unmittelbar nach dem Siege verfolgte und da auch die Berathungen mit den Deputirten der Generalstaaten über die nächsten Operationen drei Tage hinwegnahmen, so verlor er mit der Zeit auch alle Vortheile, welche er von dem Siege hätte ziehen können. Denn Erzherzog Albrecht hatte, nichts weniger als entmuthigt, inzwischen die trefflichsten Mittel ergriffen, um das Waffenglück der republikanischen Truppen aufzuhalten. Er hatte rasch die Besatzungen von Nieuwpoort und Oudenborg verstärkt, und als Moritz am vierten Tage nach der Schlacht vor der erstgenannten Stadt erschien, um sie zu belagern, waren die Verhältnisse bereits wesentlich verändert, und zwar sosehr zu seinen Ungunsten, daß sich der einsichtsvolle Feldherr ziemlich bald von der Unmöglichkeit überzeugte, sich Nieuwpoorts bemächtigen zu können; er brach daher (am 17. Juli) zum zweiten Male die Belagerung dieses wichtigen Platzes ab. Hierauf griff er die von den Spaniern neu erbaute Isabellenschanze bei Ostende an, welche jedoch der Befehlshaber Barlotte so heldenmüthig vertheidigte, daß sich Moritz auch von dort zurückziehen mußte. Er sah nun, daß ungeachtet des glänzenden Sieges bei Nieuwpoort doch der eigentliche Zweck, welcher dem Feldzug nach Flandern zu Grunde lag, nicht erreicht werden konnte, und zwar deßhalb, weil die Armee auf dem engen Terrain bei Ostende für die Dauer keinen Unterhalt zu finden vermochte, zumal da Federico Spinola mit Galeeren auf der See kreuzte, um die holländischen Transportschiffe aufzufangen. Untersuchte jedoch Moritz die erste Veranlassung aller Hindernisse genauer, so fand er dieselbe in dem Zeitverlust unmittelbar nach seinem Siege begründet, woran die Deputirten der Generalstaaten Schuld trugen. Es ist begreiflich, daß der junge Held denselben

darüber grollen mochte. Aber auf der anderen Seite scheint auch republikanische Eifersucht gegen sein immer höher wachsendes Ansehen im Spiele gewesen zu sein. Namentlich (meinte man) habe Oldenbarneveld, der unbestechliche Patriot, die Möglichkeit besorgt, daß Moritz seine physische und moralische Macht zum Nachtheil der Freiheit mißbrauchen möchte. Jedenfalls dürften schon hier die ersten Anfänge einer Spannung zu suchen sein, welche späterhin noch zu einem traurigem Partheikampfe ausschlug. — Zu Ende Julis wurde der größte Theil der republikanischen Armee zu Ostende eingeschifft; sie landete auf Seeland. Die Reiterei zog nach Brabant.

Der Erzherzog hatte in der öffentlichen Meinung der Belgier durch die verlorene Schlacht bei Nieuwpoort kaum soviel verloren, als er durch sein treffliches Benehmen nach derselben in jener gewann. Man wußte die geistige Kraft von dem flüchtigen Glanze des Erfolges wohl zu unterscheiden. Aber, wenn auch die Popularität der neuen Souveraine im Zunehmen begriffen war, so hielten die Belgier fortwährend standhaft darauf, daß ihre dringenden Wünsche nach einem Frieden endlich erfüllt werden möchten. Wahrlich, man lernt den Kern dieses Volkes in Belgien achten, wenn man sieht, wie es, den Verhältnissen sich fügend, die schätzenswerthen Eigenschaften seiner neuen Souveraine gerne anerkennend, dennoch auch das Herz warm behalten hat für die alte Freiheit, wie es zwischen den festen Säulen der alten Formen einherwandelt, zwar noch in allen Gliedern erschüttert durch die früheren Leiden, aber das Haupt mit edlem Stolz erhoben, die Augen frisch, das kühne Wort auf den Lippen Was es sich nicht gefallen zu lassen braucht, das will es nicht dulden. Sein gemeinsames Interesse will es vertreten wissen. Man sieht: es hat sich der neuen Souverainetät willig untergeben, um seine Selbstständigkeit zu

retten. Mag dies parador klingen, — es ist immer begreiflich. Es ist doch von Spanien losgetrennt und bildet einen eigenen Staat für sich; seine Fürsten sind Niederländer geworden, sollen Niederländer erzeugen. Die Zuneigung des Volkes für diese Fürsten hat mit sklavischer Unterwürfigkeit nichts gemein. *) Dies zeigte sich denn damals und zwar insbesondere in Bezug auf die allgemeine Sehnsucht nach Frieden, welche wir blos als einen Beweis von physischer Ermattung annehmen können, aber durchaus nicht als einen Beweis moralischer Erschlaffung betrachten dürfen. Die beiden Erzherzoge fühlten dies lebhaft, wenn sie auch eine Verwirklichung des Volkswunsches noch für unerreichbar halten mochten. Indessen: sie zeigten ihre Bereitwilligkeit, demselben nachzukommen. Schon vor der Expedition des Prinzen Moritz nach Flandern hatte Erzherzog Albrecht die Generalstaaten Belgiens nach Brüssel zusammenberufen, um nach den alten Privilegien durch ihre Bewilligung solche „Beden" zu erhalten, wie er sie bei den damaligen sehr gedrückten Verhältnissen im hohen Grade bedurfte. Bei dieser Gelegenheit nun hatte er den Staaten erklärt, daß er selbst den Frieden wünschte; wenn aber die Gegenparthei ihrerseits nicht gutwillig zur Erreichung desselben beitragen wolle, so bliebe nichts übrig, als: sich in den Stand zu setzen, daß man den Krieg mit Nachdruck fortsetzen und durch denselben den Frieden erzwingen könne. Hierauf bemerkten nun

*) Man darf sich in dieser Hinsicht durch die Formen, durch das Ceremoniell nicht beirren lassen, und aus den übertriebenen, geschmacklosen Huldigungen, welche den Erzherzogen z. B. bei ihren „Entrées joyeuses" dargebracht wurden (wie man sie in der „histoire des fêtes civiles et religieuses" etc. par Mad. Clement, née Hemery Paris 1834, findet) noch keineswegs einen ungünstigen Schluß auf ein Verschwinden des Freiheitssinnes und Selbstgefühls in Belgien ziehen.

die Staaten Belgiens, daß die Generalstaaten der vereinigten Provinzen allerdings guten Grund zum Mißtrauen gegen alle Friedensverhandlungen hätten, umsomehr, da noch so Vieles zu wünschen übrig geblieben sei, so z. B. wären die Citadellen noch immer nicht geschleift, so befänden sich die Ausländer noch immer im Besitze der wichtigsten Aemter. Wollte man jedoch die Uebelstände heben und den belgischen Staaten erlauben, mit jenen der vereinigten Provinzen in Unterhandlung zu treten, so zweifelten sie nicht an einer Wiedervereinigung sämmtlicher Niederlande.

Der Erzherzog gab hierauf zu solchen Verhandlungen seine Erlaubniß, und in der That kam eine Zusammenkunft zwischen einigen Deputirten der belgischen Staaten (Gerhard von Hoorn, Graf von Basigny, Philipp Bentink und dem Pensionär von Ypern, Heinrich Kodt,) mit den Deputirten der vereinigten Provinzen in Bergen-op-Zoom zu Stande, wo sich Letztere nach der Schlacht bei Nieuwpoort einige Zeit aufhielten. Die Verhandlungen, welche dort gepflogen wurden, zerschlugen sich jedoch bald wegen der entschiedenen Forderung der Republik, welche Oldenbarneveld aussprach. Sie verlangte nämlich vor allen Dingen, bevor man sich auf einen Friedensabschluß einlassen könne, die Entfernung alles fremden Kriegsvolkes und ferner, daß man dem König von Spanien alles und jedes Ansehen in Bezug auf die Niederlande nehme. Genauer betrachtet war hierunter eine Entwaffnung Belgiens verstanden, worauf die Belgier unmöglich eingehen konnten, wenn nicht auch die Republik eine gleiche Maßregel ergriff. Hiernach blieb denn den Ersteren nichts übrig, als sich zu der Ueberzeugung des Erzherzogs zu bequemen, und demselben die Mittel zu verschaffen, um den Krieg fortsetzen zu können. Dies thaten sie denn auch,

indem sie eine monatliche Beisteuer von 320,000 Gulden für jenen Zweck aufzubringen versprachen. Uebrigens hatte Belgien damals, obwohl Philipp II. es an Albrecht und Isabellen abgetreten hatte, noch immer den Einfluß und die Anmaßungen Spaniens zu ertragen, welches dieses Land wie einen integrirenden Theil behandeln wollte. Spanien forderte nämlich von den belgischen Kaufleuten die Einstellung und Abschaffung alles Verkehrs mit Holland. Die frische Lebenskraft der Nation äußerte sich bei diesem Anlaß auf's Unzweideutigste. Die zu Brüssel versammelten Generalstaaten Belgiens erhielten eine Mittheilung des Königs von Spanien, worin dieser sie mit dem Ausgruck: „Unsere Staaten“ bezeichnete. Da erhob sich ein Mitglied der Versammlung in Entrüstung und fragte: „Wer ist hier zu Lande wohl Herr, der König von Spanien oder der Erzherzog?“ Man wälzte, von spanischer Seite, die Schuld auf den Kopisten der königlichen Mittheilung; die Schuld der Gesinnung ließ sich nicht abwälzen. Die geheime Absicht, ja die Hoffnung auf Wiedervereinigung Belgiens mit der spanischen Monarchie läßt sich wohl umso weniger bezweifeln, wenn man sich an die Opposition der Spanier gegen die Abtretung der Nierlande erinnert, wenn man bedenkt, daß der Ehe Albrechts und Isabellens das Prognostikon der Kinderlosigkeit gestellt wurde und daß die Niederlande in einem solchen Fall an Spanien wieder heimfallen sollten, endlich wenn man erwägt, daß die beiden Erzherzoge bei der finanziellen Schwäche Belgiens sich stets an Spanien zu wenden genöthigt sahen, — genug Wahrscheinlichkeitsgründe! der Beweis aber war faktisch.

Mittlerweile hatte die Republik der vereinigten Provinzen im Laufe jenes Jahres eine Gesandtschaft aus Deutschland abgewiesen, welche im Mai (1600) nach Holland gekommen war, eigentlich, um abermals Friedensverhandlungen

einzuleiten, angeblich jedoch wegen anderer Angelegenheiten. Die deutschen Gesandten erhielten Audienz bei der Versammlung der Generalstaaten; sie verlangten Räumung der festen Plätze in Deutschland und Vergütung des erlittenen Schadens, und zwar traten sie hierbei so imponirend auf, als hätten sie die vereinigten Provinzen noch für Glieder des deutschen Reichsverbandes gehalten, wie es in früheren Zeiten der Fall gewesen war. Die Republik benahm sich dagegen vorsichtig und würdevoll, und wies jeden Vorschlag, selbst zu einem bloßen Waffenstillstand, ab. Nur die Räumung Emmerichs gestand sie zu. Doch, was die Schenkenschanze betraf, so behauptete die Republik, daß dieses Fort nicht zu deutschem Gebiet, sondern zu dem von Geldern gehöre.

Die deutschen Gesandten verfügten sich von Holland nach Belgien und erhoben dort ähnliche Ansprüche; sie verlangten die Räumung Rheinbergs; doch auch in Belgien gewannen sie bloß Versprechen.

Uebrigens war es damals im Inneren der Republik keineswegs ganz ruhig. Wohin man blickte, gab es Reibungen, welche zum Theil in den materiellen Beschwernissen, die der langjährige Krieg hervorgerufen, zum Theil aber auch in solchen Besorgnissen ihren Grund hatten, wie wir sie bei Oldenbarneveld wahrgenommen zu haben glauben, — Besorgnissen, die in Republiken nicht bloß unvermeidlich und entschuldbar, sondern auch nothwendig sind, wenn sie sich auch in der Folge immerhin nicht gerade als begründet ausweisen sollten. Vorzugsweise fanden nun solche Besorgnisse damals in Friesland statt, und zwar durch das Organ des Edelmanns Karl Roorda (eines Mitgliedes der friesischen Staaten), welcher schon seit einigen Jahren sowohl den Statthalter Frieslands, den Grafen Wilhelm Ludwig, als auch den Prinzen Moritz, überhaupt die

Nassauer, mit Wort und Schrift im scharfen Verdacht hielt, daß durch dieselben die Freiheit in Gefahr gebracht würde. Schon 1597 hatte Roorda an Enkhuizen geschrieben, „man müsse gegen die Pläne des Hauses Nassau auf der Hut sein." Die Staaten von Holland hatten ihm jedoch damals nicht beigepflichtet, sondern sich im Gegentheil bei jenen von Friesland sehr ernstlich beschwert, und sowohl den Prinzen Moritz als den Statthalter Wilhelm Ludwig aufs Beste gegen die Zumuthung eines Strebens nach absoluter Herrschaft vertheidigt. Späterhin (eben 1600) kam jedoch Wilhelm Ludwig, als Statthalter von Friesland, in eine verdrießliche Kollision, und zwar in Folge finanzieller Rücksichten, wobei die feinen, empfindlichen Saiten der Lokalinteressen in Schwingung gerathen waren. Damals bezahlte nämlich Friesland für seinen Antheil zu den gemeinsamen Lasten der Republik 4 Tonnen Goldes. Um diese Summe herbeizuschaffen, mußten natürlicherweise die Abgaben in Anspruch genommen werden, und nun wollte das platte Land der drei Gaue eine Abgabe auf Wein, Bier und Torf, die Städte dagegen eine auf das Vieh. Darüber entstand ein nicht unbedeutender Zwiespalt in der Versammlung der friesischen Provinzialstaaten zu Franeker, wobei Wilhelm Ludwig die Parthei der Städte ergriff. Die Sache entwickelte sich in der Art, daß auch der Ostergau zu dieser Parthei übertrat und der Westergau endlich nachgeben mußte; dennoch wurde der Streit nicht eher entschieden, als bis acht Schiedsrichter die Sache gütlich vermittelten. Sehen wir nun hier die Kraft des Provinzialismus bis zu den feinsten Partikularitäten hinab entschieden ausgebildet, so finden wir in dem neu erwachten (oder eigentlich bis dahin noch nie ganz ausgeglommenen) Zwist der Stadt Gröningen mit den Umlanden den Kampf des aristokratischen Prinzips gegen

das -- wir möchten nicht sagen demokratische (weil der Ausdruck seit neuerer Zeit Mißdeutungen unterliegt) -- gegen das republikanische Gleichgewicht. Die Streitsache war überhaupt nicht gleichgültig für die Existenz und die leitenden Grundsätze der Republik. Sie wurde aber dadurch noch wichtiger, daß die Stadt Gröningen so lange Zeit hindurch die feindliche Seite gehalten und mit genauer Noth zum Anschluß an die Utrechter Union genöthigt worden war, während die Umlande (freilich größtentheils aus alter Opposition gegen die Stadt) der gemeinsamen Sache der Freiheit die wichtigsten Dienste geleistet hatte. Der städtische Trotz mußte entkräftet, die in der Stadt noch vorhandenen widerstrebenden Elemente mußten entfernt oder unschädlich gemacht werden. Der Hauptgrund des Widerstandes der Stadt Gröningen war nämlich wieder ein finanzieller. Sie hatte sich geweigert, ihren Theil an den allgemeinen Lasten zu tragen. Sie erhielt nun Besatzung, welche sie jedoch nicht beschweren sollte, wenn sie ihrer Verpflichtung entspräche, und die Bürgerschaft wurde entwaffnet. Als nun auch diese Maßregel nicht fruchtete, ergriffen die Generalstaaten eine andere, welche der Stadt im höchsten Grade unangenehm war, nämlich die Erbauung einer Citadelle. Vergeblich wandte die Stadt Gröningen ein: Zwinger seien eine Schande für Republiken; vergeblich sprach man: „Wenn die Staaten eine so schmähliche Maßregel unterließen, so erbauten sie sich statt eines Schlosses tausend Schlösser, nämlich in den Herzen der Bürger. Uebrigens widerstreite eine solche Maßregel den bei Uebergabe der Stadt (1594) festgesetzten Bedingungen." In solcher Weise klagten die Vertreter der Stadt Gröningen. Aber die Staaten wollten hier einmal (ja, sie mußten es,) konsequent mit Gewalt gegen Trotz durchgreifen; der Bau der Citadelle wurde

begonnen, und mit besonderem Eifer legten die Friesen hiebei Hand ans Werk. Nun herrschte in Gröningen die größte Bestürzung; die Bürgerschaft wollte gerne nachgeben und bot alles auf, um nur den Bau der Citadelle zu verhindern; doch keine Vorstellung nützte bei den Generalstaaten. Die städtische Regierung wurde abgeändert, und zwar in der Weise, daß die bisherigen Elemente der Opposition ausgeschieden blieben. So wurde denn die Uebereinstimmung mit dem Gesammtinteresse der Republik endlich durchgesetzt. Erst später, nachdem man, den Bestand der Ruhe voraussetzen konnte, wurde die Citadelle in Gröningen wieder geschleift.

Leichter wurden die durch die bedrängte Lage des Staates in Bezug auf die Auflagen hervorgebrachten Anstände zu Utrecht beseitigt. Hier wollte die Bürgerschaft zur Bestreitung derselben vorzugsweise das Domkapitel belasten. Doch man wies ihr nach, wie dieses immerhin schon auf eine andere Art seinen Antheil an den gemeinsamen Lasten trage. Durch die Vermittlung des Statthalters und der Generalstaaten wurde endlich der Zwiespalt zwischen Bürgerschaft und Domkapitel beigelegt.

Alle diese Wirren lassen sich dadurch erklären, daß sich die Republik wegen der ungeheuren Kosten des langwierigen Krieges genöthigt fand, nicht blos eine Kopfsteuer von einem halben Prozent auf jede Besitzung über 3000 Gulden, sondern auch dritthalb Prozent auf den Verkauf aller liegenden Güter zu legen. Hierzu sollten nun alle Güter von Landes wegen taxirt werden; wer sich selbst auf 1000 Gulden oder höher (also auf ein Kapital von 200,000 Gulden) angab, blieb davon befreit; wer sich über seine Schatzung beklagte, ward zum Eid verbunden; der Meineidige wurde für ehrlos erklärt. Dennoch überstiegen

die Ausgaben im Jahre 1599 die Einnahme um 1,200,000 Gulden. *)

Außerdem stand die Republik auch in einem verwickelten Verhältnisse zu dem benachtbarten Ostfriesland, wo Graf Edzard, als Lutheraner, mit den reformirten Bürgern der Stadt Emden in Zwiespalt über die Landeshoheit lag. Die Letzteren hatten sich an die Generalstaaten gewendet. Zwar war die Sache beigelegt worden, aber nicht zur Zufriedenheit des Grafen, der sich an den Erzherzog gewendet hatte, worauf die Staaten der Stadt Emden ganz offen ihre Theilnahme zusprachen. Nach Edzards Tode (1599) nahm dessen Sohn Enno des Vaters zweideutige Rolle auf, und die Generalstaaten mußten abermals energisch durchgreifen. Die endliche Folge war, daß holländische Truppen zu wiederholten Malen nach Emden kamen und dort blieben. Emden trat in eine Art von Schutzverhältniß zur Republik der vereinigten Provinzen.

Inzwischen hatte sowohl der Erzherzog als auch die Republik im Verlaufe des Winters ernstlich zu einem neuen Feldzug gerüstet; die Letztere hatte insbesondere von ihrem treuen Bundesgenossen, König Heinrich IV. von Frankreich, fortwährend sowohl Geld als Truppen erhalten. Ihre Armee, unter dem Prinzen Moritz, belief sich auf 14,000 Mann Fußvolk und 2000 Reiterei. Der Erzherzog erwartete frische Truppen aus Spanien und Italien. Jeder von beiden Gegnern hegte einen Angriffsplan. Moritz wollte gegen Rheinberg ziehen, und, um den Erzherzog über die wahre Absicht zu täuschen, nahm er den Anschein, als wolle er sich mit seinen Truppen, die er in der Schenkenschanze zusammengezogen hatte, zuerst gegen Herzogenbusch wenden. Der Erzherzog dagegen hatte sich

*) Kampen. I. S. 561 u. ff.

verlauten lassen, er wolle zwei Armeen, die eine in Flandern und die andere am Rhein aufstellen. Sein eigentlicher Plan war: Ostende der Republik zu entreißen. Gelang ihm dies, so hatte er sich dann den Besitz Flanderns endlich wirklich gesichert; denn dann war der Seemacht der Republik der wichtige Hafenplatz versperrt, wodurch sie stets ihre Truppen inmitten Flanderns entsenden konnte. Moritz, welcher die Wichtigkeit der Behauptung Ostendes erkannte, richtete deßhalb sein Hauptaugenmerk darauf, diese Stadt so viel als möglich zu verstärken. Gleichwohl versäumte er deßhalb seinen anderweitigen Plan auf Rheinberg nicht.

Der Winter von 1600 auf 1601 und der Frühling des letzteren Jahres verflossen unter verschiedenen Anschlägen beider Gegner. So hatte Franz de Provence Gertruidenberg durch Verrätherei dem Erzherzog überliefern wollen; der Anschlag wurde jedoch entdeckt und der Verräther (am 5. Januar 1601) hingerichtet. Ebenso wurde ein Anschlag der Feinde auf Vliessingen vereitelt. Dagegen bemächtigten sich einzelne Truppenabtheilungen der Republik des Schosses Krapoel im Limburgischen und des Schlosses Krakou in der Gesellschaft Meurs. Nun wendete sich denn Prinz Moritz nach dem Rhein hin, vor Rheinberg, welches er belagerte. Doch er fand dort den entschlossensten Widerstand. Im Lager vor Rheinberg erhielt er die Nachricht, daß der Erzherzog Ostende belagert habe. Die Belagerung Rheinbergs wurde nun, in Folge der Anstalten, welche Moritz zur Sicherung Ostende's treffen mußte, eine kurze Zeit hindurch etwas läßiger betrieben. Gleichwohl erhielt er den Besitz Rheinbergs schon am 30. Juli durch Uebergabe. Am 7. August brachte er auch die Stadt Meurs in seine Gewalt.

Inzwischen hatte der Erzherzog die erwarteten Verstär-

kungen aus Italien und Spanien erhalten und (wie bereits erwähnt) die Belagerung Ostendes am 5. Juli begonnen. *) Er selbst hatte sein Hauptquartier in der bereits wiederhergestellten St. Albertsschanze genommen, Graf Friedrich van den Berge hatte rechts, Hieronymus de Monroi links von der Festung Posto gefaßt. Der Letztere verlor bald darnach bei einem glücklichen Ausfall des damaligen Kommandanten von Ostende, Karl van der Noot, das Leben. Nicht lange hierauf trat der Ritter Franz Vere, welchen Moritz mit zwanzig Fähnlein englischer Truppen aus dem Lager vor Rheinberg fortgesendet hatte, den Oberbefehl in Ostende an, und rasch vollendete dieser neue Kommandant, ein Mann von ebenso großen Einsichten als von persönlicher Tapferkeit, die bereits von seinem Vorgänger begonnenen Befestigungsarbeiten. So ließ er en face des Forts Sankta Klara drei neue Redouten anlegen, welche die „Poulains" genannt wurden. Der Erzherzog ließ denselben gegenüber durch den Grafen Friedrich von den Berg zwei Forts St. Martin und Sankta Maria aufwerfen, worauf die Belagerten ein Drittes errichteten, aber auch Graf Friedrich van den Berg die St. Annenschanze dagegen aufwarf. So nahmen denn die wechselseitigen Anstalten zur Belagerung und Vertheidigung Ostendes ihren Fortgang.

Man hatte von Seiten der Besatzung die Dünen geebnet, damit Ostende nicht von der Höhe derselben durch die Feinde beschossen werden könnte; ferner hatte man die Südseite des Terrains, (eben von dorther kam der Feind,) künstlich unter Wasser gesetzt. Der Erzherzog ließ nun queer durch das unter Wasser stehende Land einen Deich aufwerfen, mit einer Redoute versehen und durch eine tüchtige Artillerie vertheidigen, haupt-

*) Vergl. „Journal der Belagerung von Ostende."

sächlich um die von den Belagerten stark bedrohte St. Albertsschanze decken zu können. Auch hatte er den alten Hafen Ostendes in unbrauchbaren Stand versetzen lassen; doch die Belagerten durchstachen einen Deich, und schufen sich einen neuen Hafen, durch welchen Ostende mit frischer Mannschaft und allem Vorrath reichlich versehen werden konnte. Die Belagerung Ostendes nahm, indem beide Gegner alle Schätze ihrer Kenntnisse entfalteten, immermehr einen solchen Charakter an, daß man sie im Auslande wie eine Schule der Kriegskunst zu betrachten anfing; schon kamen fremde Herren vom Adel welche jene praktisch lernen wollten, herbei; es war eine Schule in welcher mehr als ein Lehrer das Leben einbüßte!

Wie nun in der Stadt der Ritter Vere sich durch seine ausgezeichnete Geschicklichkeit, durch seine unvergleichliche Standhaftigkeit den höchsten Ruhm erwarb und die Besatzang enthusiasmirte, so wurde das feindliche Heer durch die zeitweise Anwesenheit Albrechts und Isabellens im Lager gleichfalls auf's Höchste begeistert, und besonders war es wieder die letztgenannte hohe königliche Frau, deren kriegerischer Muth Jeden von ihren Soldaten hinriß, deren Blicke und Mienen auf die Stimmung der Armee wahre Wunderkraft ausübten.

Inzwischen beschlossen die Generalstaaaten der vereinigten Provinzen, obwohl sie den Verlust Ostendes noch keinesweges besorgten, eigentlich um Kosten zu sparen, durch Prinz Moritz die eine oder andere Diversion auf Plätze zu machen, welche sich im Besitze des Feindes befanden, damit der Letztere dadurch von der Belagerung Ostendes abgezogen würde. So erschien denn Moritz am 1. November 1601 vor Herzogenbusch, wo der Herr von Grobbendonk kommandirte. Der Erzherzog ließ sich jedoch durch diese Diversion nicht irre machen, sondern wußte die Besatzung von Herzo-

genbusch glücklich zu verstärken, so daß Moritz dessen Belagerung am 27. November aufheben mußte, während die Belagerung Ostendes fortwährend im Gange blieb. Die Besatzung dieser Stadt, welche aus 7000 Mann (größtentheils Engländern) bestand, litt mittlerweile furchtbar durch Krankheiten und schmolz dadurch sehr zusammen; auch zeigte sich bereits ein bedrohlicher Mangel an Lebensmitteln, und durch einen heftigen Sturm waren die Festungswerke der Stadt sehr bedeutend beschädigt worden. Da besorgte der Ritter Vere, daß der Erzherzog alle diese Umstände zu seinem Vortheile benützen würde, und knüpfte, (um Zeit zu gewinnen), Unterhandlungen zu einem mehrtägigen Waffenstillstand an. Um denselben noch verlängern zu können, stellte er schlau mehre Bedingungen, welche verwickelte und langwierige Berathungen veranlassen mußten. Während dessen gelang es ihm, (wie er gehofft hatte) eine bedeutende Verstärkung an Truppen und ziemlichen Proviant zu Schiff aus Seeland zu erhalten und in die Stadt zu bringen. Kaum war dies gelungen, als Vere plötzlich die Unterhandlungen abbrach, da er nun hinreichende Mittel in der Hand zu haben glaubte, um den Belagerern wieder für längere Zeit gewachsen zu sein. Erzherzog Albrecht war darüber im höchsten Grad erbittert (auch die Staaten konnten Veres Benehmen nicht billigen,) und bot seine ganze Heeresmacht zur Ueberwältigung Ostendes auf. Er ließ die Altstadt auf's Nachdrücklichste beschießen, eröffnete am 9. Januar 1602 eine Bresche und ließ am Abend desselben Tages zur Zeit der Ebbe Sturm laufen. Nun entstand ein gräßlicher Mordkampf, welcher zwei Stunden lang währte. Die Belagerten zogen zwei Schleußen auf und plötzlich sahen sich jetzt die Feinde, so heldenhaft sie auch fochten, von zwiefachem Untergang, durch das feindliche Schwert und durch die Fluthen, umdroht. Nur 40 Mann von der Besatzung

blieben an jenem verhängnißvollen Tage, während der Erzherzog 800 von den Seinigen verlor.

Die meisten Befehlshaber im Heere des Erzherzogs gaben nun die Hoffnung auf, daß Ostende erobert werden könnte, und riethen dem Fürsten, die Belagerung abzubrechen. Doch Albrecht war dazu nicht zu bewegen. Je mehr Hindernisse, um so höher stieg sein Muth, um so fester wurde seine Standhaftigkeit. Der Besitz Ostendes zur Sicherung ganz Flanderns war ihm allzuwichtig, als daß er nicht jedes Mittel hätte aufbieten sollen, um denselben zu erringen. Er ließ daher die Anstalten zur Belagerung mit dem größten Eifer fortsetzen, und durch Johann Rivas leiten, während er selbst sich nach Gent begab, um dort Maßregeln zur Vereitlung der feindlichen Anstalten zu treffen. Aber eben so unermüdlich war man auch in Ostende, die beschädigten Festungswerke wieder herzustellen, und die Generalstaaten sorgten dafür, daß die Arbeiter pünktlich ihren Lohn baar ausbezahlt erhielten. Minder günstig ließen sich die finanziellen Verhältnisse des Erzherzogs an, wenigstens was die Beiträge seiner niederländischen Provinzen betraf. Die von Seiten der Flamänder, welchen sehr viel an der Eroberung Ostendes lag und welche auch zu diesem Zwecke dem Erzherzog ihre Kräfte angeboten hatten, reichten für die außerordentlichen Kosten der Belagerung keineswegs aus; — die wallonischen Provinzen benahmen sich unter einem nicht ganz grundlosen Vorwand zurückhaltend; Brabant endlich war durch die Ausschweifungen der empörten Truppen allzusehr ausgesogen, als daß es zu den Belagerungskosten erklecklich hätte beitragen können. Unter diesen Umständen war es denn kein Wunder, daß, ungeachtet alles Eifers von Seiten des Erzherzogs, die Belagerung Ostendes gleichwohl nur einen geringen Fortgang nahm.

Schon im vorhergegangenen Jahre hatte der Staatsrath, in Uebereinstimmung mit Moritz und Wilhelm Ludwig, von sämmtlichen Provinzen die Summe von 481,000 Pfund (monatlich) zur Bestreitung der Kriegskosten für den diesjährigen Feldzug gefordert, und die Staaten wünschten, daß man mit einem ansehnlichen Heere durch Brabant nach Flandern dringen und Ostende entsetzen möchte, wozu auch Heinrich IV. und Elisabeth riethen. Moritz war jedoch einer entgegengesetzten Meinung. Er hielt eine solche Expedition für allzugewagt und deßhalb für unrathsam und brach vielmehr mit einem Heere von 23,000 Mann nach Nordbrabant auf. Er setzte mit demselben von Nymwegen aus über die Maas, wandte sich dann nach dem Stift Lüttich und zog in 15 Tagen bis vor St. Trond, (St. Truyen) wo er sich festsetzte, während der Feind bei Tirlemont (Thienen) stand, um ihm den Weg nach Brabant zu versperren. Denn kaum hatte der Erzherzog von den Rüstungen der Staaten Nachricht bekommen, als er seine Kriegsmacht zusammenzog, welche durch achttausend Italiäner und Spanier verstärkt worden war. Es brachte sie der Marchese Ambrosio Spinola, ein genuesischer Edelmann, Bruder jenes Federico Spinola, welcher mit seinen Galeeren die Gewässer der Republik unsicher machte.

Ein herrliches Dioskurenpaar, diese Brüder aus Genua! Ein großartiger ritterlicher Sinn trieb sie heraus aus engeren Lebensverhältnissen auf den weiten Kampfplatz, wo noch immer um nichts Geringeres als die Entscheidung zwischen einer neuen und alten Weltordnung gefochten ward; denn so und nicht anders läßt sich wohl ein mehrmals dreißigjähriger Krieg bezeichnen, wobei es sich einerseits um die Weltherrschaft des römischen Katholizismus oder um die Selbstständigkeit des Pro-

testantismus, anderseits in innigster Verbindung mit diesem ersteren Motiv um den Bestand des Absolutismus oder die Behauptung einer republikanischen Staatsform mitten unter Monarchieen handelte. In diesem Kampf der Interessen, von denen die Wendung der Weltordnung abhing, traten nun die beiden Spinola's freudigen Herzens, hingerissen von der alten royalistisch-katholischen Romantik, ohne egoistische Nebenabsichten, aber voll Begierde nach Ruhm. Sie brachten der Parthei, für welche sie auftraten, ihre ganze Thatkraft, ihre ganze Ausdauer, ihre ganze Genialität. Mit gleicher Befähigung standen die seltenen Brüder nebeneinander; nur durch das Glück, möchte man sagen, ließen sie sich unterscheiden. Federico, dem es weniger günstig war, hatte mehr Gelegenheit, sich durch romantische Abentheuer einen Rang als poetischer Held zu erwerben. Auch wurde er allzurasch aus seiner Laufbahn durch den Tod abgerufen. Ambrosio konnte seine glänzende Genialität länger verwerthen, und darum besser. Als Ambrosio in den niederländischen Krieg eintrat, dem Prinzen Moritz ein so wahrhaft ebenbürtiger Gegner, daß Beide sich wechselseits hoch schätzen mußten, stand er in der Fülle seiner Kraft; er zählte erst dreißig Jahre. Wie Moritz begann er seine Laufbahn eigentlich unerfahren; wie dieser machte er jede seiner Erfahrungen zur Aufgabe für alte Kriegsmänner, seine Feldzüge zur Schule der Kriegskunst.

Doch wir kehren nach dieser Abschweifung zu der Stellung Moritzens und des feindlichen Heeres bei St. Trond und Tirlemont zurück. Ueber das letztere Heer führte der in der Schlacht bei Nieuwpoort gefangene, aber später wieder freigelassene Admiral von Arragonien, Don Mendoza den Oberbefehl. Es war schwächer als das Moritzens, und vergeblich suchte Dieser seinen klugen Gegner zu einer Schlacht zu verlocken.

Mendoza wußte zu gut, wieviel dabei auf's Spiel gesetzt würde, und beschränkte sich darauf, sich vor dem gewandten Moritz keine Blöße zu geben. Moritz war darüber nicht wenig verdrossen; er sah die Unmöglichkeit, sich zwischen den feindlichen Städten tiefer nach Brabant zu wagen, zumal, da er keine Aussicht hatte, für sein Heer einen hinreichenden Vorrath von Lebensmitteln zu erhalten. Er beschloß deßhalb den Rückzug nach der Maas, bemächtigte sich jedoch des Schlosses Helmont und belagerte hierauf (am 18. Juli) die Stadt Grave. Nach genommener Berathschlagung mit dem Erzherzog folgte ihm Mendoza endlich und versuchte, die Besatzung der Stadt zu verstärken. Als dies Unternehmen mißlang, brach er in aller Stille auf und zog mit seinen Truppen nach Venlo. Dieser vergebliche Zug nach Grave war Mendoza's letzte militärische Operation in den Niederlanden, welche er bald darauf verließ, um nach Spanien zurück zu kehren. Nach einer zweimonatlichen Belagerung ergab sich endlich Grave (am 19. September 1602) dem Prinzen Moritz. Dieser ließ sich dort huldigen, (weil die Stadt zu den Herrlichkeiten seines Vaters gehörte), dankte hierauf einen Theil seiner Reiterei ab und ließ seine übrigen Truppen die Winterquartiere beziehen. Ein so geringes Resultat hatte dieser Feldzug für die Republik, welche nur den Vortheil dabei erlangt hatte, daß durch die Eroberung Grave's die Vertheidigungslinie zwischen Breda und Nymwegen ergänzt wurde.

Bei weitem besser schien Moritzen eine durchgreifende Empörung der feindlichen Truppen zu Statten zu kommen, welche wieder unter den Italiänern ausgebrochen war und bald eine für den Erzherzog im höchsten Grade gefährliche Ausdehnung und Hartnäckigkeit angenommen hatte. Ein Haufe rebellischer Reiter hatte sich (mit Bewilligung der Besatzung) in das

Schloß zu Hoogstraaten (nicht weit von Breda) geworfen, welches nun der Mittelpunkt des rasch organisirten revolutionären Militärstaates wurde. Grund und Veranlassung dieser neuen Meuterei, welche bei weitem umfassender, als alle bisherigen war, lagen abermals in dem Krebsschaden der Finanzverlegenheiten. Die Meuter von Hoogstraaten bildeten eine eigene Republik, welche sie die „Escadron" nannten, mit einem durch den freien Gesammtwillen erkorenen Oberhaupte (dem „Eletto") und selbstgegebenen strengen Gesetzen. *) Ihre Existenz begründeten sie auf die Gewalt; das platte Land ringsum, welches sie plündernd auf und ab zogen, mußte ihnen die Subsistenzmittel liefern. Es waren ihrer nicht weniger als 10,000 Mann Fußvolks und 2000 Mann Reiter. Der Erzherzog erklärte sie durch ein offenes Placat für Rebellen gegen

*) Man findet sie bei Meeteren. XXIV. Buch. Sie nahmen nur solche Männer zu ihren Kameraden an, von deren Handel und Wandel sie guten Bericht hatten; jeder neue Ankömmling mußte einige Prügel aushalten (zur Strafe, daß er sich nicht schon früher der „Escadron" angeschlossen,) und auf das Kruzifix beschwören, sich der Ordnung zu unterwerfen, unter folgenden Strafen. Wer zum Schlafen die Kleider ausgezogen, wurde dreimal gewippt; wer zu einem Allarm nicht zugelaufen, wurde mit dicken Prügeln behandelt („Pfälschlagen"); wer auf dem Posten schlafend gefunden worden, etwas geschwätzt, worüber ein Allarm entstanden, wer die Wache versäumte, oder ohne Meldung Briefe nach dem Schlosse brachte, erhielt die Strappecorda. Jeder Diebstahl wurde mit Erschießen, Fortlaufen mit Erhängen bestraft; wer ein Duell hatte oder nur die Wehr zuckte, wurde durch die Spieße gejagt. Flucher und Schwörer wurden 24 Stunden lang (ohne Essen und Trinken) in einem Korb unter dem Galgen aufgehängt, ebenso Spieler; wer heimlich ein Geschenk annahm, wurde seines Amts entsetzt und bestraft u. s. w. Die Frauen der Soldaten durften nicht zu ihren Männern ins Schloß zu Hoogstraaten kommen, sondern mit ihnen bloß durchs Gitter sprechen, wenn sie ihnen Lebensmittel brachten. Sie befanden sich in der wohlverschanzten Ortschaft bei der Reiterei.

den König, für Verräther des Vaterlandes. Seine Aufforderung zur Unterwerfung fruchtete nichts. Sie erwiederten in einem Gegenmanifest: „Wie leicht der Fürst zu reden habe, der einer so prachtvollen Hofhaltung pflege, während sie hungern müßten! Das Land möge es ihnen nicht übel nehmen, daß sie, in ihrer höchsten Noth, dasselbe für das in Anspruch nähmen, was ihnen der Fürst schulde." Albrecht sandte den Grafen Friedrich van den Berg mit 10,000 Mann gegen die Meuter; da entschlossen sie sich, den Prinzen Moritz um Beistand anzugehen. Gerne gewährte ihn Dieser, und die Meuter versprachen ihm dafür, daß sie ihn während des Feldzuges vom Jahre 1603 eifrig unterstützen würden; sollte jedoch der Fall eintreten, daß sie sich mit dem Erzherzog wieder versöhnen könnten, dann wollten sie (wozu sie sich verpflichteten,) vier Monate lang nicht gegen die Republik kämpfen. *)

Nun beschloß Moritz, im Vertrauen auf die neue seltsame Verstärkung seiner Macht, einen Plan auszuführen, welcher ihn schon seit dem Beginn der Belagerung Ostendes beschäftigte, nämlich: Herzogenbusch anzugreifen und in seine Gewalt zu bringen, wodurch dann die durch die Eroberung Grave's bereits ergänzte Vertheidigungslinie zwischen Breda und Nymwegen noch vollends hergestellt worden wäre. (Am 19. August 1603) begann er, durch die Rebellen von Hoogstraaten unterstützt, die Belagerung von Herzogenbusch. Seine neue Bundesgenossen stellte er bei Vlymen, auf dem Wege nach Heusden, auf, während er selbst bei Vugt stand. Doch schon zog auch Graf Friedrich van den Berg in Eilmärschen zum Entsatz herbei, und befand sich bereits am 22. zu

*) Auf die Verbindung mit Moritz spielte die Umschrift ihres Siegels an (sieben einandergeflochtene Schlangen mit ausgestreckten Zungen): „Tutto in oro, e sua Eccellenza in nostro favore".

Dalhem. Es gelang ihm, den Weg von Bugt nach Blymen einzunehmen und dadurch die Verbindung Moritzens mit den Rebellen von Hoogstraaten abzuschneiden. Nun beschloß man von erzherzoglicher Seite, zunächst eine starke Besatzung nach Herzogenbusch zu bringen, welches bloß von der Bürgerschaft vertheidigt wurde. Die Letztere weigerte sich jedoch hartnäckig, Truppen aufzunehmen. Da begab sich der Erzherzog, durch den Grafen Friedrich van den Berg in Kenntniß gesetzt und zu Rath gezogen, im September selbst nach Herzogenbusch und erbat sich von den Bürgern den Durchzug einer Abtheilung Fußvolkes, welches er auf der entgegengesetzten Seite der Stadt wider den Feind einrücken lassen wolle. Man bewilligte den Durchzug; aber kaum waren die Soldaten in der Stadt, als der Erzherzog den Magistrat zusammenberief und demselben durch eine Menge von Gründen die unabweisliche Nothwendigkeit bewies, daß man eine Besatzung behalten müsse. Der Magistrat war im Anfang bestürzt, dann verrieth er seinen Mißmuth, endlich gab er nach, und so erhielt Herzogenbusch eine Besatzung von 3000 Mann Fußvolkes, worauf der Erzherzog nach Brüssel zurückkehrte. Moritz sah nun ein, daß er seinen Plan nicht werde erreichen können, und zwar um so mehr, da in Folge der ungünstigen Witterung beim Beginn des Winters fast alle Wege um Herzogenbusch unbrauchbar geworden waren. So hob er denn die Belagerung auf und zog sich zu Anfang Novembers mit seinen Truppen zurück, um diese in Winterquartiere zu verlegen; die Rebellen von Hoogstraaten versetzte er nach der Stadt Grave und nahm ihnen einen Eid ab, daß sie weder dem deutschen Boden noch dem Gebiet der Republik zur Last fallen sollten.

Inzwischen hatte das Verhältniß der Republik zu England durch den Tod Elisabeths (am 3. April 1603) und

durch die veränderten Gesinnungen ihres Nachfolgers, des Königs Jakob von Schottland, welcher nun auch den englischen Thron bestieg, eine Wendung genommen, die den Generalstaaten Besorgnisse einflößen mußte. Jakob I. nahm zwar die Gesandtschaft, durch welche ihm die Republik ihre Glückwünsche zur Thronbesteigung ausdrücken, sowie um Fortsetzung des Beistands gegen Spanien bitten ließ, sehr freundlich auf, verhehlte jedoch zugleich seine Abneigung gegen den Krieg nicht, und trat wirklich mit Spanien und den beiden Erzherzogen in Friedensverhandlungen, welche bis in's folgende Jahr hinein fortgesetzt wurden. Dagegen kam durch die Vermittlung des französischen Gesandten, Marquis de Rosny, (am 30. Juli zu Hamptoncourt) eine Allianz zwischen Frankreich und England zu Stande, wobei die Sache der Republik berücksichtigt wurde. Frankreich und England verbanden sich nämlich, zu versuchen, daß Spanien und die Erzherzoge dem Krieg in den Niederlanden Einhalt thäten, oder wenigstens die Generalstaaten als Angehörige — sei es Englands und Frankreichs, sei es des deutschen Reiches — betrachteten. Sollte dieser Versuch nicht glücken, so sollten dann mit französischem Gelde Hülfstruppen für die Republik in England geworben werden.

Im Mai desselben Jahres (1603) wurde die Republik durch den Tod Federico Spinola's von einem kühnen Feinde befreit, welcher sich durch keinen Unfall hatte abschrecken lassen, mit seinen Galeeren die holländischen und seeländischen Gewässer unsicher zu machen. Am 26. Mai war der gefürchtete Seeheld mit acht Galeeren aus dem Hafen von Sluis ausgelaufen, um sich durch einen Ueberfall der Insel Walcheren zu bemächtigen. Vor dem Hafen lagen drei Kriegsschiffe und zwei Galeeren der Republik unter dem Kommando Jost de Moors,

bei weitem schwächer bemannt als die feindlichen Schiffe. Federico Spinola, durch einen frischen Ostwind begünstigt, griff die zur Blokade des Hafens bestimmte Flotille an und enterte. Nun aber erprobten die seeländischen Matrosen den alten Ruf ihrer unwiderstehlichen Tapferkeit. Ein mörderisches Treffen entstand, in welchem die Schiffe der Republik den Sieg errangen. Federico Spinola sank tödtlich verwundet auf's Antlitz und wurde schnell in den Hafen geflüchtet. Sterbend antwortete er seinem Beichtvater, der ihn fragte, ob er ihm nicht irgend einen geheimen Auftrag zu geben habe: „Ich empfehle meine Sachen dem König, meine Seele Gott, und sterbe, Beiden getreu."

Hatte die Republik in Federico einen gefährlichen Feind verloren, so stand ihr jetzt in der Person Ambrosio Spinola's ein neuer gegenüber, ihr furchtbar wie keiner seit Alexander Farnese! Im Lager vor Ostende, wo Ambrosio Spinola als Freiwilliger stand, hatte ihn Erzherzog Albrecht beobachtet. Nicht lange Zeit bedurfte es für Albrechts Scharfblick, um die ausgezeichneten Fähigkeiten des jungen begeisterten Kriegers zu entdecken. Er besprach sich mit Spinola über die Mittel zur Eroberung Ostendes, erprobte dessen Genie, und sandte ihn dann, mit Empfehlungsschreiben versehen, nach Spanien. Spinola eilte an den Hof, versprach, (von kühnem Selbstvertrauen erfüllt, daß ihm das große Werk gelingen müsse), dem König von Spanien die Eroberung Ostendes, schoß ihm Geld vor und erhielt den Oberbefehl über das Belagerungsheer. Als man in der Armee vor Ostende (im Juni 1603) die Nachricht davon erhielt, fühlten sich fast sämmtliche Offiziere, die spanischen ebenso wie die belgischen, durch die Bevorzugung eines jungen Mannes, der seine Geschicklichkeit, seinen Muth noch nicht erprobt habe, beleidigt. Kaum war

jedoch Ambrosio Spinola (im Juli) nach seiner Zurückkunft aus Spanien bei dem Belagerungsheere vor Ostende erschienen, als er auch sogleich das Vertrauen des Erzherzogs und des spanischen Hofes rechtfertigte und den Neid der älteren Krieger beschämte. Da man ihm eine sehr ausgedehnte Machtvollkommenheit ertheilt hatte, welche sich nicht bloß auf die Leitung der Belagerung, sondern auch auf die inneren Angelegenheiten der Armee und die Verwaltung der Kriegskassen erstreckte, so war er vollkommen im Stande, seine besseren Einsichten anzuwenden und, energisch durchgreifend, alle Uebel, welche die Kraft der Armee so häufig lähmten, von der Wurzel auszurotten. Genau untersuchte er den Zustand der Kriegskassen und unerbittlich bestrafte er die geringste Veruntreuung. Er schloß neue vortheilhafte Kontrakte mit den Lieferanten und wachte streng darüber, daß keine Unterschleife vorfielen. Er verpfändete sogar uneigennützig (diese Eigenschaft ist eine der schönsten Zierden seines Charakters) mehre von seinen eigenen Gütern, um den Truppen pünktlich ihren Sold ausbezahlen lassen zu können. Eben dadurch aber erstickte er die Keime der Unzufriedenheit und der Meuterei. Durch seine Redlichkeit wie durch sein einfaches, leutseliges Benehmen gegen Jedermann ohne Unterschied des Ranges und Standes, gewann er sich die Herzen der Soldaten, begeisterte er sie zu gleicher Hingebung wie die war, von welcher er selbst für König und Ruhm erfüllt war. Anderseits beschäftigte er die kenntnißreichsten Ingenieurs und betrieb die Belagerung Ostende's nach einem neuen Plane. Nicht mehr sollten die Belagerer Zeit und Mühe daran verschwenden, den Hafen zu besetzen und den Belagerten die Zufuhr abzuschneiden. Spinola hielt dies Unternehmen für unausführbar, und erwartete sich nur von einer

mit verdoppelter Anstrengung, mit erhöhter Ausdauer unternommenen Belagerung von der Landseite her einen günstigen Erfolg.

Zu diesem Ende suchte er den Kreis, von welchem der Widerstand ausging, immer mehr zu verengen, und vertrieb allmählig die Belagerten aus allen jenen Außenwerken, welche sie bisher behauptet hatten, so daß sie sich in die Stadt zurückziehen mußten. Jeder Schritt weiter, welchen die Belagerer nach dem Plane des genialen Spinola gewannen, kostete der Krone Spaniens Summen, kostete zahlreiche Menschenleben. Selbst durch die Strenge des Winters ließ sich Spinola in seinem Werke nicht abhalten. Er hatte sein Wort verpfändet: Ostende zu erobern, und er wollte lieber sterben, als durch ein Aufgeben des Planes dem Spotte anheimfallen, welcher sich bereits aller Orten regte, da die Belagerung nun schon in's vierte Jahr währte und die beispiellose Tapferkeit der Besatzung noch eine längere Dauer derselben in Aussicht stellte. Kaum hatten die Belagerer mit unsäglicher Anstrengung, mit dem größten Verlust an Braven irgend ein Bollwerk erobert, so sahen sie ein anderes wieder vor sich, welches wie durch übernatürliche Kräfte glötzlich aus der Erde emporgereift zu sein schien. Das Innere der Stadt hatte dadurch eine ganz veränderte Gestalt gewonnen. Ja, fast konnte man Ostende gar keine Stadt mehr nennen, sondern nur ein Labyrinth von Bollwerken; jedes Quartier war besonders befestigt; statt der Häuser und Straßen sah man immer mehr bloß Wälle und Gräben.

Mittlerweile hatten jedoch die Fortschritte des unermüdlichen Spinola die gerechte Besorgniß der Generalstaaten der Republik um das endliche Schicksal Ostendes erweckt. Man zweifelte kaum mehr, daß Spinola dennoch den Preis seiner

Kenntnisse und Ausdauer erringen würde, und es wurde deßhalb im Jahr 1604 beschlossen, eine Expedition gegen Sluis in Flandern zu unternehmen. Ein zwiefacher Zweck lag hier zu Grunde. Entweder: es gelang nämlich, dadurch die Kräfte Spinola's noch in einem entscheidenden Augenblick von Ostende abzuziehen; — oder, wenn nicht, wenn Ostende für die Republik wirklich verloren ging, so gewährte der Besitz des zu erobernden Sluis dafür eine Entschädigung; ja Sluis war durch seine Lage näher gegen Seeland hin zur Deckung dieser Provinz für die Republik beinahe noch wichtiger als Ostende.

Prinz Moritz brach denn zu Anfang Aprils 1604 mit 15,000 Mann zu Fuß und 2500 Reitern zur Belagerung von Sluis auf. Er nahm seinen Weg durch das „zwarte Gat" nach Kadzand, eroberte die Schanzen St. Katharina und Philipp, so wie das Schloß Yzendyke, besetzte Aardenburg und das Schloß von Middelburg, und hatte somit die ganze westliche Grenze Flanderns nach Seeland zu in seiner Gewalt. Vergeblich wollte Don Luis de Velasco, welchen der Erzherzog mit einer Truppenabtheilung gen Sluis entsendet hatte, dem Prinzen den Uebergang über den Kanal versperren, welcher von Sluis nach Damme führte. Moritz griff die durch eine Redoute vertheidigte Brücke an, bemeisterte sich derselben und warf seinen Gegner Velasco mit einem bedeutenden Verluste zurück. Hierauf gewann er alle Schanzen, welche den Kanal deckten, und umgab nun Sluis. Vergeblich verstärkte der Erzherzog die Besatzung dieser Stadt, was derselben jedoch mehr Schaden, als Vortheil brachte, da Sluis für die größere Menschenzahl nicht hinlänglich mit Lebensmitteln versehen war. Moritz erfuhr dies und änderte nun seinen früheren Plan dahin ab, daß er die

Belagerung in eine Blokade verwandelte, um Sluis durch Aushungerung zur Uebergabe zu zwingen und zugleich seine eigene Armee zu schonen.

Der Erzherzog suchte Sluis um jeden Preis zu retten. Um seine Truppen zu verstärken, trat er mit den Meutern von Hoogstraaten, welche mittlerweile, ihrem Versprechen zuwider, in Geldern, wie auch in Brabant und auf deutschem Boden verheerende Streifzüge unternommen hatten, in Unterhandlungen. Diese führten zu dem Resultate, daß sich die Meuter (wenigstens zum größten Theil, Einige traten nämlich in die Dienste der Republik über,) wieder unterwarfen, gegen das Versprechen eines Generalpardons und der Ausbezahlung ihrer Soldrückstände, wofür ihnen der Erzherzog die Stadt Roeremonde zum Pfande einräumte. Hierauf gaben sie gewissenhaft die Stadt Grave den Generalstaaten zurück und traten wieder in die alten Dienste.

Der Erzherzog entbot nun zweitausend Mann von ihnen nach Flandern, und beauftragte sodann den Marchese Spinola, mit einem Korps von 6000 Mann zu Fuß, 2000 Reitern und 10 Geschützen zum Entsatze von Sluis aufzubrechen. Spinola gehorchte ungern, denn schon stand er vor Ostende im Begriffe, die letzten Brustwehren zu stürzen. Doch, er gehorchte, und hinterließ die gemessensten Befehle, einstweilen die Belagernng Ostende's nach seinem Plane mit dem größten Nachdruck fortzusetzen. Er rückte gegen Sluis vor und suchte den Prinzen Moritz, so wie den Grafen Wilhelm Ludwig aus ihren Stellungen zu vertreiben. Dies gelang ihm nicht; er mußte sich zurückziehen, und beschloß nun nach der Insel Kadzand über zu setzen, um den Feind von dort aus anzugreifen. Doch auch dieser Plan scheiterte an dem tapferen

Widerstande der im Dienste der Republik stehenden Truppen, durch welche Moritz das Ufer von Kadzand hatte besetzen lassen. Spinola überzeugte sich endlich, daß Sluis nicht zu retten sei, und überließ es denn seinem Schicksale, um seinen höheren Zweck, die Eroberung Ostende's, rasch zu erreichen. Bald unterlag Sluis der furchtbarsten Hungersnoth und ergab sich denn endlich (nach drei Monaten) am 20. August auf Kapitulation; bei'm Abmarsch sank mehr als ein Soldat von der Besatzung, welche freien Abzug erhalten hatte, vor Entkräftung ohnmächtig zusammen; die Besatzung war 3000 Mann stark. Moritz erbeutete 10 Galeeren und 70 Stücke Geschütz, befreite die Galeerensklaven und verstärkte die Festungswerke. Die Generalstaaten der vereinigten Provinzen übertrugen die Statthalterschaft über jenen Theil von Flandern, welchen Moritz für die Republik gewonnen hatte, dem Bruder desselben, dem jungen Grafen Heinrich Friedrich.

Als Spinola von seiner erfolglosen Expedition in's Lager vor Ostende zurückkehrte, überzeugte er sich mit Vergnügen, daß die Armee seine hinterlassenen Verhaltungsbefehle eifrig befolgt und die Angriffe nach seinem Plane auf's Lebhafteste fortgesetzt hatte. Er beeilte sich jetzt, sein Werk zu Ende zu bringen. Schon lag die halbe Stadt in Trümmern; schon waren sich Belagerer und Belagerte so nahe, daß sie sich wechselseitig zurufen, daß sie sich mit ihren langen Piken erreichen konnten; schon begonnen die Ersteren, die Altstadt zu untergraben. Da zweifelte der Kommandant von Ostende, Daniel de Hertaing, Herr von Marquette, die Stadt länger halten zu können, und ließ bei Moritz anfragen, ob er die Sache auf's Aeußerste ankommen lassen solle. Die Generalstaaten und Moritz entschieden sich für die Uebergabe, da sie sich für zu

schwach hielten, einen Entsatz zu bewerkstelligen. Deßhalb beauftragten sie denn den Herrn von Marquette, Ostende auf ehrenvolle Bedingungen dem Feinde zu übergeben. Kaum war Marquette davon in Kenntniß gesetzt, als er rasch besonnen seine letzte Pflicht erfüllte, die er der Republik und den Bewohnern Ostendes schuldig zu sein glaubte. Er ließ nämlich alle Ingenieurs, protestantischen Prediger und Ueberläufer, so wie die Geschütze mit Munition, den Proviant und alles bewegliche Gut von irgend einem Werth zu Schiff nach Holland und Seeland bringen; nur einen Trümmerhaufen sollten die Feinde als Preis ihrer Anstrengungen und Verluste finden. Hierauf bot er ihnen die Kapitulation an, welche am 2. September 1604 abgeschlossen wurde, nachdem die Belagerung drei Jahre, zehn Monate und siebenzehn Tage gedauert und beide Theile, Belagerte wie Belagerer, im Ganzen 100,000 Menschen dabei verloren hatten, die Letzteren insbesondere 72,000 Mann! Die Kosten der Vertheidigung, welche die Generalstaaten bestritten, beliefen sich monatlich auf 100,000 Gulden. Aber auch Spanien, welches noch immer so bedeutende Summen auf den niederländischen Krieg verwendete und dadurch seinen Einfluß über die belgischen Angelegenheiten erhalten wollte, hatte sich dabei ziemlich erschöpft.

Die Bedingungen, unter welchen sich Ostende ergab, waren der Tapferkeit der Besatzung eben so würdig, als Spinola durch Anerkennung derselben sich selbst ehrte. Die Besatzung erhielt freien Abzug mit allen kriegerischen Ehren; die beiderseitigen Gefangenen wurden ausgewechselt, für die Kranken Fuhrwerke zum Transport herbeigeschafft. Die übrigen Bewohner Ostendes erhielten gleichfalls die Erlaubniß zum freien Abzuge, welche sie auch benutzten, denn, da sie streng protestantisch gesinnt waren, so wollen sie unter katholischer

Herrschaft nicht bleiben. Sie übersiedelten nach Sluis. Persöhnlich ehrte Spinola noch den Herrn von Marquette und die vornehmsten Offiziere, indem er sie zur Tafel zog und glänzend bewirthete.

Nachdem nun die Besatzung und fast alle Bürger Ostende verlassen hatten, hielten Albrecht und Isabella, welche von Gent herbei gekommen waren, ihren Einzug über die rauchenden Trümmern, über die verstümmelten Leichen. Ein schauderhafter Anblick — dieß öde Labyrinth von zerschossenen Wällen und zerstückelten Mauern, von Gräben voll Körpern! Spinola empfing das Fürstenpaar; Isabella weinte, als sie den großen Schutthaufen sah, welcher einst — Ostende hieß. Um diesen Schutthaufen zu gewinnen, waren Millionen Goldes hingegeben, waren 100,000 Menschen hingeopfert worden! Die frommen Fürsten unternahmen eine Wallfahrt, um Gott für den Sieg zu danken, ließen dann die Festungswerke wieder herstellen und luden männiglich zur Niederlassung in Ostende ein. Große Freiheiten und Vergünstigungen wurden Jedem, der sich daselbst anbauen wolle, versprochen. Doch einige Jahre hindurch kamen nur Wenige, welche auf diesem großen Kirchhofe wohnen wollten.

Die tapfre Besatzung (3000 Mann stark) war mitten durch die Feinde nach Sluis gezogen. Den Heldenmuth ehrend hatte sie Prinz Moritz dort entblößten Hauptes empfangen und ihr für die Dienste gedankt, welche sie dem Vaterlande geleistet. Es war ein ergreifendes Schauspiel.

So hatte denn nun Spinola sein Wort gelöst und seinen Namen unvergeßlich gemacht. Das Jahr 1604 sah nach dem Fall Ostendes keine kriegerische Thätigkeit mehr. Dagegen war bereits vor der Katastrophe (nämlich zu London am 28. August) der Friede zwischen

Jakob I., König von Großbrittanien, der Krone Spanien und den Erzherzogen abgeschlossen worden. Die niederländischen Angelegenheiten waren darin folgenderweise betheiligt, daß keine von den drei Mächten die Feinde oder Rebellen der anderen unterstützen, daß sie wechselseits mit solchen kein Bündniß schließen, noch derartige bereits geschlossene Bündnisse, durch welche der eine oder andre Theil beeinträchtigt würde, ferner bestehen lassen solle. Ferner sollten die englischen Besatzungen in den von der Republik verpfändeten Städten der Letzteren keinen Beistand leisten. Jakob I. wollte der Republik eine Frist setzen, binnen welcher sie ihre Versöhnung mit Albrecht und Isabellen bewerkstelligen könne; nach Ablauf dieser Frist halte er sich aller früher eingegangenen Verpflichtungen ledig und werde auch über die Pfandstädte nach Recht und Billigkeit verfügen. —

Somit hatte denn die Republik jetzt einen Bundesgenossen verloren. Aber sie fühlte die in ihrer Selbstständigkeit liegende Kraft allzugut, als daß sie darüber hätte in Besorgniß gerathen können. Dies hatte sie bereits kundgegeben, als sie die an sie ergangene Einladung: jenem Frieden beizutreten, ablehnte. Sie fühlte die Kraft in sich, einen solchen Frieden zu erringen, welcher ihre Unabhängigkeit garantirte. Und nicht eher, unter keiner anderen Bedingung wollte sie zum Frieden überhaupt die Hand bieten, nicht eher das Schwert niederlegen!

Zweites Kapitel.

Spinola hegte nach der Einnahme Ostende's die kühnsten Pläne zur unausbleiblichen Unterwerfung der Republik. Doch bevor er an die Ausführung dieser Pläne denken konnte, legte er dieselben dem König von Spanien vor, zu welchem Ende er sich noch im Jahre 1604 nach Madrit begab. Philipp III. empfing den ritterlichen Helden des spanischen Interesses und des Katholizismus mit der höchsten Auszeichnung, ertheilte ihm den Orden des goldenen Vliesses, sowie den Rang eines Grande von Spanien, und billigte vollkommen den vorgelegten Entwurf des neuen Feldzuges. Als Oberfeldherr der spanisch-erzherzoglichen Heere in den Niederlanden, mit Geld und Wechseln reichlich versehen, kehrte Spinola, nach einem kurzen Aufenthalt am spanischen Hofe, wieder auf den Schauplatz seiner Thätigkeit.

Sein Plan bestand darin: zwei große Armeen aufzustellen, von denen die eine das Gebiet der Erzherzoge mit allem Nachdruck gegen die Angriffe Moritzens zu beschützen im Stande sei, während die andere über die Ströme in den Kern der Republik eindringen und die nordöstlichen Landschaften und Städte wieder erobern sollte, welche seit den Zeiten Parma's mit jener vereinigt waren. Zu diesem Ende verstärkte Spinola die ihm untergebene Heeresmacht durch frische Werbungen in Italien, Luxemburg, England, Schottland

und Irland. Aber auch die Republik hatte ihre Truppen bedeutend verstärkt, und auf den Rath Heinrichs IV. von Frankreich beschlossen die Generalstaaten, nicht abzuwarten, bis die feindliche Armee vollzählig sei, sondern einen raschen Angriff gegen das feindliche Gebiet zu unternehmen. Antwerpen wurde dazu auserseben und Moritz erhielt Befehl, die Expedition zu übernehmen. Doch Spinola bekam noch frühzeitig genug davon Nachricht, um ungesäumt alle Anstalten zur Vereitlung dieses Unternehmens treffen zu können. Er verstärkte die Besatzung Antwerpens und schlug die Vorhut des republikanischen Heeres unter dem Grafen Ernst Kasimir von Nassau. Moritz mußte sich zurückziehen und beantragte nun bei den Generalstaaten: am Rhein die Defensive zu behaupten. Die Generalstaaten waren einer entgegengesetzten Meinung; sie geboten Moritz die Beschützung der in Flandern eroberten Landstriche und, wenn möglich, auch einen Angriff auf Sas von Gent.

Bald bewährte es sich, daß Moritzens militärischer Scharfblik ganz richtig gesehen. Durch meisterhafte Heeresbewegungen verhinderte Spinola das republikanische Heer in Flandern an jeder entscheidenden Unternehmung, und als er seine Armee endlich vollzählig hatte, ließ er den Grafen Boucquoy mit einer Truppenabtheilung nach dem Rhein zu marschiren, während er mit anderen Breda, Bergen-op-Zoom und Grave bedrohte, um vom Rhein die Aufmerksamkeit des Feindes abzuziehen und dessen Kräfte zu zersplittern. Rasch sandte nun Moritz ein Korps unter seinem Bruder Heinrich Friedrich nnd dem Grafen Ernst Kasimir nach Rheinberg. Aber ebenso rasch folgte Spinola selbst mit seiner Hauptmacht dem Grafen Bouqnoy an den Rhein, (nachdem er den Grafen Friedrich van den Berge mit einem starken

Korps in Flandern zurückgelassen hatte) und bald vereinigte er sich (bei Ruhrort) mit Boucquoy. Er beschloß, Rheinberg für jetzt nicht anzugreifen, ließ Boucquoy mit 6000 Mann bei Kaiserswerth und zog mit 11,000 Mann in Eilmärschen durch das Herzogthum Kleve und durch Westphalen nach Over-Yssel. Dort eroberte er (am 7. August 1605) Oldenzeel, und nach einer neuntägigen Belagerung (am 18. desselben Monats) Lingen.

Spinola's Kühnheit und Glück zwangen nun den Prinzen Moritz, seine Stellung in Flandern zu verlassen. Er übergab dem Herrn van der Noot die Behauptung der dortigen Eroberungen, und zog in Eilmärschen nach Deventer, wo er seine Truppen verstärkte. Es war ein Glück für die Republik, daß Spinola die Vortheile im Gefolge seines Sieges nicht rasch benützte, sondern sich in Lingen mit Ausbesserung der Festungswerke aufhielt. Dadurch gewann Moritz Zeit, die nächsten festen Plätze rasch zu verstärken. Hätte Spinola den panischen Schrecken, welchen die Eroberung Lingens im ganzen Lande hervorbrachte, schnell genug benützt, so würde er, wie man glaubt, mit leichter Mühe, Koeverden, die Bourtange, selbst Gröningen haben überwältigen können. Er zog hierauf in der Mitte September von Lingen an den Rhein zurück, nahm seine Stellung bei Ruhrort und sandte den Grafen Boucquoy zur Eroberung des Schlosses Wachtendonk ab, welches sich ihm am 28. Oktober ergab. Bald darauf nahm Boucquoy auch das Schloß Krakou ein.

Moritz hatte indessen, sowie sein Gegner wieder an den Rhein gezogen war, gleichfalls seine bisherige Stellung bei Koeverden verlassen und war Jenem gefolgt. Er hielt mit seinem Heere bei Wesel und, da er glaubte, daß das feindliche durch die Entfernung der Mannschaft unter Boucquoy

geschwächt sei, so beschloß er dasselbe anzugreifen. Die feindliche Reiterei lag nebst einigen Abtheilungen des Fußvolks bei Mühlheim an der Ruhr, in ziemlich weiter Entfernung von der Hauptmacht. Deßhalb wollte denn Moritz jenen Theil zuerst angreifen, überwältigen und dann auf die Hauptmacht losrücken. Zum Glück für Spinola zögerte die Reiterei der Republik mit dem Angriff, weil sie noch das Fußvolk abwarten wollte; indessen erfuhr Spinola den Plan, zog rasch seine Truppen zusammen und stellte sie in Schlachtordnung. Als Heinrich Friedrich mit seiner Reiterei nach Mühlheim hineinsprengte und statt der Freunde, welche er erwartete, die Feinde in Schlachtordnung fand, ergriff ein panischer Schrecken die Niederländer, und sie flohen, bis auf eine kleine Zahl tüchtiger Kriegsleute, welche bei Heinrich Friedrich ausharrten. Dieser zog mit ihnen dem Obersten Bax zu Hülfe, der inzwischen mit den Feinden zusammengetroffen war und sich nach tapferem Kampf eben bereits zurückziehen wollte. Nun begann der Kampf aufs Neue und schon schien sich das Glück für die Niederländer zu entscheiden, als auch die spanischen Truppen unerwartet Sukkurs erhielten. Da brach zum zweitenmal Schrecken den Muth der Niederländer. Sie flohen; doch abermals hielt Heinrich Friedrich ritterlich fortkämpfend festen Stand gegen die Ueberzahl. Schon faßte ihn ein spanischer Hauptmann an der Feldbinde, um ihn gefangen zu nehmen. Da zielte der Oberst Bax auf den Feind, schoß ihn nieder und befreite so den jungen Helden. Während alles Dies vorging, befand sich Moritz (nach dem Angriffsplan) auf dem entgegengesetzten Ufer der Ruhr. Als er jetzt sah, daß der Plan in Folge der ersten Verzögerung mißlungen war, suchte er wenigstens die jenseits der Ruhr befindlichen Truppen zu retten und ließ deßhalb einige Regimenter Fußvolks über den Fluß

setzen, welche sogleich mit eingelegten Lanzen gegen die feindlichen Reiter heranrückten und sie zurückdrängten. In diesem Augenblick bediente sich Spinola einer Kriegslist, um den Muth seiner Gegner zum dritten Mal zu betäuben. Plötzlich hörten nämlich die Niederländer von verschiedenen Seiten her Trommelwirbel und wähnten nun, daß Spinola's ganze Heeresmacht heranzöge; da wichen sie aufs Neue und Moritz sah sich nun genöthigt, seine frühere Stellung wieder einzunehmen. Dies hitzige Gefecht bei Mühlheim an der Ruhr fand am 9. Oktober statt. Noch in demselben Monat unternahm Moritz einen Anschlag, um sich der Stadt Gelder zu bemächtigen, doch gleichfalls ohne Erfolg. Anderseits mißlang dagegen auch ein Ueberfall der Spanier unter dü Terrail auf Bergen-op-Zoom (in der Nacht vom 21. auf den 22. November). Der Feldzug vom Jahre 1605 war nun geschlossen. Spinola hatte in derselben manchen Vortheil gewonnen, die Republik Verluste erlitten. Beide Gegner, Spinola und Moritz, ließen ihre Truppen die Winterquartiere beziehen.

Zur See gewann die Republik im Juni desselben Jahres einen Sieg, welchen sie jedoch durch Barbarei schändete. Seit dem Frieden Spaniens mit England hatte eine spanische Flotte vor der Seemacht Englands nichts mehr zu befürchten, und so hatte man denn in Spanien Spinola's Rath befolgt, die Hülfstruppen für Flandern fortan auch zur See durch den Kanal zu schicken, welcher Weg bei weitem kürzer und weniger kostspielig war, als der bisherige durch Italien. So wurden denn 1200 spanische Veteranen unter dem Oberst Don Pedro de Sarmiento eingeschifft, um nach Flandern gebracht zu werden. Die Generalstaaten erfuhren Dies und beschlossen, ihrem Erbfeinde den Seeweg durch ein abschrek-

kendes Beispiel für immer zu verleiden. Sie schickten deßhalb den Lieutenant-Admiral von Seeland Hautain mit einer Flotte in den Kanal, wo er die feindlichen Schiffe auffangen und die gefangene Bemannung, auf ausdrücklichen Befehl, ohne Gnade ertränken lassen sollte. Hautain ließ einen Theil seiner Flotte längs der flamändischen Küste, den Rest längs der englischen kreuzen und traf den Feind auf der Höhe von Dover. Als er denselben erkannte, griff er rasch an und es gelang ihm nach einem tapfren Kampfe der Spanier, die Hälfte der Schiffe zu erobern oder in den Grund zu bohren. Einige Schiffe flüchteten sich gegen die englische Küste zu und wurden von den Seeländern bis in die Schußweite des Schlosses zu Dover verfolgt, dessen Besatzung auf die Seeländer feuerte, ein deutlicher Beweis, wie der Friede Englands mit Spanien bereits wirkte! Diejenigen von den spanischen Veteranen, welche glücklich die englischen Küsten erreichten, blieben dort bis zum Dezember und erlagen zum Theil dem rauhen Klima, zum Theil wurden sie heimlich nach Flandern übergeschifft. An Zweihundert von ihnen aber, welche in die Gefangenschaft der Seeländer gefallen waren, wurde der barbarische Befehl der Generalstaaten nur allzupünktlich befolgt. Die Seeländer banden sie, je zu zwei, Rücken an Rücken, zusammen, und warfen kaltblütig die Wehrlosen in die See!

Als Spinola von seinem Feldzuge nach Brüssel zurückgekehrt war, verabredete er dort mit dem Erzherzog den Kriegsplan für das nächste Jahr, welcher wieder auf der Absicht gründete: in den Kern der Republik einzudringen; zwei Heere sollten — das eine über die Yssel, das andere über die Waal — setzen. So wollte er zuerst nach Friesland und zu gleicher Zeit über Utrecht nach Holland vorrücken. Die Republik beschränkte sich diesmal blos auf die

Defensive, zum Theil aus Sparsamkeit, zum Theil aus Vorsicht.

Spinola begab sich nun, nachdem er mit dem Erzherzog zu Brüssel den Plan des Feldzuges für 1606 besprochen hatte, im Januar dieses Jahres wieder persönlich an den spanischen Hof, um den Plan auch dort zur Genehmigung vorzulegen und zugleich die zur Ausführung nöthige finanzielle Unterstützung auszuwirken. Gnädig und ehrenvoll empfing der König den kühnen und glücklichen Feldherrn. Aber eben dessen Kühnheit und Glück hatten auch den Neid wider ihn erweckt. Philipp III. stand stets noch unter dem ausschließlichen Einflusse des Herzogs von Lerma, welcher Letztere in dem feinen, liebenswürdigen, durch seine Tüchtigkeit, seine Aufopferung und seinen frischen Ruhm imponirenden Italiener wohl schon einen künftigen Nebenbuhler erblicken mochte; denn wie weit war es wohl noch von der Theilnahme an der königlichen Gunst bis zur völligen (vielleicht ausschließlichen) Erwerbung derselben? Uebrigens war die Freundlichkeit, mit welcher sich Spinola von Philipp III. empfangen sah, auch Alles, was er damals von diesem Monarchen zu erwarten hatte. Das Wichtigste, was Spinola (außer der Genehmigung seines Planes) vom spanischen Hofe zu erlangen wünschte, — Geld nämlich, konnte er durchaus nicht erhalten. Die Kassen waren leer, (Lerma hatte dazu durch seinen üblen Staatshaushalt das Meiste beigetragen,) und, was noch schlimmer war, die Krone hatte ihren ganzen Kredit verloren (zum Theil eine Nachwirkung der früheren verderblichen Finanzspekulationen). Kurz: Philipp III. konnte mit dem besten Willen nichts zur Unterstützung Spinola's thu'n, und Dieser sah sich denn genöthigt, seine eigenen Mittel aufzuwenden, seinen eigenen Kredit zu opfern. Er that es auch. Aber, genöthigt durch die langwierigen Unterhandlungen in Spa-

nien, wobei man ihn mit Versprechungen hingehalten hatte, sowie durch ein Zusammentreffen mehrer andrer ungünstiger Umstände, welche den Rüstungen nach seiner Wiederkehr in Belgien (im Juni 1606) entgegenstanden, konnte Spinola erst ziemlich spät seine Armee vollständig ins Feld stellen. Sie belief sich auf 12,000 Mann zu Fuß und 2000 Mann Reiterei; Boucquoys Korps war 10,000 Mann zu Fuß und 1800 zu Roß stark.

Bevor der eigentliche Feldzug begann, waren einige kleine Unternehmungen vorgefallen. Dü Terrail hatte am Fastnachtsdienstag (1606) Breèvoort durch Ueberfall gewonnen, während sich die Bewohner sorglos dem lustigen Treiben des Karnevals hingaben; doch schon am 22. März gewann es der junge Heinrich Friedrich wieder. Im Juni hatte eben jener verwegene Partheigänger auch einen Anschlag zur Eroberung von Sluis unternommen und fast wäre es ihm geglückt, diese Stadt durch nächtliche Ueberraschung, während Alles im Schlafe lag, zu gewinnen, hätten nicht die Geistesgegenwart und Tapferkeit der erwachten Besatzung unter dem erprobten Kommandanten van der Noot die Feinde wieder zurückgetrieben. — Die Truppen der Republik unternahmen einige unbedeutende Streifzüge.

Während Spinola rüstete, hatte auch Moritz nicht gefeiert. Dieser umsichtige und thätige Feldherr der Republik hatte insbesondere die Sicherung der Ströme besorgt. Am 4. Juli zog er seine sämmtlichen Truppenabtheilungen bei Arnheim zusammen, rückte dann nach Doesburg und Deventer und verstärkte die Besatzungen in diesen beiden Städten, sowie in Zütphen. Hierauf ließ er ein Korps unter dem Obersten dü Bois ausrücken, welches die festen Plätze zwischen Gorkum und der Schenkenschanze wider Boucquoy zu versichern bestimmt war. — Spinola dagegen hatte seine gesammte Heeres-

macht am Rhein zusammengezogen, von wo er am 10. Juli nach der Lippe marschirte. So sollte nämlich sein Plan ausgeführt werden, daß er selbst nach Friesland oder über die Yssel durch die Veluwe nach Utrecht vorrücke, Boucquoy durch die Betuwe; an den Grenzen von Holland sollten dann Beide einander finden, und vereinigt in das Centrum der Republik einbrechen. Spinolas Offensiv-Plan war trefflich ausersonnen; nur hatte der kluge Feldherr einen Feind nicht voraussehen können, den anhaltenden Regen, durch welchen alle Ströme so hoch anschwollen, daß der Durchgang durch die Yssel, um in die Veluwe zu dringen, unmöglich gemacht wurde, durch welchen ferner die Wege überhaupt zum Marsch untauglich wurden und das ganze Terrain für die Gesundheit der Truppen verderblich ward. In Folge dieser unüberwindlichen Hindernisse mußte der ganze Kriegsplan Spinolas eine theilweise Wendung zu Gunsten der Republik erleiden.

Ohne sich durch irgend eine Schwierigkeit abschrecken zu lassen, drang Spinola bis Lochem in der Grafschaft Zütphen vor, und eroberte jene kleine Stadt, deren Besitz ihm nur durch ihre Lage von Wichtigkeit war, nach einem raschen Angriff am 23. Juli. Boucquoy hatte indessen von Mook aus, wo er seine Stellung genommen, sowohl Nymwegen als Grave bedroht und eine Abtheilung von 4500 Mann unter Pompeo Giustiniani an die Waal geschickt, um einen Einfall in die Betuwe zu unternehmen, welchen jedoch der niederländische Oberst dü Bois glücklich abzuhalten wußte.

Dem beharrlich ausdauernden Spinola mißlang hierauf gleichfalls ein vortrefflich vorbereiteter Versuch, über die Yssel zu setzen und Zwolle wegzunehmen. Nun zog er sich von der Yssel zurück und beschloß, die Stadt Grol zu belagern, während Boucquoy einen Angriff auf Nymwegen thun

sollte. Am 3. August begann Spinola die Belagerung Grols und schon am 14. desselben Monats hatte sich ihm diese Stadt übergeben. Hiermit aber waren auch seine Unternehmungen in jenen Gegenden geschlossen. Durch die fortdauernde Ungunst der Witterung gezwungen, gab er den Gedanken auf, über die Waal und Yssel in die Republik vorzudringen, und beschloß, sich nunmehr nach Rheinberg zu wenden, wohin er auch den Grafen Boucquoy berief. Zuerst kam Dieser, bald nach ihm Spinola selbst vor Rheinberg an, welches jedoch, noch bevor die Feinde es von allen Seiten hatten umschließen können, durch Heinrich Friedrich eine Verstärkung erhalten hatte.

Moritz stand indessen mit seiner Armee bei Doesburg, wo sein Bruder Heinrich Friedrich wieder zu ihm stieß. Die Besatzung Rheinbergs stand unter dem Kommando des Obersten Uitenhove und unternahm mehre glückliche Ausfälle sowohl gegen das Korps Boucquoy's, welches auf der rechten Seite des Rheins, als auf das Spinola's, welches auf der linken lag; die Belagerer erlitten hierbei nicht unbedeutende Verluste. Moritz, welchem die Generalstaaten auf seine Anfrage unbedingt die Leitung der Operationen überlassen hatten, veranlaßte durch seine Rüstungen die Meinung, als wolle er zum Entsatze Rheinbergs herbeieilen. Eigentlich hatte er jedoch beschlossen, daß der Feind sich immer noch vor Rheinberg aufhalten solle, denn er befürchtete, daß, wenn er (Moritz) die Yssel verließe, Spinola sich dann abermals dorthin wenden und den Uebergang über die Ströme (den Hauptzweck) versuchen würde, eine Berechnung, welche den Ruhm seiner militärischen Einsicht eben so gut rechtfertigte, wie ein glänzender Sieg. Inzwischen setzte jedoch Spinola die Belagerung Rheinbergs mit erhöhter An-

strengung fort, und drang mit seinen Arbeiten bis an den Graben vor, während zu gleicher Zeit in der Stadt schon das Pulver zu mangeln anfing. Da nun der Kommandant in dieser äußersten Lage auf keinen Entsatz rechnen konnte, so entschloß er sich zu kapituliren und übergab dem Eroberer Ostende's Rheinberg am 2. Oktober 1606 auf ehrenvolle Bedingungen. Die Generalstaaten waren über diesen Verlust einer so wichtigen Festung im höchsten Grade bestürzt.

Doch die Eroberung Rheinbergs bezeichnete den Wendepunkt von Spinola's Waffenruhm in jenem Kriege gegen die Republik. Die Kraft zu allen Unternehmungen war ihm gelähmt. Der Grund davon war, wie so oft in dem langjährigen Kriege Spaniens gegen die Niederlande, eine Meuterei der Soldaten, die nächste Veranlassung zu dieser Letzteren — wieder ein drückender Geldmangel. Spinola hatte die Summen, welche er aus Spanien mitgebracht, zur Bestreitung des Feldzuges ausgegeben, und wartete vergeblich auf weitere, so wie Philipp III. seinerseits noch immer auf die Silberflotte aus Amerika. Einige Kaufleute, bei denen Spinola betheiligt war, hatten fallirt. Kurz: er konnte seine Truppen nicht mehr bezahlen, und als er nun nach Rheinbergs Eroberung auch keine neue Expedition im Laufe des Jahres mehr unternehmen mochte, brach die Empörung der Soldaten los, von denen Viele zu Moritz übertraten, Andere aber wieder sich zu einer Militärrepublik unter einem Eletto vereinigten. Spinola wandte im Anfang Strenge an, welche jedoch nichts fruchtete. Als die Zahl der Meuter wuchs, suchte er sie durch Milde und Versprechungen zum Gehorsam zurückzubringen, wodurch er jedoch eben so wenig ausrichtete. Eine große Menge derselben zog nach Breda, und bat Justin von Nassau um Beistand, der ihnen auch Lebensmittel zukommen ließ und

sie im Fall eines Angriffes zu schützen versprach. Spinola sah nun ein, daß ihm unter solchen Umständen nichts zu handeln übrig blieb. So verlegte er denn seine treuesten Regimenter in die nächsten Städte, und den Rest in das Erzstift Köln.

Diese unerwartete Schwächung des gefürchteten siegreichen Gegners erhob den Muth der Generalstaaten auf's Neue, und zwar um so mehr, da ihre Heeresmacht sich zu gleicher Zeit bedeutend verstärkte. Sie beschlossen daher, rasch wieder die Offensive zu ergreifen und ertheilten dem Prinzen Moritz für die Leitung des Krieges die ausgedehnteste Machtvollkommenheit. Moritz ließ hierauf durch den Grafen Ernst Kasimir von Nassau Lochem wieder belagern, welches sich zu Ende Oktobers ergab. Er selbst rückte vor Grol und umschloß es. Doch theils die für eine Belagerung ungünstige Witterung, theils Seuchen im niederländischen Heere, so wie endlich die Nachricht, daß Spinola seine Truppen zusammenziehe, um Grol zu entsetzen, verhinderten den Erfolg, ungeachtet alles Eifers von Seiten Moritzens. Spinola hatte es übrigens dahin gebracht, daß ihm ungefähr 8200 Mann gen Grol folgten, und mit dieser geringen Macht beschloß er die bei weitem stärkere seines Gegners anzugreifen. Und in der That, — wer hätte dies für möglich gehalten? — zog Spinola mit seinen Treuen auf morastigen Wegen plötzlich in voller Schlachtordnung gegen Moritz heran. Vergeblich erwartete man von Diesem, daß er sich zur Schlacht entschließen würde. Moritz bedachte (wie er sagte) den mißlichen Zustand seines durch Krankheiten geschwächten Heeres und hob die Belagerung von Grol auf. Beide Gegner ließen nun ihre Truppen die Winterquartiere beziehen.

Inzwischen hatte die Republik in demselben Jahre auch wieder zur See Feindseligkeiten gegen Spanien unternommen und den Herrn von Hautain mit einer Flotte von 24 Segeln ausgesendet, um die westindische Flotte aufzufangen und die portugiesische, welche, nach Ostindien bestimmt, segelfertig lag, am Auslaufen zu verhindern. Das Letztere gelang, das Erstere jedoch nicht, wenigstens nicht vollständig, und Hautain sah sich im Sommer durch Mangel an Lebensmitteln zur Rückkehr genöthigt, da die Proviantschiffe aus Holland für ihn durch Gegenwinde aufgehalten worden waren. Im September desselben Jahres ging er jedoch abermals unter Segel, um die west- und ostindische Flotte zu nehmen. Auch diesmal hatte er wieder 24 Schiffe, doch sechs davon wurden zerstreut und die übrigen ergriffen in der Nähe des Kaps St. Vincent vor acht spanischen Gallionen die Flucht. Der Unteradmiral von Seeland, Reinier Klaaszoon, wurde auf seinem Schiffe von den spanischen Gallionen scharf gefaßt, und leistete den Feinden zwei Tage lang, tapfer kämpfend, den furchtbarsten Widerstand, bis endlich die Meisten von seinen Leuten hingestreckt lagen und das Schiff auf allen Seiten zerschossen war. Da ruft Reinier Klaaszoon den Rest der Seinigen (60 Menschen im Ganzen) zusammen, und alle fassen einmüthig den Entschluß, dem Feinde nicht einmal das Wrak zu lassen, sondern frei und treu für's Vaterland zu sterben. Fromm knieen sie hin und rufen gen Himmel: „Herr vergib uns, was wir jetzt thun!" Dann werfen sie Feuer in ihren Pulvervorrath und das Schiff fliegt mit der Mannschaft in die Luft.

Noch im Laufe des Winters, so wie im Frühling des neuen Jahres 1607 wurden die Feindseligkeiten von beiden Seiten erneuert; doch keine von allen Unternehmungen war von belangreichem Erfolg. So hatte die Reiterei Grobbendonks

eine Schanze auf dem Bommeler Waard geschleift; so war Heinrich Friedrich auszogen, um das Kriegsvolk Spinola's im Limburgischen zu überfallen, und eroberte bei dieser Gelegenheit durch Ueberfall Erkelens, wo er den Grafen Heinrich van den Berge gefangen nahm. Dessen Bruder Graf Friedrich unternahm einen vergeblichen Anschlag auf Aardenburg. Schon mochte man, nach solchen kleineren kriegerischen Unternehmungen nichts Gewisseres als die Eröffnung eines neuen Feldzugs erwarten, als sich plötzlich endlich wirklich eine Aussicht des Friedens aufthat.

Fassen wir, bevor wir die Verhandlungen über diesen Gegenstand darstellen, die Stellung der dabei betheiligten Mächte und die Ansichten der Hauptpersonen in's Auge.

Spaniens Zustand, besonders in finanzieller Beziehung, haben wir bereits erwähnt. Es war eine Lebensfrage für Spanien, einen Krieg zu beendigen, welcher es ruinirt hatte, und bei dessen Fortsetzung auch der Untergang des eigentlich spanischen Handels in Amerika auf dem Spiele stand, so wie die Republik bereits den portugiesischen in Ostindien auf das Empfindlichste beeinträchtigt hatte.

Wir müssen hier in gedrängter Kürze Einiges nachholen. Bereits seit dem Jahre 1595 hatten verschiedene unternehmende Kaufleute Hollands auf eigene Rechnung Expeditionen nach Ostindien unternommen, zum Theil mit unsäglichen Beschwerden und Gefahren, welche Letztere jedoch eben so wenig wie bedeutende Verluste den kühn in die Ferne strebenden und mit der ehrenhaftesten Beharrlichkeit ausgerüsteten Nationalgeist der Holländer von neuen Versuchen abzuschrecken vermochte. Es bildeten sich Handelsgesellschaften (die erste war die „für die Ferne", — „Maatschappy van Verre"); und allmählig gelang es

den Holländern, mit den Eingebornen in Ostindien (zuerst mit den Bewohnern von Amboina und Banda) Handelsbündnisse abzuschließen, wodurch ihnen Letztere den ausschließlichen Handel mit Landeserzeugnissen (so z. B. die von Amboina jenen mit Gewürznelken) versprachen. Gleichwie nun gerade der Krieg gegen Spanien, (aus dem mannhaften Widerstand gegen unerträgliche Zwingherrschaft entstanden,) wesentlich beigetragen hatte, daß die Republik ihre Seemacht vergrößerte, und daß ihr Handel jenen neuen Weg zu unermeßlichem Gewinn — der spanischen Politik, den spanischen Verboten zum Trotz — versuchte und behauptete; — so sehen wir, wie der Odem der Freiheit, welcher den Schiffen der Republik die Segel schwellt, auch dort in Ostindien, wo die neuen Flaggen wehen, die Herzen mächtig erfaßt, wie sich die Eingeborenen freundlich den kühnen Männern nähern, die das Joch abgeschüttelt haben, und vertrauensvoll von ihnen Hülfe erwarten gegen die Bedrückung durch portugiesische Gewalt. Dieses Zutrauen war es, wodurch der unermüdliche Spekulationsgeist der Holländer in Ostindien eine Stütze, wodurch die Handelsverbindungen derselben in jenen Gegenden rasch eine ungemeine Ausdehnung erhielten. Um nun der spanisch-portugiesischen Macht noch zuverlässiger begegnen zu können, verband man im Jahre 1602 (auf den Rath Oldenbarnevelds) sämmtliche Handelsgesellschaften für Ostindien zu einer einzigen „vereinigten ostindischen Handelsgesellschaft" mit dem für 21 Jahre gültigen, ausschließlichen Privilegium zu Schifffahrt und Handel ostwärts vom Kap der guten Hoffnung durch die maghellanische Straße. Diese große „ostindische Gesellschaft", welcher jedes Mitglied der Republik beitreten durfte, besaß einen Kapitalfond von 6,600,000 Gulden und so

ausgedehnte Rechte, daß sie sich gar bald zu einem Filialstaate der Republik entwickeln konnte. Sie durfte nämlich mit den Völkern im Osten Bündnisse abschließen, (d. h. im Namen der Regierung), sie durfte Kriege führen, Truppen halten, Festungen anlegen, Statthalter und Beamte einsetzen, alles dies jedoch, wie natürlich, unter der Oberhoheit der Republik, weßhalb denn auch die Truppen der ostindischen Kompagnie den Generalstaaten den Eid der Treue schwören und die Letzteren stets von dem Stand der Dinge in Ostindien genau unterrichtet werden mußten. Zur Verwaltung der Geschäfte der Kompagnie bestanden in der Republik sieben Kammern. Amsterdam, als die bedeutendste Handelsstadt der Republik, war hierbei mit der Hälfte betheiligt; die andere Hälfte so unterschieden, daß auf Seeland ein Viertel kam, auf die Maaskammer (d. i. Delft und Rotterdam zusammen) ein Achtel, auf die Städte Nordhollands gleichfalls ein Achtel. Weiterhin war die Verwaltung so organisirt, daß es 60 Vorsteher gab, aus welchen man 17 Direktoren erwählte. Diese Letzteren bildeten denn eine besondere Kammer, das „regierende Kollegium von Indien".

Wenn man nun die Bedeutung erwägt, welche die Republik in Ostindien erlangt hatte, wenn man ferner bedenkt, wie Portugal, welches in Folge seiner Einverleibung mit Spanien (unter Philipp II.) als ein integrirender Theil dieser Monarchie für alle jene Mißgriffe solidarisch haften mußte, welche von der spanischen Regierung begangen wurden, — so begreift man leicht, daß Portugal, trotz seiner Unterdrückung, nicht länger jenen Kriegszustand ertragen mochte, in dessen Folge es alle Besitzungen verlor, welche seine gefeierten Nationalhelden einst errungen hatten. Aber auch Spanien selbst hatte, bei einer

Fortdauer des feindseligen Verhältnisses zu der mächtig gewordenen Republik, den Verlust seiner westindischen Besitzungen zu besorgen. Die Seemacht der Republik hatte Spanien durch die Expedition gegen Gibraltar unter dem Helden Jakob Heemskerk kennen zu lernen (im April 1607), wobei die Flotte der Republik einen glänzenden Sieg, Heemskerk durch den Heldentod unsterblichen Ruhm gewann. Die Absichten der Republik gegen die westindischen Besitzungen Spaniens zeigten sich noch in demselben Jahre. Mehre Kaufleute wollten nämlich eine „westindische Kompagnie" in der Art wie die ostindische gründen, welches Vorhaben jedoch nicht zu Stande kam. Jedenfalls mußte demnach Spanien, da es die Gewalt nicht besaß, um die überseeische Macht der Republik zu vernichten, Alles daran liegen, durch einen Frieden mit derselben seine Besitzungen außerhalb Europa's sicher zu stellen, seinen Handel zu erhalten. Als persönliche Motive kamen hierzu noch der unkriegerische Charakter Philipps III. und dessen Besorgniß: ohnehin durch die Mißhelligkeiten zwischen Venedig und dem römischen Stuhle in einen Krieg verwickelt zu werden, da es ihm seine Stellung zu Rom ebenso wie seine innige religiöse Ueberzeugung gebot, sich an den heiligen Vater anzuschließen. Endlich waren nun auch, wie wir bereits erwähnten und durch das Faktum der letzten Meuterei erwiesen sahen, Spinola's Mittel und Kredit allzu erschöpft, als daß dieser Feldherr, so uneigennützig und hingebend er auch war, bloß ausschließlich auf eigene Kosten den Krieg gegen die Republik hätte fortsetzen können.

Was nun die spanischen Niederlande betraf, so waren sowohl das Volk als die Fürsten gleichfalls zum Frieden geneigt; das Volk, abgesehen von seinem langjährigen Leiden, jetzt noch insbesondere deßhalb, weil sich die

Truppen aus den Mitteln des Landes gewaltsam für ihre Soldrückstände schadlos hielten, — die Fürsten theils aus Politik (denn kinderlos, wie sie waren, mußten sie ja nach ihrem Tode die Niederlande doch wieder für Spanien hinterlassen und wünschten deßhalb wenigstens für ihre Lebensdauer Ruhe,) theils auch aus Herzensneigung, wenn sie die unsäglichen Leiden ihrer Unterthanen betrachteten, welche sie (besonders Isabella) wahrhaft liebten, so wie sie auch von ihnen geschätzt und geliebt wurden.

Betrachten wir dagegen die Republik, und zwar zuerst den Zustand derselben überhaupt, dann die hervorragendsten Persönlichkeiten. Wir haben früher die Seemacht und den freien Handel nach Ostindien ins Auge gefaßt. Ungeheuer hatte sich der Wohlstand der Republik dadurch gehoben. Dagegen muß man jedoch einestheils auch die bedeutenden Verluste für die Republik in Anschlag bringen, welche die Dünkirchener Kaper hervorbrachten, anderstheils die Kriegskosten selbst, welche von den Vortheilen, die der Handel abwarf, wieder soviel verschlangen, daß man die bedeutendsten Steuern erheben mußte; ein Beweis für das Ganze ist, daß bloß die Provinz Holland in den letzten neun Jahren einen Rückstand von 26 Millionen hatte. In Bezug auf ihre Bundesgenossen war die Republik auch wieder gewissermaßen bloßgestellt. Auf England konnte sie, seit Jakob I. den Thron von Großbrittannien bestiegen hatte, nicht mehr rechnen; und, was Frankreich betraf, so ist es nicht zu bezweifeln, daß Heinrich IV., so eifrig er sich auch immerhin der Republik angenommen hatte, doch für die Dauer wohl müde werden mochte, ihr stets Opfer zu bringen. Konnte man es ihm auch wohl zumuthen, durch eine Unterstützung der Re-

publik sich einen Krieg mit Spanien aufzuladen, da er ganz allein stand?

Was nun die hervorragendsten Persönlichkeiten in der Republik betrifft, so haben wir vorzüglich Oldenbarneveld und den Prinzen Moritz ins Auge zu fassen. Der Erstere war durchaus für den Frieden, nämlich für einen so ehrenvollen, wie ihn der einsichtsvolle Staatsmann schon früher als unausbleiblich vorausgesehen hatte. Er kannte genau den Finanzzustand der Republik, die Bedürfnisse ihres Handels. Er wünschte, — ein Republikaner von höchster Ehrenhaftigkeit, ein Republikaner im nationalen Sinne Hollands, — die Erhaltung der republikanischen Staatsverfassung und ihre Befestigung durch einen Frieden um so mehr, da er die Stellung der Republik zu ihren bisherigen Bundesgenossen klaren Blickes durchschaute. Anders verhielt es sich mit dem Prinzen Moritz. Es ist nicht unglaublich, daß dessen Ansichten über Krieg oder Frieden mit jenem Oldenbarnevelds nicht ganz übereinstimmte. Wir können uns kaum der Ansicht enthalten, daß bei ihm jenes Motiv wirklich vorhanden war, welches die Abneigung zwischen ihm und Oldenbarneveld reifen mußte, wenn er sich auch damals gegen den Letzteren noch mit jener Pietät benahm, welche er ihm allerdings schuldig war. Nicht sowohl sein Temperament als vielmehr seine ganze bisherige Laufbahn, in welcher er seine Popularität durch Kriegsruhm errungen, mochten ihn zur Fortsetzung des Krieges bestimmen, vielleicht wohl auch das tieferliegende Motiv, seine Macht durch die Popularität zu erhöhen. Was aber auch immer in seiner Seele vorging, so viel ist gewiß, daß Moritz gleichwohl den Friedensverhandlungen nicht entgegenwirkte, und dies ehrt ihn jedenfalls. Was nun endlich die Nation selbst betrifft, so riefen die verschiedenen Interessen, welche sich in der Repu-

blik kreuzten, auch verschiedene Ansichten hervor. Der Spekulationsgeist, der durch den Krieg so Vieles gewonnen sah, mußte dessen Fortsetzung wünschen; das Handelsinteresse Hollands, welches in Folge eines Friedens durch das wahrscheinlicherweise mit dem Frieden verbundene Wiederaufblühen Antwerpens beeinträchtigt wurde, mußte sich gleichfalls gegen den Frieden auflehnen; die streng reformirte Parthei, mit den Predigern an der Spitze, mußte von einem Frieden eine Tolerirung des Katholizismus besorgen; die patriotische Parthei konnte bei einer Versöhnung mit Spanien und Belgien einen anfangs leisen, aber allmählig wachsenden Einfluß fremdartiger Elemente befürchten. Dies Alles zusammengestellt, sieht man, daß jene Partheien, welche die Fortsetzung des Krieges aus den verschiedensten Gründen und Rücksichten wünschten, jener, welche zum Frieden hinneigte, nicht bloß das Gleichgewicht halten, sondern auch fast das Uebergewicht dagegen behaupten konnten.

Zieht man nun aus dem Ueberblick aller dieser Interessen und Motive einen Abschluß, so ergibt sich, daß die größere und aufrichtigere Hinneigung zum Frieden auf Seiten Spaniens und Albrechts und Isabellens war, und daß es in der Republik der ganzen Staatsklugheit eines so ächten Patrioten, wie Oldenbarnevelds, bedurfte, damit man dort den eingetretenen günstigen Zeitpunkt für die Anerkennung der Republik nicht versäumte, und das höhere Interesse ihrer völkerrechtlichen Stellung nicht den Anforderungen des Augenblickes oder ungewissen, wenn gleich noch so lockenden, Aussichten auf die Zukunft opferte.

Die Aufforderung zum Frieden ging von Albrecht

und Isabellen aus. Es ehrt die Herzen dieses fürstlichen Paares, daß sich Beide durch keine Rücksicht auf ihre hohe Stellung zu der Vormeinung verführen ließen, als gezieme es ihnen nicht, dem trotzigen Freistaate zuerst die Hand darzubieten, — daß ihnen der langjährige Wunsch Belgiens, daß ihnen dessen Wohlfahrt als höchste, als wichtigste Rücksicht galt. Beide, Albrecht und Isabella, handelten im Einverständniß mit Spanien, dessen Ansprüche auf Belgien durch die Kinderlosigkeit der beiden Gatten begründet waren; auch der Kriegsheld Spinola hatte zum Frieden gerathen. Philipp III. und Erzherzog Albrecht bedienten sich zu dem schwierigen und delikaten Geschäfte zweier Agenten, des Drosts der Landschaft Kessel, Wallrave von Wittenhorst, und des Greffiers von Tournhout, Johann Gevaerts, welche sich zuerst mit mehren Deputirten der Generalstaaten in ein vertrauliches Verständniß über die zu treffenden Maßregeln setzten und dann durch den Erzherzog ermächtigt wurden, den Generalstaaten der Republik den Gegenstand ihres Geschäftes vorzutragen. Dies geschah am 13. Januar 1607. Die Antwort der Generalstaaten beschränkte sich auf die Aufstellung der Bedingung, daß, bevor man sich in weitere Unterhandlungen einlassen könne, vor Allem die vereinigten Provinzen als ein selbstständiger, von jeder fremden Macht unabhängiger Freistaat anerkannt werden müßten.

Man kann sich denken, welche Schwierigkeiten diese Forderung bei dem Erzherzog fand! Es gehörte, ungeachtet aller Neigung zum Frieden, dennoch von seinem Standpunkt aus eine große Selbstverläugnung dazu, um ein solches Zugeständniß zu machen. Indessen, sein Rath wußte die Bedenklichkeiten durch die feine Distinktion zu entkräften: „man erkenne die

Unabhängigkeit der Staaten bloß de facto, nicht de jure an.“ Albrecht beauftragte nun den Pater Neyen, (einen in Antwerpen geborenen Franziskanermöch, dessen Vater, ein geborner Seeländer, ein eifriger Anhänger des Prinzen Wilhelm von Oranien gewesen war, einen geistreichen, gewandten und beredten Mann,) um den Generalstaaten der vereinigten Provinzen in eben jenem Sinne, welchen sie bezeichnet hatten, Unterhandlungen anzubieten. Pater Neyen reiste denn, mit den nöthigen Papieren versehen, von Brüssel nach Ryßwyk, wo er die weiteren Aufträge des Prinzen Moritz und Oldenbarnevelds erwartete, und von wo er sich — auf deren Einladung — des Nachts im strengsten Inkognito nach dem Haag begab. Moritz empfing ihn höflich und herzlich und erhielt dagegen von Pater Neyen die Versicherung, daß der Erzherzog es in Bezug auf die von den Staaten gestellte Bedingung, wie überhaupt in jeder Hinsicht, durchaus aufrichtig meine. Der Greffier der Generalstaaten, Aertsens, stellte ihn hierauf den Letzteren in ihrer Versammlung öffentlich vor. Man empfing den geistreichen Mönch mit Auszeichnung und nahm seine Kreditiv entgegen, obwohl man nicht umhin konnte, einiges Mißtrauen in Bezug auf den Satz: „Haereticis non est servanda fides“ zu äußern, welchen jedoch Neyen als Theolog gewandt in einem am Mindesten anstößigen Sinne auszulegen verstand. Hierauf erklärten Albrecht und Isabella im März von Brüssel aus ausdrücklich, daß sie einverstanden seien, mit den Generalstaaten der vereinigten Provinzen, welche sie für freie Landschaften, Provinzen und Staaten hielten, an die sie (die Erzherzoge) keine Ansprüche zu erheben hätten, zu unterhandeln, sei es über einen Definitivfrieden oder über einen Waffenstillstand, nach Belieben der Staaten, auf den Grund des gegenwärtigen Besitzstandes; zu welchem Ende denn für's

Erste ein Waffenstillstand für 8 Monate statt finden sollte.

Bei den Verhandlungen über diese Vorschläge, welche zwischen den Generalstaaten und dem Pater Neyen statt fanden, zeigte sich wieder die ganze Vorsicht der Ersteren. In Bezug auf die Anerkennung der Unabhängigkeit sah sich Neyen endlich genöthigt, sie als erste Hauptbedingung festzusetzen und die Ratifikation von Seiten des Königs von Spanien zu versprechen. In Bezug auf den achtmonatlichen Waffenstillstand erhob man weniger Schwierigkeiten; doch wurden der Krieg zur See und Streifzüge der Reiterei davon ausgenommen; Albrecht und Isabella ließen sich diese Ausnahme gefallen. Uebrigens konnten sich die Generalstaaten noch immer ihres Mißtrauens nicht entäußern; ja, dies wurde durch die aus Spanien angekommene Ratifikation Philipps III. noch bestärkt, da man die Abfassung derselben viel zu allgemein und unbestimmt fand, ohne ausdrückliche Erwähnung der geforderten Bedingungen, da man ferner darin die Erzherzoge als „Fürsten und souveraine Herren aller Niederlande" bezeichnet sah und am Schluß die Formel der Unterschrift: „Yo el rey" bemerkte, deren sich der König von Spanien gegen seine Unterthanen zu bedienen pflegte. Auch entdeckte der Greffier Aertsens den Generalstaaten einen Bestechungsversuch des Pater Neyen im Auftrag der Erzherzoge und des Marchese Spinola, sowie in dessen eigenem Namen, angeblich als „Belohnung des Eifers, womit Aertsens sich der Verhandlungen über Frieden und Waffenstillstand annehme." Auch eine zweite, genauere Ratifikation des Königs (vom 18. September) genügte den Staaten in der Form noch immer nicht; obwohl sie nämlich die verlangte Zustimmung Philipps III.

enthielt, daß die Erzherzoge mit „den Staaten, als mit Land, Provinzen und Staaten, auf welche er keinen Anspuch habe," unterhandeln dürften, so erregte doch eine Klausel am Schluße neues Mißtrauen; der König erklärte darin seine Ratifikation für den Fall für null und nichtig, „wenn der Traktat über einen Frieden oder Waffenstillstand zur Ausgleichung der wechselseitigen Forderungen über religiöse und andere Angelegenheiten nicht zu Stande kommen sollte."

Diese Klausel nun war jener Parthei in der Republik, welche aus verschiedenen Partikularinteressen für die Fortsetzung des Krieges eiferte, und deren Muth und Thätigkeit die Nachricht von jenem, durch uns bereits gemeldeten, Seesiege bei Gibraltar erhöht hatte, ein willkommener Anlaß, um ihre Ansichten zur Geltung zu bringen. Oldenbarnevelds Weisheit jedoch, welche über die Vortheile des Augenblicks hinaussah und eine sichere Bürgschaft für die Zukunft der Republik erstrebte, seine Gewandtheit in Behandlung der Menschen und seine Geschicklichkeit in Leitung der Staatsgeschäfte trugen über die ungestümen Forderungen der kriegerischgesinnten Parthei den Sieg davon. So wußte es Oldenbarneveld dahinzubringen, daß der Plan jener projektirten „westindischen Kompagnie" bei Seite gelegt und sogar die Flotte aus dem mittelländischen Meere nach Hause berufen wurde. Uebrigens hatten auch die bevollmächtigten Agenten der Erzherzoge in Bezug auf jene zweite mißfällige Ratifikation erklärt, daß der Inhalt derselben durchaus nicht mehr abgeändert werden könne. Hierauf beriethen sich nun die einzelnen Provinzialstaaten über die Frage, ob man die königliche Ratifikation in ihrer gegenwärtigen Abfaßung und Form annehmen solle oder nicht? Diese Frage wurde bejahend beantwortet, und die Entscheidung der Provinzialstaaten durch di'

Generalstaaten (am 23. Dezember) sanktionirt. Somit war denn nach langen Zweifeln und Intriguen endlich das Fundament gelegt, auf welchem man weitere Verhandlungen bauen konnte. Die Könige von Frankreich und Großbritannien, Heinrich IV. und Jakob I., hatten inzwischen ihre Vermittlung bei dem schwierigen Geschäfte angeboten und der Erstere, welchem die Herstellung des Friedens schon wegen seiner eigenen Interessen sehr wünschenswerth war, hatte deßhalb den gewandten Präsidenten Jeannin (dem wir eine wichtige Darstellung des betreffenden Gegenstandes verdanken) als Gesandten nach dem Haag abgeordnet.

Nachdem nun die Generalstaaten den Erzherzogen die Annahme der königlichen Ratifikation angezeigt hatten und nachdem der vorläufige Waffenstillstand (welcher am 4. Januar 1608 zu Ende ging) verlängert worden war, konnte das Friedensgeschäft seinen Anfang nehmen. Die Generalstaaten versicherten sich jedoch noch vorher der Garantie für den abzuschließenden Frieden durch die Könige von England und Frankreich. Heinrich IV. trat außerdem in ein besonderes Schutzbündniß mit der Republik (Januar 1608) für den Fall, daß der zu hoffende Friede nicht zu Stande gebracht werden sollte; und nun erst schien die Republik für jeden Ausgang gesichert zu sein. Einen besonderen Anstand hatte auch noch die Wahl jener Personen, welche als Gesandte der Erzherzoge an den Friedensverhandlungen mitwirken sollten. Von vielen Seiten hatte man bloß geborne Niederländer dafür zulassen wollen; durch Oldenbarnevelds Einfluß wurden jedoch auch drei Ausländer zugelassen, der Italiener Marchese Ambrosio Spinola, der Burgunder Johann Richardot, Herr von Barlay, Oberpräsident des geheimen Rathes der Erzherzoge, und der

Spanier Don Juan de Mancicidor, Sekretair des Königs Philipp III.; die übrigen beiden Mitglieder der Gesandtschaft waren Pater Neyen und der erzherzogliche Audienzier Verreyken, — Beide geborne Niederländer.

Zu Anfang Februars (1608) kamen diese Gesandten nach Holland. In jeder Stadt, durch welche sie ihre Reise führte, wurden sie von dem Magistrat ehrenvoll empfangen. Als sie sich dem Haag näherten, eilte Prinz Moritz zu Wagen seinem großen Gegner Spinola bis eine halbe Stunde vor dem Haag entgegen und empfing ihn herzlich wie einen alten Freund. Zahlloses Volk war herbeigeströmt und sah, wie die beiden Helden sich Beweise ihrer wechselseitigen Hochachtung gaben. Spinola erhielt im Haag eine ausgesucht schöne Wohnung und entfaltete darin einen Haushalt, dessen großartige Pracht das Erstaunen der Holländer erregte, welche an ein patriarchalisch einfaches Leben gewohnt waren. Sein Benehmen war gegen Jedermann so liebenswürdig, daß die eifrigen Patrioten besorgten, er möchte sich durch das Zutrauen, welches er einzuflößen verstand, leicht allzugenaue Kenntnisse von der inneren Organisation des Landes verschaffen, während die strengen Protestanten finstre Blicke auf den katholischen Gottesdienst hefteten, den er täglich in seiner Wohnung halten ließ und wobei Jedermann ohne Unterschied Zutritt hatte. Besonders feierlich war die Einführung der Gesandten in die Versammlung der Generalstaaten, wobei Prinz Moritz und der Staatsrath mit anwesend waren. Von Seiten der Generalstaaten hatte man den Grafen Wilhelm Ludwig von Nassau und Herrn Wallrave van Brederode, nebst Deputirten von jeder Provinz der Utrechter Union zu Bevollmächtigten beim Friedensgeschäfte erwählt, — für Holland den trefflichen Oldenbareveld, für Seeland Jakob van Maldere, für Utrecht Nikolaus

Berk, für Friesland Gellius Hillema, für Geldern Kornelius van Gent, für Over-Yssel Johann Sloet, und für Gröningen Abel Koenderts van Helpen.

Die Versammlungen begannen am 6. Februar, und der erste Gegenstand derselben (nach Auswechselung der beiderseitigen Vollmachten) war der Beschuß, daß man nicht bloß einen Waffenstillstand, sondern einen dauernden Frieden abschließen solle. Hierauf wurde abermals die Unabhängigkeit der Republik zur Sprache gebracht und von den Gesandten Spaniens und der Erzherzoge (nach einigen Debatten über die Weglassung des Wappens der Republik aus dem erzherzoglichen Siegel) zugegeben. Sodann wurden der Republik freie Schifffahrt und freier Verkehr mit Spanien zugestanden. Dagegen verlangten die Gesandten Spaniens und der Erzherzoge, daß die Republik, schon aus Dankbarkeit für die ihr zugestandene Unabhängigkeit, den indischen Handel aufgeben sollte. Durch diese Forderung war nicht bloß eine Lebensfrage der Republik bedroht, sondern auch die besonderen Interessen von tausend Einzelnen. Als daher die Forderung der spanischen Gesandten kund wurde, erscholl ein Schrei des Unwillens durch die ganze Republik. Die öffentliche Meinung bediente sich der Presse und sprach sich auf eine unzweideutige, energische Weise in Flugschriften aus, die in jedem Hause, auf jeder Straße einen Leser, in jedem Herzen Billigung fanden. Rascher und heißer jagte jetzt das Blut dieses besonnenen Volkes durch die Pulse. Eine erhöhte Lebensthätigkeit entfaltete sich, nur jener zur Zeit des „zehnten Pfennigs" vergleichbar. Nun schien auch dem Friedliebenden der Friede eine Schmach, wenn man ihn um solchen Preis erkaufen, wenn man alle Einsätze, Verluste und Errungenschaften an Muth, Menschenleben und Kapitalien durch wenige Federstriche

aufopfern, wenn man den Nerv der Nation ruhig dem Messer bieten sollte, das ihn durchschnitte. Die ostindische Kompagnie rechnete den Generalstaaten in einer Bittschrift den Stand ihrer Kapitalien, die Zahl von Schiffen und Menschen vor. „Nie," führte sie an, — „wurde ein Friede um den Preis geschlossen, daß man den Handel aufgab! Frei ist das Meer, offen steht es Jedem, der sich ihm anvertraut; so spricht das Völkerrecht. Und hat Spanien die vereinigten Provinzen für frei erklärt, so darf es den Freien keinen Zwang auferlegen, keinen so unnatürlichen, tödtlichen Zwang, wie dieser ist, welcher Tausende in einem Augenblicke brotlos macht, welcher Fürsten, die sich Hollands Tapferkeit, Hollands Großmuth anvertrauten, der Rache ihrer Feinde überliefert!" In solcher Weise äußerte sich die öffentliche Meinung; Moritz und Oldenbarneveld unterstützten sie kräftig; die Generalstaaten weigerten sich beharrlich, jener Forderung der spanischen und erzherzoglichen Gesandten ihre Zustimmung zu geben. Dagegen machten sie verschiedene andere Vorschläge, welche jedoch von Jenen zurückgewiesen wurden. Die Gesandten Englands und Frankreichs fühlten sich bei dieser Streitfrage nicht veranlaßt, zu Gunsten der Republik ihren Einfluß anzuwenden; die Interessen beider Mächte liefen den Wünschen der Republik zuwider. England war ohnehin eifersüchtig auf die zunehmende Ausbreitung des holländischen Handels in Ostindien, und Heinrich IV. hätte das Verbot desselben aus dem Grunde nicht ungern gesehen, weil dann er selbst sich desselben zu bemächtigen oder wenigstens größere Vortheile für Frankreich zu erringen hoffte. Sein Gesandter Jeannin rieth deßhalb dringend, daß die Republik in diesem Punkte nachgeben möchte; ja er ließ sich sogar gegen Oldenbarneveld verlauten, daß Heinrich IV. im entgegengesetzten Falle wohl mit seinen Subsidien-

geldern einhalten dürfte. Man beschloß endlich von beiden Seiten, diese Frage einstweilen bei Seite zu legen und zu anderen überzugehen.

Die wichtigste betraf die Religion. Die spanischen und erzherzoglichen Gesandten beantragten nämlich die Freiheit des katholischen Kultus in der Republik, d. h. mit anderen Worten: er sollte dort dieselben Rechte genießen, wie jeder andere, — eine Forderung, die man nach den allgemeinen Grundsätzen von Toleranz gewiß nicht anders als billig finden kann. Gleichwohl hatten die Generalstaaten, obschon sie gegen jedes andere Glaubenbekenntniß tolerant waren (so z. B. lebten eine Menge portugiesischer Juden ungestört in Amsterdam) damals gewichtige Gründe, um es gerade gegen den Katholizismus nicht zu sein. Der triftigste von allen Gründen, welcher sie bestimmte, war in jenem Zeitpunkt eben die Rücksicht auf den Frieden; denn sie mußten mit Bestimmtheit voraussehen, daß sie in demselben Augenblik, als sie die Religionsfreiheit der Katholiken zugaben, die ganze, so einflußreiche protestantische Geistlichkeit gegen sich haben würden, daß die letztere dann einen Frieden um einen solchen Preis verwerfen, und durch Fanatisirung des Volkes der kriegerisch gesinnten Parthei das Uebergewicht verschaffen würde. Außerdem war noch zu bedenken, daß es sich nicht bloß um das reine Wesen des Katholizismus handelte, sondern daß Leidenschaft und Intrigue damals den ehrwürdigen Namen desselben mißbrauchten, um ungescheut auch Verbrechen dadurch zu heiligen. Konnte man es der Republik, aus deren Gedächtniß Wilhelms von Oranien Ermordung noch nicht entschwunden war, wohl verargen, wenn sie dem Gewebe von Intriguen, welche sich unter die ehrwürdige Aegide des Katholizismus flüchteten, keinen Raum bei sich gönnen wollte?

Die Verhandlungen über diesen Gegenstand zogen sich dadurch in die Länge, daß die spanischen Gesandten darüber stets an ihren Hof berichten mußten, welcher — bei der man möchte sagen: kindlich eifrigen Frömmigkeit des Königs Philipp III. — sich nicht entschließen konnte, hierin nachzugeben und welcher doch auch den Frieden nicht aufgeben wollte. Auch hatte der Papst durch den Kardinal Bentivoglio ganz besonders darauf gedrungen, daß die Katholiken freie Religionsübung erhalten sollten; und freilich konnten weder Spanien noch der Papst jene politischen Beweggründe begreifen, welche die Weigerung der Republik motivirten. Die Verhandlungen, welche durch die fortwährenden Berichte der spanischen Gesandten an ihren Hof, durch Hin- und Wiederreisen immer mehr in's Stocken geriethen, verwickelten sich überdies noch immermehr und kaum ließ sich eine beiden Theilen gleich genügende Entscheidung noch erwarten. Somit wurden denn die Friedensverhandlungen durch einen Beschluß der Generalstaaten vom 23. August, welchen man zwei Tage später den spanischen und erzherzoglichen Gesandten mittheilte, abgebrochen.

Nun trat jedoch das Interesse Frankreichs in's Mittel. Heinrich IV. wollte den Krieg durchaus nicht wieder ausbrechen lassen und griff deßhalb, da nun einmal von einem Definitivfrieden die Rede nicht mehr sein konnte, die gleichfalls vorausgesehene andere Idee eines mehrjährigen Waffenstillstandes auf. Sein Gesandter Jeannin gewann auch den englischen Gesandten für diese Idee, zu welcher sich auch Oldenbarneveld in unerschütterlicher Konsequenz neigte; und kaum waren die Unterhandlungen über einen Frieden abgebrochen, als die über einen Waffenstillstand in der Versammlung der Generalstaaten vorgeschlagen wurden

unter denselben Bedingungen wie der Friede, (Unabhängigkeit der Republik und Beibehaltung des indischen Handels — für die Dauer des Waffenstillstandes), unter derselben Gewährleistung der Mächte, wie für den Frieden. Diese neuen Verhandlungen begannen denn jetzt wirklich, jedoch nicht ohne bedeutende Zögerungen von Seiten der spanischen und erzherzoglichen Gesandten, welche darüber erst an ihre Kommittenten eben so berichten mußten, wie die Generalstaaten die Begutachtung der neuen Vorschläge den einzelnen Provinzialstaaten überwiesen. Nun erhoben sich die Stimmen der Partheien lauter als je in der Republik; lebhafter als je machten sich Partikularinteressen, Ansichten, Wünsche und Besorgnisse der Einzelnen (Personen sowohl als Kommunitäten) geltend. Oldenbarneveld mit seinem klaren Blicke, mit seinem reinpatriotischen Herzen stand groß und ruhig inmitten aller Partheien; er bezeichnete jetzt den Waffenstillstand, ebenso wie früher den Frieden, als das einzige Heil. Ihm gegenüber sehen wir den Prinzen Moritz an der Spitze der kriegerisch-gesinnten Parthei in heftiger Leidenschaft. Er erkennt in einem Waffenstillstand nur eine prekäre Maßregel, während Oldenbarneveld darin den Anfang und die sicherste Einleitung eines dauernden Friedens wahrnimmt. Moritz glaubt, daß der Krieg über Kurz oder Lang doch wieder ausbrechen werde, und daß der Waffenstillstand den Geist des Heeres, so wie den der Nation entnerven müsse. An ihn schließen sich die Provinz Seeland und die Stadt Amsterdam, Beide von ihren Privatinteressen bestimmt. Seeland hatte nämlich von dem Wiederausbruch des Krieges am allerwenigsten zu befürchten, weil es durch seine physische Lage (von dem Meer und der Schelde umgeben) vor Angriffen und Verlusten am Besten gesichert war; übrigens

wirkte hier auch wieder gar mächtig der Einfluß des Prinzen Moritz, welcher als „erster Edler“ von Seeland *) eine wichtige Stimme in der Staatenversammlung hatte. Was Amsterdam betrifft, so wirkte hier, eben so wie bei Seeland die alte Besorgniß nach, daß bei einem Frieden oder einer langen Waffenruhe Antwerpen (zum Nachtheil Amsterdams) seine frühere Bedeutung wiedergewinnen möchte. Dagegen waren nun andere Provinzen, welche von den Streifzügen der feindlichen Truppen mehr zu leiden hatten, wie Friesland, Gröningen, Over-Yssel, dem Waffenstillstand weniger abgeneigt. Kurz: es zuckte eine ungeheuere Aufregung durch die ganze Republik, und die Presse entwickelte abermals eine so außerordentliche Thätigkeit, vornämlich als Organ der Oppositon, daß man sogar von verschiedenen Seiten an eine Beschränkung der Presse dachte, — ein Gedanke, welcher einer Republik unwürdig ist! — Die hauptsächlichsten Gründe, welche die kriegerischgesinnte Opposition aufstellte, waren folgende: Erstens der des Mißtrauens, sowohl gegen Person, Stand und Abkunft der Gesandten, als auch gegen die Aufrichtigkeit ihrer Kommittenten, weil es ja „den Altgläubigen immerhin erlaubt sei, Ketzern nicht Wort und Treue zu halten“; zweitens die Besorgniß, daß der kriegerische Geist der Nation während eines Waffenstillstands erschlaffen möchte, — drittens die fernere Besorgniß, daß man nach Ablauf desselben, jene Finanzquellen nicht mehr würde benützen können, welche zur Führung des Krieges nöthig seien; viertens, daß man selbst während eines Waffenstillstands doch die Grenzen eben so in Acht haben und vertheidigen müsse, wie

*) Ueber Ursprung und Bedeutung des Rechtes des „ersten Edlen“ vergleiche **Wagenaar** (**vaderlandsche Historie XXXII. Boek. XVIII. p. 453—463**).

während eines Krieges. In allen Flugschriften, welche damals erschienen, wurde immer wieder auf die „spanische Treulosigkeit“ aufmerksam gemacht und als letzte Folge eines Waffenstillstandes aus allen jenen von uns angedeuteten Gründen ein allgemeines Zerwürfniß zwischen den Bundesgenossen, hieraus Schwäche und hieraus endlich Unterwerfung prophezeiht. Ja, man ging sogar so weit, den eifrigen, unbescholtenen Republikaner und Patrioten Oldenbarneveld der Verrätherei zu bezüchtigen! Der Zwiespalt zwischen Diesem und dem Prinzen Moritz war entschieden. Doch weder Oldenbarneveld, noch Jeannin ließen sich durch alle diese Hindernisse abschrecken, auf der Bahn, welche sich betreten hatten, weiter voran zu schreiten. Der Erstere verlangte, gekränkt durch die Anschuldigungen, welche man gegen ihn erhob, seine Entlassung aus dem Staatsdienst, welche man ihm jedoch nicht bewilligte. Die Staaten von Holland baten ihn dringend, der gemeinsamen Sache seine Thätigkeit zu erhalten. Oldenbarneveld gab nach, und fuhr sodann mit neuem Eifer fort, für die Herstellung eines Waffenstillstandes zu arbeiten. Er hatte die Genugthuung, daß sich endlich die holländischen Städte, wo verschiedene Meinungen herrschten, ja sogar Amsterdam, für den Waffenstillstand erklärten; bloß Seeland beharrte standhaft in der Opposition.

Endlich brachte Jeannin, in Verbindung mit dem englischen Gesandten, ein gewichtiges und entscheidendes Motiv vor. Er erklärte nämlich, daß Heinrich IV. (wie auch Jakob I.) den Generalstaaten Schutz und Beistand angedeihen lassen würde, wenn Philipp III. und die Erzherzoge den Waffenstillstand nicht annehmen sollten; er drohte ihnen aber auch zugleich, daß sie auf diesen Schutz durchaus nicht rechnen dürften, wenn sie selbst

Schuld trügen, daß der Waffenstillstand nicht zu Stande käme und der Krieg fortgesetzt werden müßte. Dies wirkte endlich auf Seeland; auch Prinz Moritz entschloß sich, die Opposition aufzugeben, und versöhnte sich durch Jeannins Vermittlung mit seinem alten Freunde und jetzigen politischen Gegner Oldenbarneveld. Seeland stellte die Bedingung auf, daß die Schiffe, welche aus der See kamen, nicht unmittelbar, und nicht ohne Zoll zu entrichten, nach Antwerpen fahren sollten.

Nachdem nun alle diese Schwierigkeiten beseitigt waren, hielten die Generalstaaten am 11. Januar 1609 eine Sitzung, worin sie beschlossen, daß sie in jeder Beziehung (Religion und indischen Handel einbegriffen) nicht abgehen wollten von der Anerkennung ihrer Unabhängikeit durch den spanischen Hof und durch die Erzherzoge, — welchen Beschluß die Generalstaaten den Gesandten der vermittelnden Mächte mittheilten, damit diese die gepflogenen Verhandlungen weiter fortführen möchten. Endlich erlangten auch die Erzherzoge die Zustimmung des Königs von Spanien zu einem mehrjährigen Waffenstillstand unter den bereits erwähnten Bedingungen, und nun drängte man zur Abschließung desselben. Die Stadt Antwerpen wurde als derjenige Ort festgesetzt, wo dies Werk zu Stande kommen sollte. Zu Anfangs Februar 1609 begaben sich deßhalb die Gesandten nach Antwerpen, während die Generalstaaten, so wie die Provinzialstaaten von Holland sich in der Nähe dieser Stadt, zu Bergen-op-Zoom, aufhielten. Am 9. April jenes Jahres wurde dann endlich zu Antwerpen der Waffenstillstand zwischen der Republik einerseits und den Erzherzogen (in ihrem, so wie in des Königs von Spanien Namen) anderseits für

die Dauer von zwölf Jahren abgeschlossen, und zwar unter Bedingungen (in 38 Artikeln), deren wesentlichen Inhalt wir hier in Kürze mittheilen: „Die Erzherzoge erklären sowohl in ihrem eigenen Namen, als auch im Namen Sr. Majestät, des Königs von Spanien, daß sie zufrieden sind, mit den Generalstaaten der vereinigten Provinzen, und zwar in solcher Eigenschaft derselben zu verhandeln, daß **sie dieselben für freie Lande, Provinzen** und **Staaten halten, auf welche sie keine Ansprüche haben,** und daß sie in **solchem Namen** und **solcher Eigenschaft** mit Letzteren einen festen unverletzlichen Waffenstillstand schließen, welcher zwölf Jahre dauern soll, binnen welcher Frist alle gegenseitigen Feindseligkeiten von was immer für einer Art, sowohl zu Land als zur See, zwischen den Unterthanen des Königs, der Erzherzoge und der Staaten, in allen ihren Reichen, Provinzen, Landen und Herrschaften, ohne Ausnahme von Ort und Person, aufhören sollen. Jeder Theil soll hierbei in seinem gegenwärtigen Besitzstand vollkommen verbleiben. Alle Unterthanen des Königs und der Erzherzoge, so wie alle Bewohner der vereinigten Provinzen sollen gute Freundschaft und sichren offnen Verkehr und Handel, zu Land und zur See, mit einander haben in allen europäischen Reichen und Besitzungen des Königs von Spanien, so wie auf jenen übrigen Meeren und in jenen andren Ländern, wo auch die Unterthanen der mit dem Könige befreundeten oder verbündeten Mächte Handel treiben dürfen. Alle vorhergegangenen Spannungen, Wirren und Feindseligkeiten sollen vergessen sein. Zu Handel und Verkehr außerhalb jener bezeichneten Grenzen bedürfen

jedoch die Bewohner der vereinigten Provinzen einer ausdrücklichen Erlaubniß des Königs von Spanien, mit Ausnahme solcher Länder und Mächte, welche ihnen dies gestatten; worauf sie dann auch von dem König nicht verhindert oder beeinträchtigt werden sollen. Der Waffenstillstand soll in den außerhalb jener Grenzen gelegenen Regionen erst binnen Jahr und Tag in Kraft treten. Die beiderseitigen Einwohner dürfen in keinem Lande der entgegengesetzten Theile schwerer belastet werden als Eingeborne; Bürger der vereinigten Provinzen genießen in den Landen des Königs und der Erzherzoge dieselbe Freiheit und Vergünstigung wie die englischen Unterthanen; nur wegen persönlicher Schulden und wegen keines anderen Grundes dürfen Kaufleute oder Schiffer angehalten werden. Alle Sentenzen, welche sowohl in Civil- als Criminalsachen wider Personen von der einen oder andern Parthei erlassen werden, ohne daß eine Vertheidigung stattfand, dürfen während des Waffenstillstandes weder gegen die betreffenden Personen, noch gegen ihre Güter exekutirt werden; alle Diejenigen, deren Güter wegen des Krieges mit Beschlag belegt oder eingezogen worden, ihre Erben und Rechtsnachfolger treten während des Waffenstillstandes wieder in den Besitz dieser ihrer Güter ein, unter der Bedingung, daß sie über dieselben während der Zeit nicht weiter verfügen und sie nicht vermindern. Dies findet auch auf die Erben des Prinzen Wilhelm von Oranien Anwendung; alle Glieder des Hauses Nassau dürfen während des Waffenstillstandes, weder für ihre Person, noch in Bezug auf ihre Güter wegen jener Schulden angetastet werden, welche Prinz Wilhelm von Oranien vom Jahre 1567 an bis zu seinem Tode gemacht hat. Alle Unterthanen und Bewohner der erzherzoglichen Niederlande so wie der ver-

einigten Provinzen sind fähig, nach der gesetzlichen Bestimmung sich wechselseits zu beerben. Alle beiderseitigen Kriegsgefangenen werden ohne Lösegeld freigegeben. Was die in den vereinigten Provinzen gelegenen geistlichen Güter betrifft, welche vor dem 1. Januar 1567 nicht verkauft worden und Kirchen oder Stiftungen in den erzherzoglichen Niederlanden zugehören, so sollen dieselben während des Waffenstillstands zur Nutznießung zurückgegeben, — von jenen jedoch, welche verkauft worden, soll ein Pfennig von sechzehn als Zinsen bezahlt werden. Alle, welche während des Krieges ihre Heimath verlassen und sich auf neutrales Gebiet begeben haben, dürfen zurückkehren oder sich verfügen, wohin sie wollen, mit dem vollen Rechte auf die Fortbehaltung ihres Vermögens."

Außerdem wurden noch mehre geheime Traktate oder Reverse ausgefertigt. Ein solcher betraf die Versicherung Spaniens und der Erzherzoge: „den ostindischen Handel der Generalstaaten während des Waffenstillstandes weder zu Wasser noch zu Lande zu stören". Ein andrer enthielt das Versprechen der Generalstaaten und des Prinzen Moritz: „die Ausübung des katholischen Gottesdienstes in den unter ihrer Herrschaft stehenden brabantischen Ortschaften nicht zu beeinträchtigen, mit dem Vorbehalt jedoch, daß weder der Erzbischof von Antwerpen eine staatswidrige Gerichtsbarkeit dort selbst ausüben, noch irgend eine Glaubensuntersuchung vorgenommen, oder Jemand durch die katholische Geistlichkeit zur Annahme des Katholizismus gezwungen werden dürfe."

Am 14. April 1609 langte zu Antwerpen die Bestätigung des Traktates von Seiten der Erzherzoge und der Generalstaaten an. Der Waffenstillstand wurde

feierlich verkündigt. Im Juli desselben Jahres kam auch die unter'm 6. Juni 1609 in Segovia ausgefertigte Ratifikation des Königs von Spanien an, worin Dieser die abgeschlossenen Bedingungen für die Dauer des Waffenstillstandes zu halten versprach. Es charakterisirt den tiefwurzelnden religiösen Sinn Philipp's III., daß er zugleich den Generalstaaten Schonung gegen die Katholiken in der Republik empfahl.

So war denn nun das große Ziel des langjährigen Freiheitskampfes für die Republik der sieben vereinigten Provinzen, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Geldern, Over-Yssel und Gröningen erreicht. Ihr früherer Oberherr selbst hatte, wenigstens vorläufig, ihre gänzliche Freiheit und Unabhängigkeit ausgesprochen und erklärt: „keine Rechte oder Ansprüche auf sie zu haben.“ Und, was Spanien jetzt bei Abschluß des 12jährigen Waffenstillstandes anerkannte, das blieb ein Fundament für alle Zeiten. Auf diesem Fundament beruhte die spätere Erklärung Spaniens im Frieden zu Münster 1648, daß die Republik der sieben vereinigten Provinzen ein freier unabhängiger Staat sei.

Die Geschichte des großen Kampfes der Niederlande um die Freiheit ist sonach mit dem Waffenstillstand von Antwerpen geschlossen, — eine Geschichte voll der gewichtigsten Lehren für Fürsten und Völker, eine Geschichte, in welcher auch für das blödeste Auge die Wahrheit deutlich genug ausgeprägt ist, daß ein Volk das Höchste auszurichten vermag, wenn es nur immer sich selber treu bleibt. In dem Wahlspruch „Eendragt maarkt magt“ ist der Geist einer edlen Nation ausgedrückt. Welche andere des neuen Europa's kann eine

ähnliche, unter allen Leiden und Kriegen doch so Schritt für Schritt naturgemäße Staatsentwickelung aufweisen?

Der große Riß zwischen Holland und Belgien ist vollendet. Wir sahen ihn entstehen und sich erweitern; wir bedauern, daß Belgien, bei allen vortrefflichen Eigenschaften des Volkes, bei aller höheren Lebensthätigkeit, bei allem geistigen Streben, bei allem tiefen Gefühl für die Freiheit, dennoch durch alle Kämpfe sie damals nicht errungen, daß es sich glücklich peisen mußte, nur — den Frieden unter der Herrschaft gewonnen zu haben! Betrachten wir jedoch die moralische Kraft des Volkes genauer, so finden wir, daß es die heiße Liebe zur Freiheit dennoch keineswegs verloren, daß es seine Provinzialrechte behauptet, diese festen Garantieen der Nationalität. Und wo nur die heilige Schrift der Nationalität nicht verwischt wird, da ist es auch um die Freiheit noch nicht geschehen; da haftet ein fester Anker, den alle Stürme fremder Einflüsse nicht loszureißen vermögen; da ist eine sichre Bürgschaft, daß sich ein edles Volk, recht wie ein Löwe, erhebt und die Bande zerreißt, in die man es geschlagen. Auf dem unerschütterlichen Fundament der eigenen Sprache, der alten Rechte, der schönen Sitten, ruht die Nationalität, und ihr Bewußtsein heißt Freiheit.

Damals bedurfte Belgien vor Allem des Friedens, der Ruhe, der Erholung. Es fand sie unter der Herrschaft Albrechts und Isabellens. Mit warmem Eifer strebten Beide, das Wohl des Volkes herzustellen, und das Volk erkannte diese Bestrebungen mit einer ehrenwerthen Pietät. Eine ausführliche Darstellung der Regierung Albrechts und Isabellens (der Erstere starb 1621, die Letztere 1633,) liegt außerhalb der Grenzen dieses Werkes und nimmt vollauf ein eigenes Buch für sich in Anspruch, woraus sich deutlich erkennen ließe, wie Belgien,

zu jenem Zustande gelangte, in dem es sich heutzutage befindet. Wir müssen es uns demnach hier versagen, alle Einrichtungen Albrechts und Isabellens in Belgien, (worunter z. B. auch die der Leihhäuser gehört) zu einem Bilde zusammenstellen, und beschränken uns darauf, hier einige Züge zu entwerfen, welche den religiösen Zustand Belgiens charakterisiren.

Die Restauration des Katholizismus hatte durch Albrecht und Isabella festen Fuß gefaßt. Er trug indessen nicht die heitere Farbe wie in deutschen Ländern, sondern die düstre Spaniens; spanische Bigotterie und spanischer Aberglaube wurzeln von nun an immer tiefer und äußern ihren traurigen Einfluß auf das Volk, dessen Entwicklung hemmend, dessen geistige Sehkraft abstumpfend. Wir sprechen hier natürlicherweise nicht von solchen Verordnungen der beiden Erzherzoge, welche zur Erhaltung des Katholizismus, dessen Wesenheit wir von Bigotterie und Aberglauben wohl zu unterscheiden wissen, in Belgien überhaupt nöthig waren, wie z. B. von jenem Plakat, wodurch alle Predigten und nächtlichen Versammlungen der Sektirer, jedes Aergerniß aufs Strengste verboten wurden. Mit diesem Plakat stand die Verordnung im nächsten Zusammenhang, daß für Nichtkatholiken, welche sich in Belgien niederlassen wollten, der Uebertritt zum Katholizismus die allererste unabweisliche Bedingung war. Die Mönchsorden, besonders die Gesellschaft Jesu erreichten von Jahr zu Jahr größeren Einfluß, höhere Achtung, umfassendere Herrschaft. Sehr folgenreich wirkte die von Philipp II. (v. Jahre 1597) herrührende Einrichtung in Flandern, dergemäß die Geistlichkeit neben den Städten Gent, Ypern und Brügge, sowie neben dem „Freien von Brügge," als fünftes Glied der Staaten von Flandern anerkannt worden war. Zur Charakteristik Albrechts und Isabellens in religiöser Hinsicht können — aus vielen andern ähnlichen her-

vorgehoben — folgende Züge dienen. *) Eine Lieblingsbeschäftigung Albrechts war es, der Mutter Gottes von Loretto — ein Kleid zu sticken, das 34,000 Dukaten kostete; mit dem ganzen Ernst seines Wesens hielt er täglich die vollständige Marienandacht und kein Jahr versäumte er die neuntägige Andacht bei U. L. Frau zu Montaigue **) und U. L. Fr. zu Hall, welcher er die kostbarsten Geschenke machte. Unter seiner Herrschaft wurden über 300 neue Kirchen in Belgien erbaut und mehr Klöster daselbst gestiftet, als in den 3 vorhergehenden Jahrhunderten. Das Bild der Muttergottes stand auf seinen Fahnen; nur von ihrem Altare zu Hall nahm er den Degen. Sehr bezeichnend schreibt sein Panegyriker (in der histoire de l' Archiduc Albert): „Après avoir convoqué dans ses états des Saintetés vivantes (die Mönchsorden) il y fit venir des Saintetés mortes, je veux dire des Reliques des Saints. Jl essaioit de copier son cher modèle Philippe II., et comme il savoit que ce Prince pieux avoit fait venir de la Belgique et de France le Corps de S. Eugene, et qu' il s' étoit censé honoré de soumettre ses épaules royales à son transport dans Tolède, il fit venir de Reims en Champagne le corps de S. Albert Evêque de Liège, son aimable Tutelaire et son chèr cousin. Car S. Albert étoit fils de Godefroi III. Duc de Brabant et de Loraine, et de Marguerite de Limbourg. Ce saint prelat avoit scrrifié sa vie pour la

---

*) Miraeus chron. belg. Vergl. das interessante und verdienstvolle neuere Werk: Essai historique sur les usages, les croyances, les traditions, les cérémonies et pratiques religieuses et civiles des Belges anciens et modernes par A. G. B. Schayes. Louvain 1834. sowie endlich l'histoire de l'Archiduc Albert gouverneur-general et puis prince souverain de la Belgique. A Cologne 1693.

**) Der Bau der Kirche U. L. Fr. zu Montaigue kostete ihm über 300,000 Pistolen.

liberté ècclésiastique à Reims, en 1192, comme S. Tomas Bequez l' avoit fait à Canterbori Melchior Demaroui. Evêque de Brioce, par l' ordre de Louis de Lorraine, Archevêque de Reims, avoit relevé ce corps saint, avec beaucoup de pompe le 2 Novembre 1612. L' Archiduc se fit un honneur de le transporter luimême au couvent des ses Carmelites de Bruxelles, accompagné de Hovius archevêque de Malines, de Gui Bentivoglio alors Internonce et puis Cardinal; de Jean Richardot archevêque de Cambrai, d' Alfonse Requesens Evêque de Rosoneri en Dalmacie et de plusieurs prélats etc." Isabella theilte die religiöse Ueberzeugung, den religiösen Eifer ihres Vaters und ihres Gemahls vollkommen. Ein einziger Brief von ihr an Wallenstein (von Brüssel am 26. Dezember 1625 *) bezeichnet dies besser als ein ganzes Buch. Nach dem Tode Albrechts ließ sie sich ihr Haar abschneiden, entäußerte sich jedes Schmuckes, und zog das Ordenskleid der heil. Clara an, welches sie bis zu ihrem Tode trug. Die traurigen Einflüße der Bigotterie und des Aberglaubens auf Geist und Gemüth des Volkes zeigten sich nur zu bald. Um nur einen Beweis dafür anzugeben, — welcher wäre — leider! — genügender als das Vorhandensein des Hexenwahns und der Hexenprozesse in Belgien? Wie überall, so ging der Impuls von der Staatsautorität selbst aus; wie überall so erhielt jener unselige Wahn von der Regierung gleichsam seine Sanktion. Als Beleg theilen wir nachstehend ein das Zauber- und Hexenwesen betreffendes interessantes Edikt der beiden Erzherzoge von 1606 mit. *)

*) In den Beilagen.

**) B. Cannaert Bydraegen tot de kennis van het oude strafrecht in Vlaenderen. 3. uitgave. Gend. 1835.

„Les Archiducqz.

Mon cousin, chiers et feaulx. Comme à nostre grand regret, sommes advertis que le detestable crime de sorcelerie, magie et semblables inventions diabolicques, s'en vat accroisant entre nos vassaulx, subjectz, Nous y desirons pourveoir et applicquer le remede requis, apres avoyr sur ce meurement deliberé, n'y trouvons moyen plus propre et convenable, que celluy qu'aultrefoys a esté advisé et resolu par feu le Roy, nostre très honnoré seigneur et père d'immortelle memoire, et par ses lettres du 20me de juillet de l'an 1592 a esté insinué tant aux evesques diocesains, qu'aux conseils provinciaux de ses Pays-Bas, leur ayant très expressement en chargés de joinctement (en meme temps) et de main commune rendre tout debvoir possible pour extirper crime sy abominable; ce qui nous meult de vous envoyer le double des dictes lettres et joinctement ordonner tres acertes que promptement ayes à mectre en oeuvre le reglement porté par icelles, et le mesme signifier aux sieges, justices et magistratz subalternes de votre ressort, affin que du tout ilz se conforment aux prescripts d'icelluy, et rendent tous debvoirs convenables servans pour l'extirpation dudict crime, ainsy que l'enormité du delict et l'obligation qu'ilz doivent à l'honneur de Dieu à ce les obligent, avecques charge de nous avertir de temps a aultre, du succes de leurs exploictz et besoignez.

Et d'autant que la principale difficulté se rencontre en la recherche et descouvrement des suspectz et diffamez dudict crime, nous vous enchargeons de vous servir à

cet effect, et pour les descouvrir, de tous moyens juridiques qu'en aulcun des aultres crimes enormes et privilegiez, l'est il et pratique judiciaire ont receu, mesme a l'egard des delateurs ou denunciateurs, affin de les rendre tant plus promptz et volontaires pour les deferer, oires qu'il deuist estre, par promesse de grace, endroit des complices et deleyer, au regard des aultres.

Comme aussy entendons qu'ayes à proceder en toute rigueur contre ceulx qui seront atteinctz et convaincus du dict crime; executant contre eulx les paines statuez par les lois tant divines qu'humaines, sans aulcun port ou dissimulation, trouvans y estre par ycelles pieces sy exactement pourveu, qu'il n'y chiet qu'adiouster de nostre part, que vous enioindre la prompte et rigoureuse execution d'ycelles. Et neantmoins nous sommes informés, que du passé l'on n'y a pas toujours procedé sy considerement qu'il convenoit, tant au regard de l'examen rigoureux des suspectz, que du chastoy et punition des convaincuz, pour ce que les juges et officiers tant des petites villes que villaiges promiscuement ont consulté tels que bon leur a samblé; Nous desirans remedier aux plainctes pour ces faictes, ordonnons que d'yci en avant ne leur soit loisible de passer oultre à l'ung ou l'aultre des dicts deboirs de justice, soit qu'ilz resident aux villes ou villaiges, ne soit qu'ilz vous ayent auparavant consulté et prins vostre avis ou bien de ceulx qui par vous, soit de vostre college, ou des avocats de votre siege ou ressort, seront à ce specialement deputéz, aux quels les dicts juges et officiers seront tenuz de recourir pour avis et le suyvre precisement.

Et affin que le tout soit encheminé avecq meilleure cor-

respondance et plus grande espoir de fructueux effect, trouvons estre besoing et vous enchargeons de commettre et deputer quelqu'ung d'entre vous, qu'ayt le soing et reguard principal sur tous sieges et magistratz de vostre ressort, affin que chacun fasse son extreme debvoir en se que sera de sa charge en cet endroit, au quel en toutes difficultez occurentes ceulx aussy puissent avoir leur refuge et recours, et qu'en apres vous en donné part pour y estre pourveu et ordonné par vostre collège, comme en droicturiere justice, et pour la repression de crime si detestable sera trouvé convenir. Au mesme effect aussy vous ordonnons de tenir toute bonne correspondance avecq les evesques, diocesains et aultres juges et officiers ecclesiastiques de vostre ressort, et de les assister du bras seculier en estant requis, donnans et recepvans d'une part et d'aultre la communication des enquestes et informations prinses et autres debvoirs de justice pour ce faictz.

A tant, mon cousin, chiers et feaulx, Nostre Seigneur vous ayt en sa saincte garde. DeBruxelles le 10 d'avril 1606. Paraph. Richardot V^t. et signé: Albert, et plus bas: D'Enghien. —

A mon cousin le comte d'Egmont, chev^r. de l'ordre et gouverneur, et nos chiers et feaulx les president et gens de nostre conseil provincial de Namur."

Drittes Kapitel.

Ueberblicken wir nun zum Schlusse den Zustand der neuen Republik, zur Zeit ihrer Anerkennung als einer freien, von Spanien unabhängigen Macht, und beobachten wir dann den Volksgeist, wie sich derselbe im Verlaufe des langen Kampfes um die Freiheit bis zu jenem entscheidenden Wendepunkte kundgab!

Wir bemerken im Allgemeinen noch immer jene Normen der Verfassung auf dem Fundament der Utrechter Union, welche wir bereits früher beobachtet haben. Wir bemerken noch immer dasselbe wechselseitige Verhältniß der Staatsgewalten, von welchen eine die andere gewissermaßen kontrolirt, wie es im letzten Dezennium des 16ten Jahrhunderts sich festgestellt hatte; nur möchten wir hinzufügen, daß die Generalstaaten, welche nun ihre bleibende Residenz im Haag hielten, als Vertreter (wenn auch nicht gerade als rechtliche Inhaber der Volkssouverainetät) eine noch größere Machtvollkommenheit nach außen zu entwickeln, während die Provinzialstaaten zu gleicher Zeit nach innen zu immer bedeutender einwirken. Wöchentlich trat je nach der Rangordnung der Provinzen ein anderer Präsident der Generalstaaten ein. *) Die Generalstaaten vertraten auch übrigens nach außen zu die Republik als moralisches Ganze; die

*) Diese Ordnung war folgende: Geldern, Holland, Seeland, Utrecht, Friesland, Over-Yssel, Gröningen.

Republik trug ihren Namen; in ihrem Auftrag gingen Gesandte an auswärtige Höfe ab, sowie Gesandte der Letzteren wieder bei den Generalstaaten ihre Beglaubigungsschreiben überreichten und von ihnen empfangen wurden. Dazwischen oder vielmehr darüber zeigt sich nun (insbesondere auffallend bei der Aufregung über die Frage des Waffenstillstandes) ein anderes bedeutsames Phänomen, nämlich der Gegensatz zwischen den Bestrebungen Moritzens und Oldenbarnevelds. Der Einfluß beider Männer hatte aus verschiedenen Gründen außerordentlich zugenommen. Moritz besaß den seinigen nicht bloß durch seine wichtige Stellung als Statthalter von fünf der sieben vereinigten Provinzen, sondern auch als Admiral und Generalkapitän der Union, mithin in den inneren Angelegenheiten, sowie in Bezug auf den Besitz der militärischen Gewalt; denn, obwohl ihm die Letztere durch die Deputirten der Generalstaaten beschränkt wurde, so sahen wir doch auch, wie ihm die Generalstaaten in wichtigen Angelegenheiten die volle Freiheit bei Kriegsoperationen einräumten. Zu dieser faktischen Gewalt kam nun auch noch die moralische, welche er durch seinen Waffenruhm erlangte, und welche er dadurch zu benutzen wußte, daß er in einer solchen Krisis, wie die während der Friedens- und Stillstandsverhandlungen, sich an die Opposition enger anschloß. Bedeutend war überhaupt die Macht des Hauses Nassau in den Niederlanden, um so bedeutender, da sie auf der Dankbarkeit und Pietät des Volkes beruhte. Unter solchen Umständen war für einen genialen Mann, wie Moritz, den wir mit keinem anderen Helden als Julius Cäsar (in jeder Beziehung) zu vergleichen wüßten, die Verführung sehr groß, nach einer höheren Macht zu streben, als jene, die sich mit dem Wesen einer Republik verträgt. Wir wollen zwar hiermit nicht aussprechen, als habe er in jener Zeit wirklich klar ausge-

bildete Absichten verfolgt (wir glauben es deßhalb nicht, weil er allzuklug war, als daß er nicht die zahllosen Hindernisse überblickt hätte, welche ihm — bei der künstlichen Ausgliederung der republikanischen Verfassung — im Wege standen); aber wir können nicht umhin, das Streben nach einer solchen größeren Macht wahrzunehmen, und, — wenn wir billig sein, wenn wir den Menschen nach seiner Individualität beurtheilen wollen, nach dem, was ihm angeboren, und nach dem, was er sich errungen, — so dürfen wir diesen ausgezeichneten Mann wegen des bloßen Strebens noch nicht verdammen. — Anderseits finden wir nun Oldenbarneveld, welcher der Republik durch seine Staatsklugheit und Thätigkeit ebensoviel genützt, ja man kann sagen, welcher sie ebenso gerettet hatte, wie Moritz, welcher ebenso viel Ehrgeiz besaß wie Dieser, aber Demselben gegenüber die Interessen der Republik, nicht bloß als einer solchen überhaupt, sondern auch ganz besonders in Bezug auf die geheimsten Lebensbedingungen der betreffenden Nationalität, im schönsten Geiste der Alten vertrat. Wenn man von dem rechten Genie überhaupt sagen kann, daß es für alle Lagen und Verhältnisse die geheimnißvolle „Springwurzel" besitzt, das einzige Wort, die einzige Zauberformel unter tausend andern, wodurch Riegel, Pforten und Herzen geöffnet werden, so gilt dies von Oldenbarneveld; wenigstens können wir bis dahin in seiner ganzen Laufbahn auch nicht einen Augenblick entdecken, in welchem man fände, daß er nicht das Richtige getroffen. Was dieser Genialität des Staatsmanns die edelste Folie gab, war der Charakter. Wie oft sehen wir, daß sich Oldenbarneveld, wenn er glaubt, mit seiner richtigen Ansicht nicht durchdringen zu können, lieber ganz von den Geschäften zurückziehen will. Nie bemerken wir, daß er aus Privatrücksichten handelt, selbst wenn er sie mit den höhe-

ten allgemeinen vereinbaren könnte. Kurz, er steht rein und schön da, wie ein Erzbild, das vollendet aus der Gußform an den Tag kam. Unbestritten sind diese beiden Männer, Moritz und Oldenbarneveld, die zwei Säulen der Republik in einer gefahrvollen Zeit. Und dennoch müssen wir wahrnehmen, wie beide Persönlichkeiten nun um so mehr feindselig auseinanderweichen, je inniger sie früherhin verbunden waren. Das Gegenstreben Beider konnte, wenn es weiteren Spielraum bekam, nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf das Wohl der Republik sein, deren Fortbestand ebenso auf Eintracht beruhte wie ihre Gründung. Ja, ein Zwiespalt der Partheien, durch die Entzweiung Moritzens und Oldenbarnevelds — nicht hervorgerufen, wohl aber verstärkt, mußte um so gefährlicher sein, wenn die Republik alle ihre Kräfte nicht mehr auf den Krieg zu verwenden brauchte, wenn sie in diesem keinen natürlichen Abfluß für unnatürliche Strebungen mehr hatte.

Hier trat nun wieder die Politik Heinrichs IV. in's Mittel; seine Idee eines europäischen Gleichgewichtes, in dessen Folge er einen ewigen Frieden in Aussicht nahm. Man kennt die Anfänge und Hebel jenes Planes, — die Schwächung und Demüthigung des Hauses Habsburg, sowohl von der deutschen als von der spanischen Linie, die Vergrößerung Frankreichs. Man begreift demnach ferner, daß Heinrich IV. nothwendig die Republik der vereinigten Provinzen zu begünstigen und ihre Macht zu stärken suchte. Man überzeugt sich endlich, daß ihm unter solchen Voraussetzungen sehr daran liegen mußte, jenen Zwiespalt in der Republik, welchen wir angedeutet haben, auszugleichen. Läßt sich nun aus dem Vorhergesagten erklären, weßhalb Heinrich IV. zuerst bereit gewesen, nicht bloß die Garantie des Friedens für die Republik zu übernehmen, son-

dern auch für den Fall, daß dieser nicht zu Stande käme, in ein Schutzbündniß mit ihr getreten war, — so haben wir eben so auch den Schlüssel zu dem sonderbaren Benehmen des französischen Gesandten Jeannin während der Verhandlungen, daß nämlich Derselbe eine „Verbesserung in der Staatsform" der Republik beantragte. Diese zielte darauf hin, daß eine oberste Staatsgewalt eingesetzt würde, welcher die ausübende Macht im ganzen Umfange zustünde, um alle Uneinigkeiten der Provinzen auszugleichen, unbeschadet der höchsten Macht der Generalstaaten in Bezug auf das Recht, Krieg anzufangen, Frieden zu schließen, Bündnisse einzugehen u. s. w. Die jüngste Opposition Seelands hatte hierzu den Anlaß gegeben und in der That war die Bestimmung der Utrechter Union, daß, bei Meinungsverschiedenheiten zwischen den Provinzen, die Statthalter entscheiden sollten, unter den damaligen Umständen gar nicht anwendbar. Als eine solche oberste Behörde nun mit der ausgedehntesten ausübenden Macht zur Schlichtung der Meinungsverschiedenheiten zwischen den Provinzen bezeichnete Jeannin einen Staatsrath, dessen Haupt Moritz für Lebenszeit sein sollte, dessen Mitglieder die Nassauer (Moritzens Bruder Heinrich Friedrich und dessen Vetter Wilhelm Ludwig,) sowie ein englischer und — ein französischer Gesandter, dessen Präsident Oldenbarneveld. Der Letztere durchschaute jedoch, (abgesehen von dem persönlichen Motiv der Rivalität mit Moritz) den Plan Frankreichs. Oldenbarneveld wollte die Republik in ihrer Reinheit hergestellt wissen, ohne fremden Einfluß und das Uebergewicht einer einheimischen Macht. Er wies Beide zurück; denn er zweifelte nicht im Geringsten daran, daß sich die Republik, nachdem einmal ihre Staatsformen feststarden

und ihre Unabhängigkeit anerkannt worden war, selbst helfen würde; ja er befürchtete sogar nicht mit Unrecht von solchen hervorragenden Elementen Gefahr für die innere Selbstständigkeit. Der Vorschlag Jeannins wurde denn auch durch Oldenbarnevelds Einfluß bis nach dem Abschluß des Waffenstillstandes verschoben, und dann ganz bei Seite gelegt.

Wir haben die Pietät der Nation gegen das Haus Nassau erwähnt. Es war im Grunde nicht mehr als billig, daß Dieses für alle jene zahlreichen Opfer, welche es der Nation gebracht hatte, von Derselben auch entschädigt wurde. Moritz erhielt von der Republik, in seiner Würde als Admiral und Generalkapitain jährlich 80,000 Gulden, und außerdem während des Krieges einen Theil der Beute und der Brandschatzungen. Dies letztere Einkommen fiel nun durch den Waffenstillstand weg, und ebenso verlor er durch denselben und für dessen ganze Dauer die Einkünfte seiner Herrschaften Lingen und Meurs (welche vom Feinde besetzt waren,) kraft jenes Artikels in dem Traktate, welcher bestimmte, daß der gegenwärtige Besitzstand fortdauern sollte. Auf Antrag Heinrichs IV. (durch Jeannin) wurde nun dem Prinzen Moritz für jenen Ausfall eine Vergütungssumme von abermals 80,000 Gulden jährlich, sowie für den Fall, daß er sich vermählen würde, eine jährliche Zulage von 25,000 Gulden bewilligt, auch die übrigen Mitglieder des Hauses Nassau wurden von der Republik anständig bedacht, Heinrich Friedrich mit einem Jahrgehalt von 30,000, und Wilhelm Ludwig mit einem von 50,000 Gulden. Die vielgeprüfte, durch Geist und Tugenden ausgezeichnete Wittwe Wilhelms von Oranien erhielt von der Nation eine Pension von 25,000 Gulden. Wahrhaft erfreulich ist es, nach der Beruhigung der Fürsten und Völker auch die Versöhnung der Brüder, des unglücklichen Philipp Wilhelm

und Moritzens, zu sehen. Beide schlossen am 27. Juni 1609 einen Vertrag über die Theilung der nassau-oranischen Erbschaft, wobei Philipp Wilhelm alle außerhalb der Grenzen der Republik gelegenen Güter, sodann Breda und Steenbergen, und die Nutznießung der luxemburgischen Güter erhielt. Philipp Wilhelm starb 1618, nachdem er seinen Bruder Moritz zum Erben eingesetzt hatte.

Die Stellung der Republik zu den übrigen Mächten Europas war zur Zeit, als der Waffenstillstand abgeschlossen wurde, achtunggebietend; der beste Beweis dafür ist die Achtung selbst, welche ihr die Mächte einräumten. Diese einfachen Edelleute und Kaufleute, welche Alba mit leichter Mühe zu unterjochen gedachte, — sie hatten jetzt die Genugthuung, daß Jeder von ihnen bis auf den geringsten Mann herab einem Könige gleich da stand. Man denke an jene Truppen zurück, welchen die spanischen Veteranen, reich an Ruhm, einst so übermüthig in's Antlitz getrotzt, welche Diese bloß wie Rebellen behandelt und als solche hingerichtet hatten; und jetzt sehen wir ein Heer von 30,000 Mann zu Fuß und 3000 Reitern im Dienste der Republik; aus allen Ländern strömet ihren Fahnen Kriegsvolk zu, wenn sie ihre Werbtrommel erschallen läßt. Lange hat sie sich heldenhaft gegen die Uebermacht gewehrt; jetzt kann sie den Feind ruhig erwarten; denn sie hat die Uebermacht zertrümmert, sie hat den Feind mehr als bitten, sie hat ihn das zugestehen gelehrt, was sie verlangte. Noch wichtiger als die Landmacht ist die Seemacht der Republik. Welch ein Unterschied von jenen kühnen Meergeusen, die auf offnem Meere ihr schwimmendes Haus erbauten, die, als Piraten, vogelfrei und doch gefürchtet, in tausend Gefahren umherkreuzten, und doch der Freiheit den Weg bahnten, — welch ein Unterschied von ihnen zu der jetzigen Seemacht der Republik, deren Flaggen

so stolz im indischen Ozean wallen und in allen Meeren die spanischen schrecken!

Im innigsten Zusammenhang mit der Kriegsmarine stand der Handel der Republik. Hierin wurzelte ihre Kraft, ihre Macht. Die Zahl ihrer Kauffahrtheischiffe belief sich zuverläßig (jede Uebertreibung in den Angaben abgezogen) wohl auf nicht weniger als zehntausend; nach England und Frankreich, nach Italien und der Levante, nach der Ostsee und bis tief nach Rußland war der holländische Handel ausgebreitet. Er verschaffte sich den höchsten Kredit, er gewann den Ruf der Unentbehrlichkeit ebenso wie den der Solidität. Zu jenen Summen nun, welche der Handel mit jenen Reichen einbrachte, rechne man noch insbesondere den enormen Gewinn, welchen die ostindische Kompagnie erwarb! Fischerei und Manufakturen verbanden sich mit dem Handel, um dem Wohlstand der Republik die höchste Blüthe zu verschaffen. Während der für den Fischfang günstigen Jahreszeit wimmelte das Meer von Fahrzeugen, die auf den Fang auszogen oder mit reicher Beute belastet wiederkehrten. Die Republik konnte fast ganz Europa mit Fischen versehen, und der Gewinn, welchen die Staaten davon zogen, belief sich im Jahr wenigstens auf 4,942,500 Gulden; auch der Fischfang in den süßen Gewässern beschäftigte an oder über 600 Fahrzeuge und 3000 Menschen. In gleichem Grade, wie der Handel zunahm, blühte der Gewerbfleiß, und besonders nahm die Tuchmanufaktur zu Leyden und Haarlem einen bedeutenden Aufschwung; in Middelburg hatten die „Adventurers," englische Kaufleute, welche früherhin den Stapel der englischen Wolle und Tücher in Deutschland gehabt hatten und von dort vertrieben worden waren, ein Asyl gefunden; und der seither erhöhte Wohlstand jener Stadt war der schöne Entgelt für die vorurtheilsfreie Politik,

mit welcher man jene Engländer gastlich aufgenommen. Unter solchen günstigen Umständen mußte sich die Bedeutung der Städte überhaupt, welche ihre alten freien Institutionen behaupteten, immer mehr erhöhen, abermals zum Heil des Ganzen; denn dieser eigenthümliche Staatsorganismus beruhte ja auf der höchst möglichen Ausbildung der Selbstständigkeit jedes einzelnen Theiles. Wie aber der Geist, der eben das Ganze beseelte, demungeachtet von Partikularinteressen unzersplittert, den kühnsten Aufschwung nahm, dafür geben die Versuche der Holländer, die nordöstliche Durchfahrt zu finden, (Versuche, welche den Unternehmungen nach Ostindien vorangingen,) die schlagendsten Beweise. Immer großartiger entfaltete sich der Spekulationsgeist der Nation, die Eigenthümlichkeit des Charakters der Republik und ihrer Stellung zu den übrigen europäischen Mächten.

Selten hat ein Staat, dessen Lebensprinzip auf dem Handel beruht, durch alle seine Spekulationen zugleich den Wissenschaften so viel genützt als die Republik der sieben vereinigten Provinzen. Von allen Fahrten brachten die holländischen Flotten meistens neue Schätze zur Bereicherung der Erd- Völker- und Naturkunde heim. Ja, selbst jene mehrjährige Belagerung von Ostende, bei welcher so viele Millionen, und so viele Tausende von Menschenleben geopfert wurden, war nicht blos eine Schule des Krieges, sondern auch der Mechanik, der Medizin und der Chirurgie geworden.

Dies führt uns zu einer kurzen Betrachtung des geistigen Lebens in der Republik überhaupt. Wir erinnern uns hierbei wieder an jene gefahrvollen Zeiten, in welchen die Nation, von den furchtbarsten Stürmen umtobt, dennoch ihre Aufmerksamkeit auf die geistige Bildung richten konnte und die Universitäten Ley-

den und Franeker gründete. Die Früchte derselben reiften bereits aufs Allererfreulichste heran; auf der ersteren Hochschule finden wir die Namen Justus Lipsius (welcher jedoch später nach Löwen ging) und Volcatius; Scaliger, Meursius, Daniel Heyns, Hugo Grotius bildeten sich dort aus, die Zierden der vaterländischen Gelehrsamkeit; der freisinnige reformirte Theologe Arminius lehrte daselbst, wie zu Franeker der treffliche Exeget Drusius. Wichtiger aber als aller Glanz berühmter Namen war die Bedeutung jener neuen Universitäten der Republik *) für die Gedankenfreiheit, während die belgische Universität Löwen mittelalterliche Formen und — Ideen bewahrte. Im Ganzen nahm, wie wir es dem Charakter der Nation gemäß nicht anders erwarten können, das geistige Leben eine vorzugsweise praktische Richtung. Mathematik, Mechanik, Hydraulik und Physik standen oben an. Moritzens Lehrer Stevin, Willebrord Snellius, Zacharias Jansen (der Erfinder des Teleskops und Mikroskops) leisteten hierin Ausgezeichnetes. An diese Wissenschaften reihte sich dann die praktische Rechtsgelehrsamkeit. Hier müssen wir insbesondere noch des ehrwürdigen alten Viglius wieder gedenken, welchem (nebst Hopperus) die Redaktion des Strafgesetzbuches und der Kriminalprozeßordnung (noch aus Alba's Zeit, doch nicht in Albas Geist) zuzuschreiben ist. Bezüglich zu diesem Gebiete verdienen noch vorzugsweise Johann Wier (aus Grave) und Tuining (zu Leyden) insofern genannt zu werden, weil sie durch ihre Schriften wesentlich zur Bekämpfung und Entkräftung des unseligen Hexen-

*) Der Geist der Freiheit, der die ersten zwei Hochschulen der Republik gegründet, wirkte auch in der Folge fort. 1614 wurde die Universität Gröningen, 1636 die Universität Utrecht, 1648 die zu Harderwyk für Geldern, 1630 ein Collegium illustre zu Deventer für Over-Yssel, 1632 eines zu Amsterdam gestiftet.

glaubens, somit der furchtbaren Hexenprozeße, dieser größten Schande der christlichen Neuzeit, beigetragen haben.

Es liegt außerhalb der Gänzen, welche wir uns für dieses Werk gezogen haben, zugleich eine eigentliche Literaturgeschichte der Niederlande, und wäre es auch nur in flüchtigen Zügen, zu entwerfen. Wir möchten bloß die warmen Pulsschläge des Volkes nachfühlen, aufs Neue die Stirnader eines edlen Zornes anschwellen, das sanfte Lächeln der Liebe um die Lippen schweben sehen, das Jauchzen der frischen Lust hören wie den zermalmenden Donner des Spottes und den warmen Ausdruck des religiösen Gefühles, — alles Dies während der Zeit des Freiheitskampfes. Wir bemerken hier zwei Epochen, und zwar in der ersteren das Hereinragen der früheren Einflüsse und geregelten Verhältnisse, in der zweiten das Aufblühen eines jungen Geschlechtes, dessen volle Reife jedoch erst jener Zeit angehört, welche außerhalb der Gränzen unseres Werkes liegt. Ebenso bemerken wir zweierlei Gattungen, eine Naturpoesie und eine Kunstpoesie.

Wie die Republik die rasche Zunahme ihres Handels und Wohlstandes größtentheils den Ausgewanderten aus den südlichen Provinzen verdankte, welche sich in den nördlichen niederließen, so läßt sich auch, ohne den Letzteren zu nahe treten zu wollen, behaupten, daß die Poesie ursprünglich vorzugsweise in Flandern und Brabant heimisch war und vor Albas Häschern und Henkern auf den Boden der Freiheit flüchtete.

Flandern ists, wo wir, in die Geschichte zurückblickend, zuerst jene „Kammern der Rhetoriker *)" finden, welche als Nachahmung der schon früher in Frankreich bestandenen „colléges de rhétorique" aus diesem Lande auf ein Gebiet verpflanzt wurden, wo ein wohlhabendes, lebhaftes und mit poeti-

*) Vergl. Kops Gesch. der Rederyker.

schen Anlagen reichbegabtes Volk sie rasch ausbildete und vonwoaus sich die Rhetoriker („Rederyker") durch alle Niederlande verbreiteten. Schon im Jahre 1302 bestand in Diest eine solche Kammer unter dem Namen „Christus-ooghen." Es sind eigene Gilden von Poeten, mit allen Normen, Bräuchen und Rechten abgeschlossener Gesellschaften, welche gleichsam den poetischen Volksgeist repräsentiren, erhalten und wieder vermitteln. Die Mitglieder dieser Rhetorik- (oder Rederyk-) Kammern (die „Kameristen") finden wir in Obrigkeiten („hoofden") und „Kammerbrüder" („Kamerbroeders") unterschieden, die ersteren mit den Ehrenbezeichnungen: „Prinz," „Kaiser," „Dekan," „Hauptmann," „Faktor." Außerdem haben sie noch einen besonderen Fiskal und einen Bannerträger („vaendeldrager"), der unter Trommelschlag den Mitgliedern voranschreitet, wenn sie sich zu einer Zusammenkunft begeben. Auch der Lustigmacher („nar," „zot") fehlt nicht, um das Volk durch seine Späße zu ergötzen, und im Blütenmond hat die Kammer einen eigenen „Maiprinzen," dessen poetische Herrschaft nicht länger dauert als die Blüten. Der „Faktor" ist der eigentliche Hauptdichter der Kammer, der für jede festliche Gelegenheit die benöthigten Reime oder Schaustücke verfaßt, die Rollen austheilt, die „Jonghers" in der Kunst der Rhetorik unterweiset, aber dem „Prinzen", als eigentlichem Oberhaupt der Kammer, als ihrer höchsten Autorität, untergeben ist, so daß er keinen „Refrain" vorlesen darf, ohne ihn dem „Prinzen" zuzueignen. Jede Kammer der Rhetoriker hat ihr besonderes Wappen, („blazoen") mit Emblem und Devise („zinspreuk"). Dies in Kürze die Verfassung der phantastischen Gilden, von denen wir noch bemerken müßten, daß sie sich in „freie" und „unfreie" unschieden. Die ersteren waren solche, welche sowohl von den übrigen freien Kammern anerkannt und angenommen, als auch

von der Regierung bestätigt und begünstigt wurden, während die Letzteren sich ohne eine solche Autorisation konstituirten und erhielten. Die Beschäftigung der Kammern bestand in Abfassung von Gedichten verschiedenster Art, worunter das sogenannte „Kniegedicht" deßhalb eigenthümlich war, weil es rasch, eine Art von Improvisation, niedergeschrieben wurde, wobei dann das Knie dem Dichter statt des Tisches diente. Sodann führten die Kammern Schauspiele auf, "Sinnespelen" (Allegorien) biblische Stücke, Moralitäten, „Esbatementen" (Lustspiele) „Kluiten" und „Factien" (Possen), auf welche letztere immer ein Lied, das „Factieliedeken", zu folgen pflegte. Die Rhetoriker veranstalteten ferner auch Wettkämpfe um Preise, — „Dichterfeste," wobei irgend ein gegebener Vorwurf in „Refereyen" oder „Liedekens" behandelt wurde, und der Rhetoriker, welcher die Aufgabe am Besten löste, einen stattlichen Preis erhielt. Besonders prachtvoll waren ihre Aufzüge („Intreden"), wenn nähmlich irgend eine Kammer die übrigen aus derselben Provinz zur Zusammenkunft für ein Dichterfest einlud. Diese Intreden" waren zweifacher Art, „Landjuweelen," welche fast nur in größeren Städten und meistens mit vielem Aufwand, — „Haegspelen," welche im Allgemeinen in Dörfern und Flekken stattfanden, jedoch zuweilen auch in Städten, zum Beschluß der ersteren. Bei solchen Intreden erschien denn jede Rhetoriker-Kammer in ihrem besonderen Kostüm, meist zu Pferde und mit Prunkwägen *) So waren denn diese sogenannten „Dichter-

---

*) A. van Hasselt entwirft folgende pittoreske Schilderung davon:

„A des jours déterminés, elles ouvraient, chaque année, des fêtes poétiques auxquelles les autres chambres du pays étaient invitées par une carte, laquelle indiquait les sujets portés au concours et les prix destinés aux vainqueurs. Outre ces prix, il y en avait pour la société qui faisait son entrée avec le plus de magnificence, pour celle qui venait de la ville la plus éloignée, pour celle qui faisait la plus

feste" eigentliche Volksfeste, treue Spiegelbilder des niederländischen Volkslebens mit allen seinen Eigenthümlichkeiten. Auch die politischen Richtungen waren darin ausgedrückt; ja wir finden in dieser Beziehung schon von früheren Zeiten her sogar eine sehr merkliche Unterscheidung zwischen den sogenannten „freien" und den „unfreien" Kammern; die Ersteren ergriffen die Parthei der Höfe, durch welche sie begünstigt wurden, die Letzteren behaupteten fast immer eine scharfe Opposition, wie sie unmittelbar aus dem gesunden Volksgeiste hervorging, und insbesondere war es die katholische Geistlichkeit, deren Fehler und Gebrechen der derbe Witz dieser

---

belle illumination ou le plus beau feu de joie, enfin pour celle qui représentait la meilleure farce, ou le meilleur mystère. Au jour marqué, la fête commençait. Les rhétoriciens mettaient leurs vêtements de velours et de soie bordés de galons d'argent et leurs toques de velours bordées de galons d'or; et ils partaient. C'était quelque chose de comparable aux fêtes olympiques de la Grèce. Voyez, par un beau soleil d'été, la ville, où ils sont attendus, ouvrant ses portes toutes larges à la poésie qui entre assise à cheval ou traînée dans des chars antiques, la ville s'émerveillant à la vue de cette riche bigarrure de figures et de costumes, et tendant toutes ses oreilles aux accords des musiques dont les sons retentissent de toutes parts, la ville s'épanouissant de rire aux soties qu'on lui récite ou pleurant aux lamentables mystères qu'on lui déclame, la ville pleine de bruit et de joie; puis les églises qui carillonnent, et les cloches qui sonnent à pleines volées, et les canons qui tonnent, et toute une population qui applaudit et bat des mains; puis, quand la nuit est venue, les places publiques qu'on prendrait pour des fournaises ardentes, les fusées qui jettent dans l'air des gerbes de feu de mille couleurs, les vastes tonneaux de poix qui brûlent en dardant des flammes allongées et vibrantes comme des langues de serpents, et tout cela, le jour comme la nuit, accompagné des acclamations de la foule, et des orchestres qui chantent, mais dont la voix se perd dans la voix de cet autre immense et formidable orchestre, la foule."

(„les chambres de rhétorique" in dem Werke: „les Belges peints par eux mêmes N. 13 und 14.)

Kammern dem öffentlichen Gelächter preisgab. Dies war denn ein Hauptgrund, weßhalb Alba seine ganze Strenge zur Unterdrückung der „Kamers van Rhetorika“ aufbot. Ein Beweis, daß er ihre gänzliche Aufhebung fest beschlossen hatte, geht daraus hervor, daß, als er nach den Gräueln in Mecheln (1572) dieser Stadt ihre bürgerlichen Freiheiten zurückgab, doch die dortige Rhetorikkammer auf seinen Befehl für immer geschlossen blieb. Verloren sich nun diese Kammern in Belgien unter der spanischen Gewaltherrschaft und während der verheerenden Kriege immermehr, so vermehrten sie sich dagegen, durch die flüchtigen Rhetoriker, in Holland und Seeland. Ein besonders glanzvolles „Dichterfest“ wurde unter Andern 1606 in Haarlem gehalten. Doch im Allgemeinen war zu Anfang des 17. Jahrhundert die Blütezeit der Kammern schon vorüber; die Gebildeteren blickten mit Geringschätzung auf dieselben herab, obwohl die Zahl der Kammern auf dem Lande eher zu= als abnahm. *) In Bezug auf die heimische Sprache hatten sie ohnehin seit der Zeit des neuburgundischen Hauses nur verderblich eingewirkt. Die „freien“ (höfischen) Kammern suchten nämlich damals die fremde Sprache des Hofes nachzuahmen und mischten bei diesem Bestreben eine Menge französischer Worte in den kräftigen germanischen Urstoff. Auch das Beispiel der Statthalterin Margaretha von Oesterreich (der Tochter Maximilians I.) hatte sehr viel zum Verderbniß der Sprache

*) In neuester Zeit ist die Wirksamkeit der Rhetoriker=Kammern in Belgien wieder erwacht und äußert einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die volksthümliche Pflege der flamändischen Sprache, als eine der ehrenwerthen Gegenstrebungen wider die Alleinherrschaft der französischen. Noch kann man in jedem Monat die Preisausschreibungen der zahlreichen Kammern Flanderns lesen; die flamändischen Nationalschauspiele gehen von denselben aus; das ganze Institut ist national.

durch Fremdwörter beigetragen, da ihr Hof der Sammelplatz französischer Dichter war. *) Die Antwerpener Kammer: „de Violier," besonders aber die Amsterdamer: „in liefde bloeyende" erwarben sich um die Reinigung der vaterländischen Sprache von fremden Zuthaten große Verdienste, — in der ersteren namentlich, als Haupt derselben, der treffliche Bürgermeister Anton van Straalen, welchen Alba später hinrichten ließ.

In der Amsterdamer Kammer „in liefde bloeyende" legten gegen Ende des 16. Jahrhunderts mehre tüchtige Männer, wie Dietrich Coornhert, Heinrich Spiegel und Roemer Visscher redlich Hand an das unschätzbare Werk der Sprachreform. Coornhert (geboren zu Amsterdam 1522, gestorben zu Gouda 1590) wirkte insbesondere für die Veredlung der Prosa, Heinrich Spiegel (geboren zu Amsterdam 1549, gestorben zu Alkmaar 1612) als Grammatiker und als Dichter durch seinen „Herzspiegel", Roemer Visscher (geboren zu Amsterdam 1547, gestorben zu Alkmaar 1620), der Vater geistreicher Töchter, welche gleichfalls Dichterinnen waren, zeichnete sich durch Epigramme aus, die ihm den Beinamen des holländischen Martialis erwarben. Kornelis van Kiel (Kilianus), aus Duffelen in Brabant († 1607) wirkte unendlich viel für die Landessprache durch sein „Etymologicum teutonicae linguae."

Flandern und Brabant bewiesen in jenem Zeitraum fortwährend vorzugsweise ihre alte poetische Urbarkeit. So

*) Eine interessante Darstellung des Dichterlebens am Hofe Margarethens gibt van Hasselt in seinem „Essai sur l'histoire de la poësie française en Belgique" (gekrönte Preisschrift) Brüssel 1838, — französische Gedichte Margarethens der Polygraphe belge 1835. S. 160.

finden wir unter Andern in Brabant die Dichter Johann Baptist Houwaert aus Brüssel (1531 — 1599) Peter Heyns aus Antwerpen (1537 — 1597) Philipp Numan aus Brüssel († 1617), — in Flandern Karl van Mander aus Meulebek bei Courtray (1548 — 1606) u. s. w. Die Lyrik (in Romanzen, geistlichen, weltlichen und historischen Liedern) und das Lehrgedicht behaupteten den Vorrang, und man kann nicht umhin, eben so sehr über die Fruchtbarkeit der Poeten, als über deren reiche Begabung zu erstaunen. *) In Holland aber reifte zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts ein junges Geschlecht heran, welches bald hierauf der wiedergeborenen Muttersprache durch höhere Zwecke und Stoffe, und durch poetischen Genius ebenso die Unabhängigkeit errang, wie die Republik sie in politischer Beziehung erkämpft hatte, welches der holländischen Literatur eine ebenso ehrenvolle Stellung unter jenen der übrigen Völker verschaffte, als die Stellung war, welche die Republik in der Reihe der Mächte einnahm. Die Geschichtschreibung, wie das Schauspiel und die Lyrik erhielten jetzt erst ihren ausgeprägten nationalen Charakter. Wir nennen hier nur die Namen Pieter Corneliszoon Hooft (geboren zu Amsterdam 1581, gestorben 1679) Jost van Vondel (geboren zu Köln 1587, gestorben 1679) und Cats aus Brourershaven (1577 — 1660), den ächten Volksdichter. Zu gleicher Zeit mit diesen reiften die beiden Flamänder Daniel Heinsius (1580 — 1655) und Jakob van Zevecote **) (1597 — 1642) heran, beide aus Gent gebürtig, aber übersiedelt auf den Boden der Freiheit, nach Holland.

---

*) Vergl. Snellaerts „Verhandeling over de nederlandsche Dichtkunst in Belgie“ (gekrönte Preisschrift) Brüssel 1838.

**) Die erste Gesammtausgabe der Dichtungen Zevecotes verdankt man dem trefflichen Ph. Blommaert in Gent (1840).

Groß und erhaben raget die Gestalt des vielerfahrenen Staatsmannes Philipp Marnix von St. Aldegonde auch unter den niederländischen Dichtern hervor, nicht blos als Verfasser des herrlichen Volksliedes: „Wilhelmus van Nassouwe," sondern auch als Uebersetzer der Psalmen. Hier waren ihm Lukas de Heere (1565) Jan van Uytenhoven (1566) und der bekannte Dathenus (auch wieder ein Flamänder, aus Ypern, [1566]) vorausgegangen, welcher Letztere die Psalmen jedoch nicht aus dem Urtext, sondern aus der Version Clement Marots übersetzt hatte. Obwohl nun die Dathensche Uebersetzung allgemein angewendet wurde, so gebührt doch jedenfalls der herrlichen metrischen Uebersetzung St. Aldegonde's (1580) der Preis.*) Wahrlich: man kann seine Sprache kaum treffender bezeichnen, als wenn man folgende Strophe aus seiner Uebersetzung des 104. Psalms auf sie selbst anwendet und auf den Geist, welchem sie entströmte:

„Dyn handt dryft ook der watervloede hoop,
In haren tocht, en elk in zynen loop:
Van waer sy voorts rasch tusschen bergen vlieten
End haren strom sacht ruischende doorschieten."

Mächtig hatte St. Aldegonde auch durch seinen „Bienenkorb der heiligen römischen Kirche" („Byencorf der H. Roomsche Kercke") mit um so schärferen Waffen des Spottes, je feiner und geistreicher er diesen im zierlichsten Styl anwandte, für die Reformation gewirkt. Dies Werk erschien zuerst 1569.

Sehr häufig haben wir im Verlauf der Geschichte auf den bedeutenden Einfluß aufmerksam gemacht, welchen die Presse bei den wichtigsten Angelegenheiten der Nation ausübte; Flugblätter vertraten die Stelle unserer Zeitungen, sie waren

*) Vergl. über die Psalmenübersetzungen Snellaerts Verhandeling etc. und Münch Niederl. Museum. 4tes Heft

treue Abdrücke des Volksgeistes in seinen Leiden und Freuden; sie verkünden in derber, körniger Sprache den Strom und Sturz der Leidenschaft, die dem freien Mann in gerechter Sache ziemt. Es ist von großem Vortheil zur Beurtheilung des Volksgeistes in jener Zeit, daß die älteren niederländischen Geschichtschreiber viele dieser Flugschriften im ganzen Umfang oder wenigstens in Auszügen aufgenommen und so vor dem Untergang gerettet haben. Nirgends aber äußert sich der Volksgeist kühner, gewaltiger, hinreissender, als in jenen Liedern, welche besonders in der ersten Zeit der Revolution und in den ersten Kriegsjahren, wie der Donner auf den Blitz, jedem bedeutenden Ereigniß nachhallten. Wir finden sie in dem „Geusen-Liederbuch" gesammelt.*) Obwohl wir im Verlauf der Geschichte an betreffenden Orten bereits Fragmente des einen und andern Liedes beigefügt haben, so können wir uns doch nicht enthalten, hier noch zwei vollständige im Original mitzutheilen, welche besonders charakteristisch sind. Rythmus wie Worte sind frisch und munter. Bei dem ersten Liede springt der Refrain zwischen den Reimen immer wie ein schlagfertiger Kriegsgesell mit Schwert und Büchse hervor, herausfordend und trotzig. Es lautet (nach der Weise: „Een Meysken op een Revierken sat") also:

De Prins van Orangien is te Velde gekomen,
Vive le Geus!
Ghy Papen, als Apen, ghy meucht wel schromen,
Bedeckt u Neus,
Door den Princen spyt alle Papisten,
Wy blyven Geus!

*) Uns stand die Dordrechter Ausgabe des „Geuse Liedt-Boeck" (1687) zu Gebote. Wir beabsichtigen demnächst eine Auswahl der niederl. histor. Volkslieder zu veröffentlichen.

Alle de Papisten na haer goetdenken, — vive le
Geus! —
Sy meynden Gods leeringe te krencken, sy zyn soo
beus.
Al door den Prins spyt alle Papen, — Wy blyven
Geus!

Godes leeringh sal blyven staen, — Vive le
Geus! —
Maer der Papen Godt die sal vergaen, hoort mynen
leus,
Al door den Prins spyt Papen en Munnicken, — Wy
blyven Geus!

Al hebben wy so menige simpelen bedrogen, —
Vive le Geus!
Sy hebben so menigen leugen gelogen, Met nevrant
alteus
Door den Prins spyt Papen, wout Apen, — Wy bly-
ven Geus!

Sy bouwen op Pause leeringen vals, — Vive le
Geus,
De geschooren Zieldieven haer Aflaetsbrieven die zyn
al beus,
Door den Prince spyt Zielmis, Vigilij, — Wy blyven
Geus.

Haer guychel spel en valsche Opstel — Vive le
Geus!
En mach niet staen, maer moet vergaen, Oek haer
Moeder beus,
Door den Prince spyt Duc Albens Placcaet, — Wy
blyven Geus!

Spaens Bullen en zyn niet mer gesien, — Vive le Geus!
Duc d'Alba kan scherz weere meer bien, Haer macht is beus,
Door den Prince duc d'Alfs aenkleven, Wy blyven Geus.

Den Paus heft gebroken Godts gebodt, — Vive le Geus,
Sy jagen hem na met den Alf in 't kot, dit is doch heus,
Door den Prins spyt munniken en kunninken, Wy blyven Geus.

Nu hoort men den geestelyken hoop seer klagen, — Vive le Geus!
Om dat men de Zielmoorders uyt haer nesten siet jagen, dit is de gleus.
Al door den Prins spyt Jacobynen, Bagynen, Wy blyven Geus.

Hoe werden de Zielmoorders nu dus veracht, — Vive le Geus!
Om dat Paus godt en heeft geen macht, Als sy hadden een peus,
Al door den Prins spyt Cardinalen te malen, — Wy blyven Geus.

Ook Papen, Papynen, ghy zyt het wel waert, — Vive le Geus!
Want ghy u valsche Inquisicy vermaert, Wout brengen, is 't heus ?
Al door den Prins spyt Munnicken, Munnikinnen, Wy blyven Geus.

Oorlof Zielmoorders, wy vanden u wel, — Vive le Geus!
Dat ghy u wacht voor Lucifers Hel, Men branter beus,
Al door den Prins smaakt dit bediet, — Wy blyven Geus!

Folgendes ist das andere Lied (nach der Weise: „Gedrückte Herzen“);

Slaet op den Tromele van dirre dom deyne,
Slaet op den Tromele van dirre dom does,
Slaet op den Tromele van dirre dom deyne,
Vive le Geus! is nu de Loes.

De spaensche pocken, licht als sneeuw flocken,
De spaensche pocken, loos ende boos,
De spaensche pocken, onder's Paus rocken,
De spaensche pocken, groyen altoos.

De spaensche Inquisitie, vor Godt malitie,
De spaensche Inquisitie, als Draecx bloet fel:
De spaensche Inquisitie ghevoelt punitie,
De spaensche Inquisitie ontvalt haer spel.

Vive le Geus, wilt christenlyk leven,
Vive le Geus, houdt fraye moet!
Vive le Geus, Godt behoedt u vor sneven!
Vive le Geus, edel Christen bloedt.

De Paus en Papisten, Gods handt doet beven,
De Paus en Papisten zyn t'eynden haer raet:
De Paus en Papisten wreet boven schreven,
Ghy Paus en Papisten, soet nu aflaet.

Oflaet in tyts noch, Godts woort te krenken,
Oflaet in tyts noch, u godtlos spel.
Oflaet in tyts noch, och wilt u bedenken,
Oflaet in tyts noch, en valt Godt niet rebel.

'T swaert is getrokken, certeyn Godts wraec naect
'T swaert is getrokken, daer Joannes er schryft,
'T swaert is getrokken, dat Apocalipsis maet naect,
'T swaert is getrokken, ghy wart nu ontlyft.

'T onschuldig bloet, dat ghy heft vergoten
'T onschuldig bloet royt over u wraeck,
'T onschuldig bloet te storten heeft u niet verdroten,
'T onschuldig bloet, dat dronct ghy met den Draeck.

U vleyschen arm, daer ghy op betroude,
U vleyschen arm, beswyckt u nu,
U vleyschen arm die u huys boude
U vleyschen arm wyckt van u schou.

Prince

Princen, der Princelycker Geusen Prince,
Princelyk met u gheest haer doch regeert,
Princelyck dryven se u eer aldus bemintse,
Princelyck werdt u Reich alsdann vermeert.

Hier tobt der wilde Zorn wie eine immer wiederkehrende Brandung an das unterwaschene Felsgestein des Ufers, und wie die finstre Wetterwolke am Horizont, die einem gezogenen Schwerte gleicht, steigt der Fluch empor. Wir kennen nicht leicht ein so heiß aufloderndes und so erschütterndes Volkslied, als dieses wilde „ça ira“ der Geusen.

Gegen das Ende des Krieges hin nahm das Volkslied einen verhältnißmäßig geringeren Antheil an den öffentlichen Ereignis-

sen, wenigstens in sofern, daß es sich größere Kreise bildete und erhielt; der Haß und der Spott gegen Spanien zeigten sich übrigens auch noch in den Liedern, welche den letzten Kriegsereignissen entsprangen, ungeschwächt. Uebrigens verdrängte die Kunstpoesie immer mehr die Naturpoesie; jene stieg von Stufe zu Stufe in demselben Verhältniß, wie der neue Staat sich immer bestimmter entwickelte und konsolidirte. Der Nationalgeist gewann damit immer höhere Standpunkte, und die Geschichte des Abfalls, des Kampfes um die Freiheit selbst stand vor den klaren Blicken als ein vollendetes großes Heldengedicht da, ohne allen Apparat von Göttern, Engeln und sonstiger Maschinerie, rein ausgewirkt durch große Charaktere einzelner Männer und — was noch mehr ist — durch den großen, unerschütterlichen Charakter eines ganzen Volkes.

Was die religiösen Angelegenheiten betrifft, so bemerken wir, daß — abgesehen von dem durch die Politik gebotenen Widerstande, welchen die Generalstaaten der Forderung Spaniens entgegenstellten, — die leidenschaftliche Aufregung der Katholiken und Nichtkatholiken gegen einander abgenommen hat, daß sich Beide mit größerem Vertrauen wieder nähern. So tritt mit dem Waffenstillstand ein freundliches Wechselverhältniß zwischen den Bewohnern der vereinigten Provinzen und den Belgiern ein.

In der Republik fand die Intoleranz der Nichtkatholiken gegen die Katholiken, welche bis dahin vorgeherrscht hatte, jetzt einen andern Abfluß. Der Protestantismus selbst (hier als Inbegriff aller Gegensätze des Katholizismus genommen) zersplitterte sich in eine Menge von Gegensätzen, von denen jeder das Recht, sich selbst zu behaupten, in Anspruch nahm, ohne jedoch die Sanktion dafür, geschweige gar freie Ausübung zu erhalten. Die reformirte Konfession

eignete sich die Oberhoheit an; doch, während sie unduldsam alle abweichenden Konfessionen, wie die der friedlichen „Taufgesinnten“ und der Lutheraner verfolgte, entstand in ihrer Mitte selbst die gefährlichste Spaltung zwischen den gemäßigteren Zwinglianern und den puritanisch-strengen Kalvinisten. Dieser religiöse Zwiespalt erhielt eine politische Farbe und Bedeutung. In Holland war noch die größte Toleranz, und Oldenbarneveld deren Seele. Der Haß der fanatischen Prediger gegen diesen großen Mann, diesen ächt-nationalen Republikaner, fand in kurzer Zeit durch Moritzens Eifersucht gegen denselben einen willkommenen Anlaß, Moritz anderseits in den scheinbar religiösen Interessen eine passende Gelegenheit zum Sturz, zur Vernichtung des Mannes, welcher in einem Alter von 72 Jahren, und nachdem er dem Vaterlande vierzig Jahre treu gedient, nachdem er dessen Unabhängigkeit mit errungen hatte, noch auf dem Schaffot mit gutem Gewissen sagen durfte: „Aufrichtig und fromm habe ich als guter Patriot gehandelt und so will ich sterben.“ Er starb (1619) auf dem Blutgerüste, ein Opfer der Pläne des Prinzen Moritz, welcher seinen Ruhm dadurch befleckte und bis zu seinem letzten Augenblicke (23. April 1625) tief und schmerzlich sein großes Unrecht empfand.

Die Republik überlebte ihn. Und, als sie selbst verfiel, blieb doch auf holländischem Boden die Toleranz fort und fort bestehen. In Mitten des Volkes, für welches Wilhelm von Oranien lebte und starb, scheidet die Konfession den Menschen vom Menschen nicht, bleibt die Glaubensfreiheit die höchste Errungenschaft des großen Kampfes, wenn auch so manche andere im Laufe der Zeiten verschwunden sind.

Beilagen.

Beilagen.

I.

Philipp II. an die Staaten von Flandern. Madrit 13. Okt. 1567. *)

Le Roy,

Chiers et bien amez! Comme passez aucuns mois enca avions escript à nostre très-chiere et très-amée soeur la ducesse de Parme, Plaisance, etc., règente et gouvernante de noz Pays-Bas, et allieurs où nous sambla convenir de nous trouver par delà, pour tout cest esté passé, et faict à ces fins toutes les diligences possibles, pour apprester nostre armée à ce nécessaire que pensions debvoir estre preste au commencement d'aoust dernier, la chose a este tellement retardée tant à cause des victuailles et munitions que des batteaulx qui se debviont amener des de Landelouzie jusques à l'aultre mer (actendu que nostre première intention avait esté d'aller par l'autre coustel d'Italie) que au primes à l'entrée du mois de septembre sont arrivez au lieu de sortie, sayson fort périlleuse, et du tout (commest notoire) contraire à la navigation, et combien que pour une chose tant importante que de nostre saincte religion, et le bien de noz pays de dela et mectre en l'ung et l'autre le remède que convient, nous estions résolus et déterminez de non rufuser aulcun péril et pour ce non nous laisser

*) Aus dem städtischen Archiv v. Gent, mitgetheilt durch van Duyse im Messager des sciences historiques, 1840, Gand. p. 468.

divertir de nostre bonne intention. Toutes fois, voyant et considérant que avec sy singulière grace et benignité de Dieu et vos bons moyens et offices, et de nos bons et leaulx ministres et vassaux, les mauvais ont esté reboutez de leurs intentions et desseingz et les choses remises en tel estat que apparentement elles se pourront avec l'ayde de Dieu (esperant qu'il sera servy de continuer par sa grace ce que luy a pleu sy bien en commencer) et semblables bons offices, et moyens maintenir et souffrir ung peu de delation, nous a semblé que pour le service de Dieu et bien de nostre estat sera moindre mal de différer nostre dicte partement jusques au printamps prochain, que des nous mectre en apparent dangier desdicts inconvéniens, pour lequel temps estimons nostre venue par de là estre non seullement très-nécessaire, mais la tenons pour chose forcée, et qu'en aulcune maniere ne se peult ny doive escuser, bien entendant et pesant que tant il emporte auxdicts tamps que nous l'exécutons que, sans ce, tout ce qu'a esté bien faict et frayé jusques oires, et les paines et travaulx que l'on n'a prins, ne peuvent porter effects, oultre ce (qu'est le plus à considérer) que de ladicte grace et bien qu'il a pleu à Dieu de nous faire à nosdicts pays et estats en la réduction des affaires à tels termes ny se tirerait le fruict que convient ny nous demonstrerions la dheue recognoissance et action de grace qne nous et nosdicts pays luy debvons, sy délaissions en differrans plus avant nostre dict partement, et le debvoir d'y assister avec nostre prince, puisque sans icelle les affaires ne s'y peuvent remédier, et à cest effect faisons pour ledict temps préparer tout ce que y peult estre necessaire, tant

du coustel de par de la que d'icy, de manière que avec la grace de Dieu ny aura alors nul retardement ou empeschement, d'aultre part, comme nostre dicte soeur nous a faict grande instance par diverses et reiterées fois pour se retirer en ses propres pays et estatz, tant à cause de son indisposition que de ses urgens affaires pour avoir esté sy longuement hors de sa maison, laquelle avons tousjours requis de vouloir continuer en ladicte charge de gouvernante générale, considérant le tamps présent et nostre venue sy prochaine et aussi la grande cognoissance et experience qu'elle a des affaires de par de la, en l'administration desquels elle s'est sy bien et vertueusement acquitèe avec une sellicitude, peyne et traveil incroiable; quoy nonobstant nous a faict nouvelle instance, ayant à ceste fin envoyé devers nous ung de ses ministres propre et exprès, de manière que ne luy avons peu (bien à nostre grand regret) plus refuser sa requisition, à ceste cause et qu'il est nécessaire que pendant le temps de nostre dicte venue, nosdicts pays ne demeurent despourveuz de gouverneur et régent général, considérées les singulières prudence, leaulté et experience et aultres très-grandes qualitez de nostre très-chier et très-amé cousin le ducq d'Alve, pour nous présentement capitaine général de noz pays de par dela, l'avons commis par forme de provision audict estat de gouverneur général de nosdicts Pays-Bas, dont vous avons bien voulu advertir et certiorer par cestes, vous mandant et enchargent et néantmoins ordonnant de luy rendre en nostre nom toutte obéissance comme à gouverneur et capitaine général appartient et ce qu'en deppend. A tant, chiers et bien amez, nostre Seigneur

vous ayt en sa saincte garde. De Madrid, le XIIIe d'octobre 1567.

(Unterz.) Phle.

A nos chiers et bien amez les Estatz du päy et conté de Flandres ou à leurs députez. Am Rande bemerkt: Recepta le premier jour de janvier 1567 (1568).

II.

Aus einem Briefe Philipps II. an den Landgrafen Wilhelm von Hessen. Dat. Madrit 28. November 1567 *)

. . . .

. . . . . . So vil aber belanget, Was bisher in vnsern Niderlanden vnser ordnung vnd beuelh, so mit dahin verordnung vnsers Kriegsvolckes, als auch gefencklicher einziehung etlicher ansehenlicher vnd anderer Personen, furgenumen vnd gehandlet worden vnd sich verloffen hat, wurdet Euer Lieb aus vnserm vorlengst an Sy angeregter Niderlendischer empörung halben gethanen Schreiben vnd erclerung, aus was ehafften vnd billichen vrsachen, Wir angeregt vnser Kriegsvolck dahin zu verordnen vnvermeidenlich bewegt worden, freundtlich vnd genugsam vernumen haben, vnd für sich selbst in bedrachtung aller sachen vmbstände vnd gelegenhait zu ermessen wissen, Daß solches nicht vmbgangen noch auch sonst anders gehandelt werden mögen, Vber daß solche verhafftung nicht allain aus gantz billichen, ehafften, rechtmessigen und hochbefuegten, sondern auch hochnottwendigen vnd

*) Brüssler Staatsarchiv.

vnvermeidenlichen vrsachen furgenumen werden mueſſen, wie dan Euer Lieb vnd andere ſolches mit der Zeit ferrer vnd aigentlicher vernemen ſollen. Wiewol wir nichts deſtoweniger entlich gemainet ſind, in ſolchem fall nicht allain alle ſachen vermöge des ordenlichen Rechten vnd aller erbar vnd billigkhait, nach aines jeden Stand vnd weſen abhandlen und austragen, Sonder vns auch ſovil Jmer muglich, vnd geſtalt vnd gelegenhait der ſachen, erdulten mag, mit allen gnaden vnd miltſinniger Guete finden zu laſſen, Als wir vns dan hieuor Je vnd alwegen erbotten haben, vnd ſolches die Werck zu erkhennen geben ſollen,

Sonſt ob wir wol gehoffet vnd darzu entlich entſchloſſen geweſt, in nechſtvergangenem Somer in angeregte vnſere Niderlande zu ſchiffen, vnd den ſachen daſelbſt, ſelbſt perſönlich bey zu wonen, damit Sy umb ſovil deſto ehr vnd mit beſſerm fueg zu behörender vnd beſtendiger richtigkhait gebracht werden möchten, Vnd deßhalben auch alberait mit mercklichem groſſen Coſten, muehe, Arbait vnd Vleiß vnſer ſtatliche Armada außzurüſten vnd ſonſt alle notwendige vorberaitung darzu zu thuen bevolhen gehabt, Auch ſolches ſovil muglich geweſt, zu Werck geſtellet worden, So hat doch aus allerhand vnverſehenen fur vnd eingefallenen verzüglichen verhinderungen, in ſolchem die noturfft, wie ſich geburet vnd ain ſolche rayſe erfordert, nicht ſo fürderlich, als wir wol gehoffet, vnd vnſer rechnung gemachet, in völlige beraitſchafft gebracht werden mögen, ſonder ſich die ſachen ſo lange verzogen, biß die rechte vnd beſte Zeit vnd gelegenhait zu ſchiffen, furvberkhomen, Jnmaſſen khain See vnd Schiffverſtendiger vnd erfarner mehr rathen wöllen, Vns zu ſo gar vngelegner vnd widerwertiger Zeitt, vff die See zu begeben, Wie dan auch an Jme ſelbſt clar vnd augenſcheinlich, daß es one gantz gefahrliche vnd nachthailige Wagnus

nicht geschehen mögen, Wiewol Wir vngeachtet vnd vngescheucht aller vorstehender gefahr vnd bedenken nichts desto weniger für vnser Person gemainet gewest, solche vnsere vorhabende Schiffart Im namen Gottes würcklich fortzusetzen. Dieweil sich aber die sachen in angeregten Vnsern Niderlanden, durch sondere gnedige verleyhung vnd schikung des Almechtigen, (deme billich darumb lob, ehr vnd danck zu sagen) Auch statlichem zuthuen etlicher vnserer treuen vnterthanen allenthalben zu zimblicher vnd solcher besserung geschickt, daß zu hoffen solche sollen vnd werden sich also vermittelt seiner götlichen gnaden vnd vnserer treuen vnterthanen bestendigkhait vnd sorgfeltigkhait, lenger also erhalten, vnd denselben ain so geringer verzug khainen nachthail bringen, So haben wir im Rath gefunden, daß besser vnd fürtreglicher seye, solche vnsere vorhabende Schiffart für dieses Jar einzustellen vnd biß vff nechstkünfftigen frueling beruehen zu lassen, Als daß Wir Vns in ain augenscheinliche vnd gewisse gefahr die (wie menlich wais) ain solch vnzeitlich absegeln vff sich hat, vnd daraus allerhand grösserer vnd vnwiderbringlicher vnrath ervolgen mögen, zu begeben. Derhalben vnd nach dem Wir angeregte vnsere Rayse, aus obvermelten ehafften vrsachen vnd verhinderungen dieses Jar nicht zu Werk richten khönden, sondern notwendiglich vnd wider vnsern Willen vnd hoffnung zurückstellen muessen, vnd doch vnsere fürderliche ankhunfft in angeregte vnsere Niderlande, so hoch von nöten sein will, daß Wir aus vilen bedencken gentzlich darfur halten, sonder vnser persönliche gegenwertigkhait, aller Costen, muehe und Arbait, so biß jetzo zu stillung vnd richtigmachung der daselbst entstandnen empörungen, vff vnd angewendet worden, vergebens sein werde, So sind wir nochmals entlich bedacht vnd entschlossen, solche vermittelt götlicher gnaden, vff nechstkhünfftigen frueling, gewißlich und sonder ferrern verzug

zu Werck zu stellen, der tröstlichen Hoffnung, der Almechtig solle vns darzu gnad vnd glück verleyhen, und solche zu gewünschter vollendung gelangen lassen, und sonst ferrer nichts mehr ein vnd fürfallen so solche verhindern oder vffhalten vnd verlengern möge, Als wir dan auch alberait ordnung geben, mitlerweil alle noturfft darzu in behörende raitschafft vnd notwendige Rüstung zu bringen, Welches alles Wir Euer Lieb zu gründlichem bericht aller gelegenhait, freundtlicher gueter mainung nicht wöllen verhalten, Vnd da sich villeicht seither in angeregten vnsern Niderlanden was weiter zugetragen, so vns bitz Jetzo noch nicht zu wissen khumen, vnd doch von nöten oder sonst rathsam sein würde, Euer Lieb dessen auch zu berichten, So haben wir Vnsern Stathalter general daselbst beuelch geben, Euer Lieb dessen gleichsfals auch an vnser stat mit dem furderlichsten zu berichten, Vff dene Wir vns hiemit freundtlich referieren Vnd an Euer Lieb begeren thuen, Sy wölle Jme in solchen gleich vns glauben geben, Dan wir Euer Lieb mitlerweil Dieses, wie obstehet, als das nötigest, selbst freundtlich verstendigen wöllen. . . . .

III.

Der Herzog von Alba zeigt den Staaten von Flandern den ihm vom König gewordenen Auftrag an. Brüssel am letzten Dezbr. 1567. *)

Messieurs! Je présuppose que vous aurez entendu par la lettre de Madame la ducesse de Parme, comme

*) Städtisches Archiv von Gent, mitgetheilt durch van Duyse im Messager des sciences histor. 1840. Gand. p. 471.

aussi vous entendrez ençoires plus amplement par celles du Roy icy jointes, *) que m'a semblé convenable d'accompaigner de cestes, que à la grande instance de ladicte dame, Sa Majesté luy avait consenti le déport de sa regence et gouvernance générale de ces pays, et que en attendant qu'elle y arrive, elle s'est trouvée servye de m'y commettre par provision. Et oires que je cognoisse la charge de l'importance qu'elle est, et requerant aultre personaige que moy. Toutefois comme est raisonnable que en toutes choses Sa Majesté soit servye, obeye, n'ay peu delaisser de l'accepter, en quoy j'ay fait tant moins de difficulté considérant que Sa Majesté nous asseure si fermement de sa venue pardecà au prinstemps prochain, en attendant laquelle l'on peut tenir pour certain que je travailleray tout ce que me sera possible pour le bien et tranquillité desdicts pays de pardeçà, sans m'y espargner en riens. A quoy je prie à Dieu me donner sa grace et qu'il vous ait, Messieurs, en sa saincte guarde. De Bruxelles, le dernier de décembre 1567.

L'entièrement vostre,
(Unterz.) F. A. Duc d'Alve.

A Messieurs les Etats du pays et conté de Flandres, ou à leurs députés.

Am Rande: Reçue le premier janvier, entre neuf et dix heures du matin.

---

*) Beil. I.

IV.

Ueber die Gefangennehmung Egmonts, Hoorns u. s. w. *)

Wie der Duca de Alba Erstlich in den Nidder Burgundischen Landen samptt seinem Krigsvolck ist ankommen, ist der Graue von Egmont mitt vielen Herrn vndt Eedelleuthen aus Flandern, Arthops vnd Hennegawe ihme vnder augen getzogen vndt zu Tina ihn antroffen, da er dan gahr woll von Hochbemeltem von Alba ist entpfangen worden vnd folgents ist der von Egmont widder auff Brüssel gezogen,

Dergleichen hat der Graue von Horn sich auch gehalten vnd deme Hertzogen von Alba seinen Drossart von Horn bis in Lothringen vnder augen geschickt vndt entpfangen lassen, welchen gleichergestaltt der von Alba sehr woll gehalten vndt dem Grauen geschrieben, das er wolle zum fürderlichsten zu Ihme kommen, dan er habe ettlicher sachen halber mitt Ihme zu reden, daran deme König hoch vndt viell angelegen vnd habe auch beuelch seines Raths dorin zu pflegen, auff welches der vonn Horn zu deme Hertzogen von Alba vff Leuen ist geritten, da er sich gantz freundlich jegen Ihme ertzeigtt, mitt Vermeldung, er habe ein grosses vertrawen zu Ihme vnd wolle In allen Sachen seinen Rath geprauchen, Begertte derohalben das er seine sachen dahin richte, damitt er deme Hoff stetig beywohnen möge, Undt wie eben deme von Horn dißmals zeittungen zukommen, wie das die Greuinne von Newenar loblicher gedechtnus mit todt abgangen, hatt er an den von Alba begertt Ihme erlaubnis zu

---

*) Brüssler Staatsarchiv. (Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière. Erster Band. Fol. 58—63.)

geben zu seinem Schwager deme von Newenar zu ziehen vnd Ihnen zu tröften u. s. w. welches dann deßmals der von Alba fuglich nicht hatt mögen abschlagen. Dan nach deme er vorhabens gewesen, denen von Egmont, Horn vnd Hochstratten gefenglich anzunehmen, hatt er besorgtt, so fern er desmals hatte den von Horn arrestirt, das alsdan die andern des gleichen sich würden besorgen, vnnd mochten fluchtig werden, zu deme das er der zeitt noch nicht sein Hispanisch Krigsvolck in den Stedtenn vnd Beuestigungen gehabtt vnd vorsorge gehabtt, so fern sein vorhabens entdeckt, es mögt allerlei erweitterung daraus erfolgen, hat derhalben dissimulirt, biß so lang er sein Krigsvolck in den stedten gehabt, Wie nuhn der von Horn Sontag vergangen acht tage gegen die nachtt tzu Brüssel einkohmmen, hat sich der Herzog wie bevor ertzeigt vnd den Montag Inen sampt deme Egmont vndt andern Herrn vom Orden In Rath geforderdtt, damitt er sie destomehr versichere, Es ist aber in demselbigen Rath nichts wichtiges gehandlett, alß nur allein, wie man Diedenhoven vnnd ettliche andere Frontiren beuestigen solle.

Deß Dinstags Morgens hett den von Egmont des von Alba Bastert El grant prior ton Hernanto des mittags zu gast gehabtt, da sie denn allerlei vertreuliche Redden mitteinander gefhürtt, vnd der von Horn hatt dem von Alba denselbigen Morgen ein pferdt schencken lassen, dessen er sich hoch bedanckt vnndt angenommen; Den nachmittag hett der von Alba die Hern vom Orden widder in Rath gefordert, Da gleicher gestaltt von gemeinen sachen ist gehandlet worden, Vnndt dieweil man im Rath gewessen hat der von Alba sich gar vnzierlich vnndt vngestümb erzeigtt mit Husten, auswerffen vnndt schweyssen vnndt hernachmalß, wie er aus dem Rath ist geritten, haben der von Egmont, Horn, Mansfeldt, Arenbergk vnd Berlemont Inen In sein Behausung beleitet vndt der von Egmont ist stracks zue Don

Hernanto, des von Alba Bastart, In seine Cammer allein gangen vnd mit Ime conversiren wollen vnd sich alles gutts zu Ime versehen alß der den mittag mit Ime gessen, Wie sie nun ein zeittlang mitt einander geredt, Ist der Statthalter von Pavia, Hauptman vber des Herzogen von Alba Quartier hinein kommen vnd zu deme von Egmondt gesagt, Es sey Ime leidt, aber er habe Beuelch von deme von Alba Inen gefenglich anzunehmen, darauff der von Egmont geantworttet, Er wolle sich in des Hertzogen namen nicht gefangen geben, darauff der Hauptman gesagtt, er habe beuelch von dem Konig vndt deme von Alba Inen gefenglich anzunehmen vnnd darauff sein gewehr begertt, Darauff der von Egmont gesagt, Er habe dießelbige die tage seines Lebens getragen zu des Konigs dienst, wie dan auch noch, vnd die wehr abzulegen sich beschwerdt, Aber endlich hatt er sie müssen ablegen vndt ist gahr allein im gemach geweßen, das niemandts von seinen Leuten daruon gewust vnnd ist auch also heimlich im Gemach gehalten worden, Mittler weill wie der von Horn mit den andern Herrn beim Hertzogen von Alba gewesen vnnd allerlei guett gesprech mitteinander gehabt, der Hertzog sich auch gantz wohl erzeigtt vnd widder anheim reitten wollen, Ist in dem andern Saal, wie sie Iren abschied vom Hertzogen genommen, ein Spanier mit dem Hispanischen Hauptman Salines kommen vnd zu demselbigen gesagt, Dießer ist der Graue von Horn, denen er ohne daß wohlkennet, gesagt, Er nehme Inen in des Königs namen gefangen vndt er solle sein gewehr von sich geben, darauff er gesagt, er verhoffe nicht das man Inen widder den Eidt so der Kunig denen vom Orden gethan, also gefenglich einzhien vnndt sein gewehr abnemen werde, wie den der von Mansfeldt, so dabey gewessen, auch gesagtt, Aber es hat nit helffen wollen, vnndt haben Inen hinweg gefhürt In des Priors don **Hernanto** behaußung, da der von Egmont auch gefangen

lege, doch in vnderschiedenen gemachen Und dieweil der von Egmont vnndt Horn bey dem von Alba geweßen haben sie bis in die fünfhundert Hackenschützenn darein bracht, alsbaldt hatt der von Alba seinen Secretarien Albornes mitt ettlichem hispanischen Kriegsuolck in des von Hornn Losement geschickt vnnd alle brieff vnndt schreiben hinweg genommen, auch seinen Secretarien Alonso so ein Hispanier ist gefangen, welchs wohl ein verdeckt essen sein möchte, desgleichen des von Egmondt vertreuesten Rath, den von Backerzeel, haben die Hispanier vff der gassen grieffen vnnd gefenglich wie einen Mörder hinweg gefhürtt vnnd man weiß nicht, wo er hinkommen ist, auch des von Egmonts Hoffmeister Boeck vnd seinen Sekretarien.

Weitters haben sie auch deßmals denen von Moll gefangen, so von deme Printzen von Vranien beuelch gehapt vber seine Landschafft, vnd gleicher gestaltt hinweg gefhürtt; auch den Bürgermeister zu Antorff, Stralen, welcher hat entpflichten wollen, Er ist aber von deme von Latron zwischen Antwerff vndt Mecheln gefangen worden vnd mit dreien Fenlin Hispaniern gen Lyre geführt wordenn, vnnd soll des Cardinals Granuelle Bruder, Mr. de Champagni Inen dieser zeitt bey Antorff vff Cantecroy, des Cardinals hauß mit dreien Fenlin Hispaniern verwaren lassen vnndt ist dieses Burgermeisters Gutt von den Hispanischen stuckweiß vfgeschriben so vber 1,000,000 Cronen werth ist. Es werden der von Egmont vndt Horn allezeitt mit einem Fenlein Hispanier verwacht, vnndt haben Anstundt alle Finster im Hauß vernagelen vnnd verschlagen lassen auch deme von Egmondt vndt Horn einem Iden nicht mehr alß einen Buben zu haben erlaubt vndt der mag nicht außghen, deme von Egmondt hett man bewilligt dieweil seine Behaußung des nehst an deme ligt, darin er gefangen ist, das er sich auß seinem hauß lest speißen vnndt tragen seine Diener die Speiß bis an das

hauß, welche alßdan die Hispanier volgents Jme zubringen, aber deme von Horn hett man es nicht wollen gestatten auch nicht das man Jme ein hembtt hette brachtt vndt haben geantworttet der von Alba habe Kost vnndt hempter genug vor Jnen, der Graue von Hochstratten hatt seine haußfraw des von Horn schwester vor zwei dagen vff Bruessel geschieckt vndt an die von Parma vndt den von Alba geschrieben vnndt gebeten das sie wie Herrn vom Orden vermöge des Eidts so der König gethan, mögen gehalten werden, welches der von Alba alß einer des Ordens billich sollte guets wissens haben vnndt das man sie in Jrer entschuldigungen vnndt Justification nicht wolte übereilen, vnndt stehet zu besorgen, man werde sie etwan zu einem Triumph in Hispanien fhueren vnd werden schwerlich widder loß werden, vndt wo man sie nit öffentlich wirdt richten, man werde sie mit einem hispanischen Salath abfertigen wie den Andern mehr beschen. Eß hatt auch der von Alba die Päß verlegt, das niemands auß dem Lande möge kommen, auch nichts vonn sich schreibenn, wohl mit 900 hispanischen vnndt italienischen Pferden, so allenthalben streiffen vnndt treiben zue Gendt vnndt Lyra einen vnglaublichen muettwillen vndt vnzuchtt vnd man muß Jnen allenthalben die Schlüssel zue den pforten geben, wollen auch alle gewehre den Burgern nehmen, zue Bruessel rüstett man alle alte Törn widder zue Gefengnuessen, welche der von Alba mit großem vleiß lest verfertigenn, Eß seyndt die Hispanier so gutt so boß nicht 7000 sterck vnd vnder den Reissigen nicht vber 150 gutter pferdt, Eß ghett auch die sage, wie daß der Commissarius Hans Engelbrecht (so dißer tzeitt im Landt tzue Braunschweig leigt, vnnd hinckt am Rechten schenckel so ime außerwarts krum stheet vnnd kurzer als der Ander) denen so in des Königs von Hispanien wartgeltt seindt vndt Jnen die Religion vnndt das Römisch Reich vndt Vat-

terlandt vorbehalten haben, abgedanckt haben vnndt anstundt widder newe beuelchs leutt angenommen so andere bewerbenn, so sich verpflicht dem Konig zu dienen, wozu er Jrer bedürffen wirdt, wie man den der Ehr vndt gottloßen leichtferttigen Meußköpff deß ortts wohl findett.

Graue Peter Ernst ist sehr betrubtt des von Horne gefengknuß halben vnndt weiß nicht wie es Endlich mit Jme erghen wirdet, wie den auch sein sohn Graue Carle (wiewol er viell löblicher thaten in der von Parma dienst mit seinem Regiment verricht auch eigener handt bürger zu Antorff, so der Religion verwandt erstochen): so ist er doch entritten vnndt hatt besorgtt, er sollte auch gefangen werden darumb das er im Anfang die vbergebene supplication vnderzeichnet, wie dan auch der von Tembenige, des von Egmonts Vetter wiewol er mit einem Fhanen Reutter der Gubernantin gedienet vnndt denen von der Religion einen großen abbruch gethan vnndt gahr Bapistisch ist, so hatt er doch auch müssen entfliehen, wie alle andere, so etwas gemeinschafft mit den Remonstranten, (so man Geußen nennt) gehapt, Es gheet auch das Geschrei das der Marggraue zu Antorff vnnd Caspar Schetzs, Thresorier sollen in verdacht vnndt gefahr stheen, wie den auch alle Andere so zuuerlieren haben, welches die Hispanier gern wollen finden vnndt sagen allbereitt die guitter im Nidderlandt seien alle Jr vnndt wie vor Sechs tagen ein Edelman vor des von Alba Haus vorüber ginge mit einer großen guldin Ketten, sagten die Hispanier, die Ketten ist auch vnser vnd der galgen vor Jnen.

Der von Alba wie er denen von Egmondt gefangen hatt er den Grauen von Arenberg zu der frawen von Egmondt geschickt vnndt sie tröſten lassen vndt hatt der von Arenberg gesagt, er

habe des Vorschlags kein wissen gehaptt, Ob dem Also mag Gott vndt Jhme am besten bekanntt sein, der wolle Jme samptt andern seinen mittgesellen nach Jrem verdienst alß ein gerechter Richter vndt hertzkundiger belohnen, die Hispanier heißen den feinen Man den von Norcartmes el Castigator de los flamingos, Man mögte Jme aber woll einen anderen Nahmen geben, der Jme besser soltt eignen vnndt dieweill dann nuhn gott das vnkrautt vber die fruchtt lest wachsen, so mus man dem spiel zuesehn, der wirt dasselbige zue gelegener zeitt woll wissen zue wenden, Datum den 18. Septembris anno & 1567.

Nullus et nemo filius Pasquilli.

V.

Vorstellung des Churfürsten August von Sachsen bei dem Kaiser zu Gunsten des Prinzen Wilhelm von Oranien. *)

Allerdurchlauchtigster &

Allergenedigster Herr! — Welchergestalt mit dem hochgebornen Fürsten vnnserm freundlichen lieben Oheimen vnnd Schwager, den Prinz zu Vranien, durch Eringrung Seiner L. Lande vnnd Leuthe gehanndlet worden, Solches wirdet zweifels one Ew. M. genedigist vnnd genugsamb bewüst sein;

Daß nun diese geschwindigkait wider S. L. in dero abweesen

*) Brüssler Staatsarchiv. Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière. Erster Band. Fol. 139—141.

vngehörtt vncitiert vnnd vnbeschuldigt Sr. L. auch zuwider des Ordens hergebrachten Statuten vnnd freyhaiten, vnnd vnerkhants rechtens mit eyteler Sr. L. mißgünstigen gewaltt (dann Ich der Ku. M. zu Hispanien solches nicht zuemesse, noch auch daß es auff dero genuegsamb erkhanndnus vnnd Beuelch geschehe, noch zur Zeit glauben khann) vorgenommen vnndt vnerhörter weise gebraucht etc. vnnd S. L. sambt dero Gemahell vnnd Kindern in austrückhlichen verdacht, Schimpff vnnd eusserst verderben gesetzt, vnnd deß Ihren dermaßen vnverschuldelt entsetzt werden, Das ist Mier der nahen pluetsverwandtnus halben, damitt Ich S. L. zuegethann, gleichwoll nicht alleine befrembdlich, sondern auch (wie E. Kay. Mt. genedigist zuerachten) gannß bekhumerlich zuuernehmen. Ich khönnte auch bey Mier nicht ermessen warmit doch Sein L. aine solche große der Ku. Mt. vngnadt vnnd straff verwirckht oder verschultt haben sollte. Sintemal Ich nicht anders waiß, dann das S. L. Je vnnd alle Zeit Inn Irem beuolhenen Gubernament die Vnderthanen Im Niderlanndt zue Rhue vnnd gehorsamb gegen der Ko. Mt. gewisen, vermannt vnnd alle weitterung, nach bestem Seiner L. vermögen, vorkhumen vnndt abwenden haben helffen. Eß were dann das es derhalben geschen das sich S. L. mit gebüerender vndertheniggister Diemuet der Religion halben gegen der Ko. Mt. erclärt vnndt sich zu der augspurgischen Confession bekhanndt hat etc. dessen eigentlicher Bericht Nun S. L. vnnd dero gefreundten vnnd verwanndten zverkhunden sein will. Ich stehe aber vnntertheniglich in khainen zweyffel, E. Kay. Mt. werde hierInnen selbst das genedigist nachdenckhen haben, das Sie solche scherpffe vnndt geschwindigkhaitt, Sonnderlich gegen fürstlichen Personen dero Vorfahren vnnd Sie selbst, den Künigen zu Hispanien mit darsetzung Ihres Leibs, lebens vnndt vermögens Je getreulich vnnd stattlich gedient haben, vngern

erfahren. Vnnd Jch für meine Person bin auch der freundtlichen vnndt dienstlichen zuuersicht, weyl das hauß zue Sachsen Je vnnd alle zeit mit den Königen zu Hispanien in guetter freundtschafft gestanden vnnd Jren Ko. Mt. zu freundtlichen Diennsten geflissen gewesen, Die Ko. Mt. sollte sich desfalls gegen dem Herrn Prinzen vnnd S. Liebden Gemahell, Meines leiplichen Bruedern seligen, Dochter, mit gnaden erweisen, da allaine der Prinz von Seiner L. widerwertigen, die man wol khennet, Nicht also in Jhrer Ko. M. hässigclich gebildet vnnd getragen wurde, So khann Jch auch Seiner L. dise wahrhafftige gezeugnus geben, das Sie bey aller solcher Verenderung der Niderlande daß wenigist bey Mier Nie gesuecht, so der Ko. M. zuwider, Sonndern Vilmehr zu allem vnderthenigem gehorsamb vnnd schuldiger dienstwilligkhait vernemen hat lassen. Wie dann das werckh ann Jme selbst außweiset, das Sich S. L. bißhero getruckht vnnd geduldet, vnnd anderer Mitl die etwan S. L. von Andern angebotten, vnnd etwas stattlich vorgestannden vnnd noch vorstehen mögen, gentzlich geeußert vnnd enthaltten hat, dessen S. L. auch zu geniessen verhoffet. Vnnd ist demnach an E. kay. Mt. meine vnderthenigste Bithe, E. kay. Mt. wölle sich mehrgemellts Prinzen zum fürderlichsten genedigest annemen, vnnd vmb dise mein vnderthenigiste Bitte auch der Sachen gelegenheit vnnd vmbstennde willen, bey der Ko. Mt. oder sonnsten die fürderliche genedigiste verwendung thuen, das Jr Ko. Mt. die gefaßte vngnad gegen Seiner L. schwinden vnnd fallen, vnnd S. L. bey dero Lannden vnnd vnderthanen bleiben lassen wolle, Waß nun E. Kay. Mt. von Jhrer Kon. Mt. mit ehisten zur Antwortt empfahen werden, Mich dessen alßpaltt, vnnd gantz vnuerlanngt genedigist berichten.

Daß erkhenne vmb E. Kay. Mt. vber schuldige gebür Ich vndertheuigist zuuerdienen, Mich gantz willig.

Dat. Dreßden den 22 Januarij anno &c 68.

Ewr Röm. Kay. Mat.

Vndertheuigister
Gehorsamer
Augustus herzogg zu
Sachsen, vnnd Churfürst.

VI.

Der Herzog von Alba an . . . . ? *)

Brüssel. 22. Juni. 1568.

Vnser freundtlich dienst vnd was wir liebs vnd gutts vermugen zuvorn, Hochwirdiger in Gott furst besonder lieber freundt, Nachdem wir dieser tagen von der Kun. Mt. zu Hispanien 2c. vnserm gnedigsten Herrn hiebeyverwartes schreiben an E. L. verlautendt, bekhomen, Vnd Inhalt desselbigen Copey vernomen, wie das Ir Kun. M. E. L. notturfftiglich vnd außfuerlich berichten, mit was vngrundt dieselbig Ir kun. M. neben andern Christlichen Potentaten ainer verdechtlichen verbundtnus vnd daraus besorgten gewaltsamer handlungen halb, Neben dem was sich sich nun ain gutte Zeither in disen Irer Kun. M. NiderErblanden vnser beuolhen verwaltung von wegen ent-

*) Brüssl. Staatsarchiv. Concept.

standner geferlichen vnruhe verloffen, hinvndwider Im hailigen Reich Theutscher Nation, one Zweiffel durch Ire abgunstige, vnd gemainer wolfart fridhessige Leuthe, außgebraitet worden, haben wir gleichwol dieses vnser schreiben mitfuegen wollen, yedoch von vnnöthen geacht, E. L. angerurten vnverschuldten verdachts, vnd anderer sachen halb, ainiche fernere außfuerung zuthuen, dan wir machen vns kainen Zweiffel, E. L. die werden Irem beywonenden hochen verstandt, auch sonst aller sachen vmbstende vnd gelegenhait nach, aus gedachtem der Kun. M. schreiben, vnd derselben bey meniglich erkanten fridliebenden, vnd bißher erzaigten Kuniglichen werckhen, augenscheinlich befinden, das Ir Kun. M. gemueth vnd maynung endtlich dahin gerichtet ist, mit meniglich, vnd Insonderhait mit E. L. vnd andern des hailigen Reichs Churfursten, Fursten, vnd Stenden sovil jmmer muglich, in friden, vnd vertrewlicher gutter freundt vnd nachparschafft zuleben, Vnd sich one hochtringliche vrsachen des widerspils nicht zugebrauchen, wie wir dan auch fur vnser person Gubernaments halb, von Ir Kun. M. eben gleichmessigen beuelch haben, vnd vns vermög desselben aller gebur zuverhalten gedenckhen,

Vnd wiewol nun zu vermuethen, es werde bey diser sorglichen Welt, an bößhafftigen vffrurischen Leuthen nicht manglen, die Irer angebornen bößen arth vnd aigenschafft nach, vorgedacht Ir. Kun. M. ruhe vnd fridliebendt gemueth, mit gefelschter Warhait anderst außlegen, Sonderlich in dem, das die Zeither vnser hiesigen Regierung etliche dieser Landen angehörige furneme Herrn, Auch Adels vnd Burgers Personen, von wegen entstandnen hochbeschwerlichen Empörungen gefenglich eingezogen, vnd daruff vnlangst dern etlich mit Confiscierung Irer haab vnd guetter, vnd ewiger außbannung vnd verweisung, dan auch

ainßthails zum thodt verurthailt worden, So mogen wir doch mit Gott dem Almechtigen bezeugen, vnd mit warhait von vns schreiben, vnd E. L. dessen gewißlich versichern, Das Jetzernente Executiones, Wie E. L. selbst vernunfftiglich zu bedenckhen, vnd an Ime selbst billich ist, nicht ohn hochste bewegliche vrsachen, nach gehabten gnugsamen Informationen vnd statlichen vorbedenckhen, allein durch den weg ordenlichen vnd geburlichen Rechtens, Vnd vmb solcher straffbarn erschrecklichen fursetzlichen mißhandlungen willen geschehen, die E. L. vnd ain jede andere fridt vnd rechtliebende Obrigkhait, zu schuldiger handthabung Ires von Gott vfferlegten Ambts vnd Auctoritet, in derselben gebietten khainem Irem vnderthonen, was standts der auch were, gwißlich nicht zusehen, noch vngstrafft furbeygehen lassen wurden,

Also das wir dem allem nach, der freundlichen vnd vnzweiffenlichen Zuversicht seindt, Dieweil diß ain werckh der hailsamen Justicien, die ainer Jeden obrigkhait, negst der Ehr des Almechtigen, beuor allen Dingen billich angelegen lassen sein, vnd eusserstes vermögens befurdern helffen solle, E. L. die werden Ir Kun. M. noch vns, der widersacher, vnd anderer vnrubiger Leuthe vngegrundet außgeben halb, in diesem vnvermeidlichen nothfall nicht verdencken, Sondern vilmehr bey Ire selbst vnd andern Chur vnd Fursten fur entschuldiget, vnd es endtlich darfur halten, Das wir fur vnser Person dieser Landen beschwerlichaiten villieber in anderm thuen vnd wesen gesehen, vnd den executirten Herrn., Als vnsern mitordensbruedern, von trewem Hertzen vil ain bessers gegunnet hetten. Wolten wir E. L. freundtlicher maynung nicht verhalten, Vnd seindt derselben zu freundtlichen Diensten wol genaigt. Geben zu Brussel in Bra=

bant am zway vnd zwanzigsten tag des Monats Junij Anno Im 68ten.

Ferdinandus Alvares von Toledo Hertzog zu Alba Marggraff zu Coria etc. Kun. Mstt. zu Hispanien etc. Gubernator general vnd obrister Veldthaubtman der Niderlanden.

Ferd. Duc dalva.

Scharberger.

VII.

a.

Herzog Albrecht III. von Bayern verwendet sich bei Alba für die verwittwete Gräfin von Egmont. *)

Vnnser freuntlich diennst, auch was wir liebs vnnd guets vermögen zuuor, Hochgebornner Fürst, besonnder lieber Freundt vnnd Ordens Brueder, Wir haben gleichwol E. L. von wegen weilannd des Grauen von Egmonds seeligen etc. zue etlich malen fürbitlich angesuecht vnnd wiewol vnns auf vnnsere fürschreiben bis daher weder von der Khün. M. noch E. L. einiche antwort nie ervolght, So khönnen wir doch von Christlichen mitleidens vnnd erbarmens wegen nit vnderlassen, E. L. auf den Inhalt der Hochgebornen Fürstin, vnnserer freuntlichen lieben Muemen, seiner hinderlaßnen hochbetrüebten Wittib, Hierin

*) Brüssler Staatsarchiv. (Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière fol. 205—207.)

verschlosenen schreibens Copien, E. L. nochmalen freuntlichen zuersuechen. Mit angehengtem freuntlichem synnen, E. L. welle Irem Bitten, so weit es Ir zuuerantwortten steet, guetwillig stat thuen, vnnd also Ir vnnd Iren Khindern In Irer obligenden truebsal wider ein trost machen. Das würdet E. L. bey menigclich ruemlich sein, Sy thuen auch hieran ein mildt guett werckh. Des wir vmb E. L. hinwider freuntllich zu beschulden erbittig seind. Datum in vnser Statt München den 25. Julij Anno &c 68.

Von Gottes genaden Albrecht Pfaltzgraue bey Rhein, Hertzog In Obern- vnd Nidern Bayern &c

Albrecht von Bayern

m. p. scr.

---

b.

Schreiben der verwittweten Gräfin von Egmont an Herzog Albrecht III. v. Bayern.

Freuntlicher lieber Herr vnnd Vetter &c Es zweifelt mir gar nicht E. Gn. werden des sondern grossen vnd vnuersehnen vnglückhs genugsamen Bericht haben, welches mir bei etlichen tagen her mit meinem geliebten Herrn vnnd Gemahl dem Gott der Herr gnedig well sein, erbärmlicher weiß begegnet vnnd zuegestannden ist. Derwegen Ich seidher desselbigen dermaßen so hart bekhümert vnnd betrüebt bin, das es mir vnmüglich ist, weder zuschreiben noch auszusprechen, Ja ich befinde

mich so gar verJrret vnnd trostloß bis in todt, alls ein frauw auff der gantzen wellt sein mag, mit sambt meinen ailff armen Khindern, wie dann E. G. vernünfftlich wol ermessen khan. Dieweil ich nicht allein gedachtes meines Herrn seeligen Person sondern auch aller seiner güeter, die er vnder dem Khünig von Hispanien ligen hat beraubt sein vnd manglen mueß vnnd bin auch diser zeit an guett Pluetverwandten vnnd freunden dermaßen so gar entblößt, welche mir vnd gedachten meinen Khindern E. G. vnderthenigen Vettern vnnd Pluetverwandten einen beystand thuen mechten, das Jch getrungen würde Hochermelte E. Gn. gantz freuntlich vnnd vleißig zu bitten, das sy dieselbigen Jn diesem fahl welle in gnedigen Beuelch haben vnnd der Khün. Mt. von Jrentwegen zueschreiben das sy doch welle gnedigist verschaffen damit vns alle vnsere haab vnnd guetter so vnder Jrer Matt. gebiet seynd widerumb restituiert vnnd eingeantwortt werden. Deßgleichen welle E. G. auch dem Hertzogen von Alba vnbeschwert zueschreiben, welcher dann, wie Jch bericht bin, so uil ansehen vnnd macht von Jr Mt. wol hat, solichs zethuen.

Da nun aber diß Je nit statt haben khündte welle doch E. G. souil bemieht sein vnnd an Hochgedachte Khun. Mtt. ain fürschrifft geben damit Jch sambt meinen ailff Khindern auffs wenigist zuleben vnd vnser vndterhalttung haben mögen. Jn welchem E. G. mich vnnd offtgedachte meine Khinder über die hieuor vnns bewisnen guetthaten noch vil mer zu Jrem diennst verpinden württ, zue wellchem Jch dann auch in allem so E. Gn. mir würdt wellen beuelhen mit göttlicher hilff willig vnnd beraith sein will. Vnnd bitte gott den Allmechtigen Er welle derselbigen sein göttliche genadt sambt aller wolfart ge-

nediglich verleichen. Dero Ich mich hiemit gantz vleißig beuelhe.

Dat. im Closter de la Cambre zu Brüssel. den 29. Junii Anno &c 68.

E. G.

Demietige Muem Lieb vnd freuntschafft zu beweisen
Sabina Pfaltzgräuin.

An Albrecht Hertzogen In Bayren ausgangen.

VIII.

Das Grab, welches die irdischen Reste Egmonts umschließt, wurde im Jahr 1804 wiedergefunden. Hier folgt der Proces-verbal darüber. *)

In den jare dertien der fransche tydrekening, op den 25. Vendemiaire, ten zes uren des avonds. De ondergeteekenden Jan François Van der Maren, Pastoor; Jan François Pepin Van Damme, meyer; Lodewyk François Ferdinand De Smet, Adjunct-maire van de Gemeente en hoofdplaets Sotteghem; Jan Baptiste Verniers, vrederegter van het Kwartier diens naems, tweede onderdeel van het Departement der Schelde, vernomen hebbende, dat men, by gele-

*) Ich verdanke die Mittheilung desselben des um niederländische Geschichte und Literatur hochverdienten Jonkh. Ph. Blommaert in Gent.

genheid der wederopbouwing van het hooge altaer in de kerk dier gemeente, eenen grafkelder kwam te ontdekken, welke genoegzaem bleek te zyn eene der oude grafsteden, waervan verscheidene Nederlandsche geschiedschryvers, soo als Van Meteren, Strada, De Jonghe, J. Marchantius, L. G. Kerroux, Van Gestel en anderen gewagen; gedenkteekenen, welke men meende dat niet meer bestonden, maer in den jare 1645 verwoest achtte, toen de stad door het Fransch-Bataefsch leger in brand gestoken en de kerk in asche gelegd werd; hebben zy zich naer genoemde kerk begeven, vergezeld van de natemeldene en onderscrevene inwoners; gekomen zynde aen den ingang van den grafkelder welke in het midden van het koor . . . . voet en onder den grond en oder het hooge altaer gevonden wordt, is men daer binnen getreden, en heeft men ontdekt twee looden doodkisten op yzeren roosters geplaetst, waer van die aen de linkerzyde een bekkeneel of doodshoofd en andere nog gave beenderen bevatte.

Men kon niet twyfelen, of het was dezelfde plaets, alwaer de overblyfselen van Lamoraal, vorheen graef van Egmond, op den 5 van zomermaend 1568, te Brussel, op last van den wreeden Hertog van Alba onthoofd, rusten. Openbaer toch is het bekend, dat zyn lichaem in die kerk begraven is.

De tweede doodkist werd vervolgens onderzoeht. Men vond daerop van buiten, behalve eene koperen plaet, drie looden doozen in den vorm van harten, waervan de eerste aen het hoofd-einde, de tweede in het midden en de derde aen het voet-einde van gezegde doodkist geplaetst, de volgende opschriften bevatten:

Bovenste Doos:

„Le coeur de Mess. Phl. comte d'Egmont, prince de Gavre, chlr. de l'ordre, tué general por. Sa Maté. Catholiq. à la bataille d'Yvry en France, le 14 mars 1590."

Middelste Doos:

„Cor Lamoral d'Egmont 1568."

Onderste Doos:

„Le coeur de Messire Charlles comte d'Egmont, prince de Gavre, chlr. de l'ordre, gouverneur et cap. general de Namur, décedé à la Haye en Hollande, le 18 janvier 1620."

Plaet met een spyker op de kist vast gemaekt:

„Ci gist Sabine, palatine du Rhin, ducesse en Baviere, princesse de Gavre, comtesse d'Egmont, femme et epeuse de feu monseigneur Lamoral d'Egmont en son temps prince dudit Gavre et comté d'Egmont, et la quelle deceda en Envers le 19 juillet 1578. Priez Dieu pour son ame."

De kist geopend zynde, vond men het bekkeneel, en zelfs het hoofd zoo wel in staet, dat er slechts een enkele tand aen het boven kakebeen ontbrak; ook waren alle de beenderen van het lichaem nog gaef en ongeschonden. Alle die overblyfselen zyn openlyk aen de nieuwsgierigheid der menigte ten toon gesteld.

De drie doozen insgelyks geopend zynde, heeft men in de bovenstee een gebalsemd en in welriekende kruiden gewikkeld hart gevonden.

In de middelste doos vond men niets dan stof en vezeltjes van eene bruine kleur.

Uit achting voor de nagedachtenis van den ongelukkigen Lamorael, onthoofd, om dat hy uit liefde voor het vaderland, de regten der onderdrukte Vlamingen verdedigde, zyn de genoemde voorwerpen op het zorgvuldigste in den grafkelder geplaetst, waer men dezelve gevonden had, om aldaer met de stoffelyke overblyfselen van gezegden Lamorael, graef Van Egmont en deszelfs gemalin Sabina van Beyeren te rusten; en ten einde daer van getuigenis te geven aen de nakomelingschap, is er van binnen in dienzelfden grafkelder eene looden plaet gesteld met dit opschrift:

„Jn het jaer dertien van de Fransche tydrekening, den 25 Vendemiaire, (17 van Wynmaend 1804), Napoleon Bonaparte, eerste Keizer der Franschen, Faipoult, prefect van het Departement der Schelde, Wy Jan Franoçis Van der Maren, pastoor; Jan François Pepin Van Damme, meyer; Lodewyk Ferdinand De Smet, adjunct; Jan Baptiste Verniers, Vrederegter van het kwartier, hebben deze grafplaets onderzocht, en hebben van alles proces — verbal opgemackt gedagteekend van heden, welk op het huis der gemeente van Sotteghem nedergelegd is.

„Dit alles is geschied ten dage en plaetse voornoemd, tegenwordig de Heeren: Albert De Pessemier, Koster; Karel Van Aelbrouck, geregtschryver; Augustyn Galle, notaris; Karel Verheyleweghe, arts: J. J. Miele, heelmeester; P. Fisco, Kruidmenger; Lengin Van Damme, koopman; Jan F. Schauvlieghe, koopman; Lodewyk Droesbegue, brouwer; Adriaen Van Aelbrouck, koopman; Basile Merchie, deurwaerder; Jan Crombrugge, schryn-

werker; Bernard Van Damme, smit; Albert Van Aelbroeck, klerk; Bernard Van Aelbroeck, organist, en anderen die geteekend hebben: J. F. Van der Maren, pastoor; J. Van Damme, meyer; L. F. De Smet, adjunct; J. B. Verniers, L. J. Droesbeque, C. Van Aelbrouck, P. Fisco, L. Van Damme-De Rouck, A. Van Aelbrouck, A. F. De Pessemier, Bernardus Van Damme, B. Van Aelbrouck, J. F. Schauvlieghe, J. B. Van Crombrugge, A. Galle, B. Merchie, deurwaerder; J. J. Miele, heel-en vroedmeester, gepatenteerd."

IX.

Herzog Albrechts III. von Bayern Antwort auf einen Brief Alba's (in Bezug auf die Einnahme Haarlems). Burghausen, 30. Juli 1573. *)

Unser freunndtlich diennst, auch was wir liebs vnnd guets vermogen, zuuor. Hochgebornner Fürst, Besonnder lieber freunndt vnnd Ordensbrueder. Was vnns E. L. den Aylfften vnnd vierzehennden diß yetz beschlossnen monats Julii freunndtlich zuegeschrieben, das haben wir dise tag nacheinannder woll empfanngen vnnd nemblich aus dem ersten wie E. L. von Irem freunndtlichen lieben Son Don Friderichen de Toledo &c. Zeittunng einkhommen, welchermassen derselb gegen der Kön. M. zu Hispanien &c. Rebellischen vnnderthonen vnnd Irem fridhessigen anhanng, als Sy sich mit Höres crafft vnnderstannden

---

*) Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière. 1572—1579. tome 4e. fol. 95 seqq.

Harlem zuendtsetzen verfaren und ein vast ansechliche vnndt glückliche victorj erhalten &c. vnnd dann jm anndern, das gedachter E. L. Son bald hernach berürter Stadt Harlem aniest vnnd nach so lanng gewerter bschwerlicher belegerunng mechtig worden ist, dieselb widerumb zu der Kon. M. zu Hispanien &c. gehorsam gebracht hat, mit sonndrer frolockhunng vernommen, der massen, das vnns ja nit wol ain angenemer potschafft als eben dise auffeinannder geuolgte glückhselige zeittunngen zu ohren hetten khommen khönnen, vnnd wil E. L. vnnd dero Son, wie Sy anregen gegen disen aufruerischen leutten in Harlem mer mit genaden alls sich Irem hoch verursachten verprechen nach, wol geburt gehanndlet vnnd also die milte vnnd guete der strennge furgesetzt, Sein wir mit E. L. der mainung so werde der negste vnnd fueglichist weeg sein, dar durch die vbrigen rebellischen vnnd abgefallene Stet auch bewegt werden, eben messig zum Creutz zu khriechen vnnd gnad zubegern, Des vnnd was Hochgedachter Kön. M. zu Hispanien auch dero Erbliche Königreich vnnd Lannden sonnst mer zu bestendiger wolfart vnnd fridlicher Regierunng bediennlich sein mag, Thun wir vonn Gott treulich wünschen vnnd bitten, seinndt es auch nach vnnserm vermögen nicht weniger zefurdern von hertzen geneigt.

Bedannckhen vnns also das E. L. vnns diser dinng so vnnderschidlich vertreulich vnnd furderlich berichtet ganntz freunndtlichs hohes vleys mit angehengter bitt was sich in ainem vnnd anderm weiter ereigen wirdet, das wellen Sy vnns gleicher gestallt zu berichten vnbeschwerd sein, Welches wir gegegen E. L. der wir diß zur anntwort angefuegen nit vnderlassen sollen, freunndtlich wider zu beschulden verbütig vnnd seyen E. L. mit freunndtlichen Diennsten vnnd allem guetten

zuerscheinen allzeit wol geneigt. Datum in vnnser Stadt Burgkhausen den 30ten Julii 1573.

Von Gottes genaden Albrecht Pfaltzgraue bey Rein Hertzog in Obern vnnd Nidern Bayern &c &c.

(S.) Albrecht Herzog zu Bayern.

p. m.

X.

Alba zeigt dem Herzog Albrecht III. v. Bayern seine Abberufung aus den Niederlanden an. Utrecht. 30. Okt. 1573. *)

An Hertzog Albrechten zu Bayern.

Hochgeborner Fürst, freundtlicher lieber Ohaim vnd ordensbrueder,

E. L. Schreiben vnder dato in derselben Closter Staingaden am ersten Tag diß zu ende lauffenden Monats Octobris haben wir kurtz verschiner Tagen empfangen vnd desselben Inhalts betreffende vnser vorstehende Raiß in Hispanien freundtlich verstanden, vnd kunden E. L. daruff vertreulich wolmaynung nicht bergen, wie das die Kun. Mt. zu Hispanien &c. vnser gnedigster Herr vns vff vnser vilfeltig anhalten des schweren lasts muehe vnd arbait des hiesigen Niderlendischen Regiments mit gnaden ainmal erlassen vnd an vnser stat die verwaltung vnd Gubernament desselbigen dem Herrn Groß-Commendatoren von

---

*) Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière. 1572—1579. tome 4. ol. 107. seqq.

Castillia gnedigst vertraut vnd beuolhen vnd vns darentgegen erlaubt haben, daß wir nach ankunfft gemelts Herrn Groß-Commendators vnd verrichtung nottürftiger sachen vns mit erster fueglicher gelegenhait widerumben anhaimbe in Hispanien begeben mögen, wan oder wie bald aber solches geschehen, das kunden wir bis nach abhandlung vnd verrichtung etlicher diser Niderlanden obligenden hochwichtigen Kriegs- vnd andern sachen noch zur zeit nicht aigentlich wissen, wir wollen aber vor vnserm abzug nach Hispanien E. L. vnser verrucken zuuor verstendigen vnd von derselben wie billich ainen freundtlichen abschidt vnnd vrlaub nemen auch kainß wegs vnderlassen vff jetzige E. L. freundtliche erinnerung, (deren wir vns neben gethoner glückwünschung vnd getrewherzigen anerbiettens gantz freundtlich thuen bedankhen) obgedachten vnserm Successor souil die bewußte ainigungs-handlung vnd woruff dieselbige jetziger zeit beruhet, deßgleichen künfftige vnderhaltung dern mit E. L. hergebrachter nachparlicher Correspondentz belangendt, solche notturftige aigentliche Instruktion vnd anweisung zu geben auch außerhalb desselben ihrer Kun. M. Rhäte so vmb die Handlung am besten wissenschafft tragen, gnediglich dahin zu ermanen, das kunfftiglich zu jeder zeit vnd gelegenhait in ainem vnd dem andern dieserseits verhoffentlich gar kain mangel solle erscheinen, was zu mueglicher fortsetzung vnd Befürderung obangerürts hochnothwendigen gemaintzamen werckes vnd beharlicher vertrewlicher vnderhaltung nachbarlicher guter verstendtnuß vnd correspondenz immer dienstlich vnd erspricslich sein wirdet, jnmaßen dan E. L. vor vnserm endtlichen verrucken aus disen Niderlanden das vnd anderes von vns weitter sollen vernemen vnd wir haben E. L. mitlerweil solches in jetzigem vnserm vffbruch nach Brabant vff gemellts Jr schreiben vnd freundtlichs erinnern freundtlicher wolmaynung nicht wollen ver-

halten. Vns zu derselben diensten yederzeitt gantz guetwillig erbiettend. Geben zu Vtrecht den 30. tag Octobris anno &c. 73.

&c.

Ferdinand Alvarez
von Toledo Herzog von
Alba.

XI. *)

Newer Zeittung ist in Antorff das fürnembst daß der Duc de Alba nun ein zeittlang sein Leutnampt Vitello genannt in Engellant liegen gehabt, ein friden zwischen Spanien vnnd Engellant zu machen, wie man denn sehr aller streittigen artickul albereitt schier verglichen gewesen, Aber vnnder diesem schein hat der Duc de Alb durch den Vitellen mit den fürnembsten haubteren vnndt Landthernn, als nemblich dem Hertzogen von Nortvogtt, der vom Königlichen Blut ist, vnnd der Königin fürnembster Rath mehr mit hertzog Mülort Arondell nach folgender gestalt practiziert.

Nemblich weil die Königin im October nach alter gewonheit selbst zu Rath sitzt vnnd alle beschwert des Reichs anhörtt, darzu sich die Ritterschafft des König-Reichs verfügtt, Demnach haben der Hertzog von Northvogtt vnnd Arondel, die Ritterschafft mehrthails eingenomen, daß sie diesen Reichstag sterck zu Roß wider zuuor beschehen besucht haben sollten also daß er Nortuogtt in London vb(er) Sechtzehenhundert pfertt gehabt

*) Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-bas avec Albert III. duc de Bavière. 1572—1579. tôme 4me. fol. 71 seqq.

hette Vnd do neben in Schotlandt es dahin gericht daß vb(er) die 3000 schoten auch allbereit vff den füssenn gewest, So ist der Gubernator aus Hispanien, so den namen gehabtt, er solt an Duc de Albs statt Komen in . . . . . mit 3000 Spaniern gelegen vnd noch. Vnd sich Duc de Alb fertig macht mit sein Spaniern vnd Kriegsvolck, Als wolt er die gütter, so das vergangen jar in Seelandt arrestirt gelegen, welche die Königin jm jetzo volgen lassenn, vff der spanischen flott belaiten vnnd den Neuenn gubernator, so ahn sein statt inn Niderlanndt khomen soll empfahen, welches ein feiner schein gewest,

Aber vnnder der sachen schein wan die Königin zu Rath gesessenn so sollten der Herzog Nortvogtt sampd seinem anhang vnnd den schotten die statt London an sechs Orten angesteckt haben vff daß Jederman mit der Brunst zu thun gewonne, vnnder dessen sie zur Königin griffen vnd sie eilent hinrichtenn, So wollte der newe Gubernator vnnd das seeländisch Kriegsvolckh, so bei den Güttern wie obgemeltt gewessen, welche Schief bey dritthalb hundert gewest vnnd der Düc de Alba mit seinem krigsvolckh alsbaltt in solchem brannt einfallen, also sie das Königreich Engelant vnder das spanische Joch pringen möchttenn.

Vnnd sollt alßdann der Hertzog Norttuogtt die Königin auß Schottenlandt, welche in Engelant gefangen ligt, geelicht haben vnnd König in Schottlant worden sein.

Solcher verreterischer Anschlag ist durch ein Bettler, der die Brieff hin vnnd wider in einem holen Stecken getragen ankommen, welcher Bettler vnder andern armen Leutten vor dem Pallatio gestannden vnd vff den Norttwogtt gewartet, Wie nun die andern armen Leutt nach gewonheit abgefertigtt, ist der bemelt Bettler vorm Pallatio, weil der Norttuogtt etwas lang außplieben, stehen blieben, welch ein Thorwärtt ettlichmal, daß er sich auch hinwegpack, mit leichtenn worten angesprochen vnnd

da er nit weg gewolt, hat im der Thorwart ein streich mit einem Stecken geben wollen vnd indem er nach dem Bettler geschlagen hatt der Bettler sein holen Stab furgeworffen, also daß der Thorwart des Bettlers stecken troffen, welcher ein hall gelassen, wie ein Trummel, vff solches der Thorwart sambtt seinen gesellen den Bettler gleich angefallen und in mit sambt seinem stecken für die Königin gebracht, ehe es der hertzog Nortuogt innen worden. Also ist die Schelmerei an tag khomen, Also hat die Königin ob zwölff bis in sechzehen große heuptter eingezogen vnnd den Bettler vierthailen lassen vnd die Landtschaft vff den letzten Nouember das Recht zu besitzen vnnd vrthel zu sprechen beschreiben lassen, was weitter gehandlet giebtt die zeitt zu erkennen.

Man hat auch hinder dem hertzog Nortuogt vnnd Arondell ob Achtmal hundert tausend Kronen gefunden, welche der Düc de Alba zu solchem Spiel verordnet gehabt.

Dero wegen mögen die grossen Potentaten Ir augen wol vff thun vnnd jrer sachen besser war nemen, denn die Spanier trachten mit falschem hertzen dohin, wie sie Alles vnder jr Joch pringen möchten. Wo hat Jne diese Schelmerey furttgang? Zeit Frankreich oder das Römisch Reich nit viel fridt mer gehabtt, dan sie allbereit drey heffen in Engellant schon Inngehabtt.

Der Düc de Alba hatt die französischen frontier mit Spaniern besetzt und nach dem er ein Ambessador inn franckreich beim König gehabtt, wie der engelländisch gesanndt in franckreich zum König ankommen, hatt der spannisch sich von hoff ohn vrlaub gemacht vnnd dauon gezogen vnnd zu Prüssel kommen aber mit wenig freuden.

Die sag, ehe ich Itzo zu Anttorf abschied, ging für gewiß, daß durch den Admiral Krieg in Niderlannt solt gefürt

werden, Dann man die Königischen vnnd admiralischen Befehls-Leuth bestallung halber beschrieben vnnd wert über drei Monat nit bestehen, es wert sich solche Kriegsrüstung offenbahren, welches die Niderlanden heimlich große freude haben, verhoffen, es soll einmal Moises kommen, vnnd sie von dem Pharao erlösen; Dann des Brennens vnnd Bratens des glaubens halber ist kein vffhören, wie ich es itz selbst mit meinen Augen gesehen, Wann einer stirbt vnd sich nit vnder die pfaffen vnnd munnüchs Ordnungs mit der Communion bekent hat, so grebt man im vnder den Galgen oder hengt im also todt am galgen vnd nimpt Düc de Alba sein Verlassenschafft, lest keinen Erben nicht einen schieß.

Der Düc d'Alb hait ettliche seine Kriegsleuth vnd das Merertail in fünff Jaren nit bezalt.

Sonster ist es allenthalben theuer vnnd geht der Sterbennt vmb vnd vmb wol ahnn. Gott wendt alle Ding zum Besten. Amen.

XII.

Reisebericht des Johann von Raispelt über die Niederlande. *)

Zum Ersten als ich bin von dem Prüel ausgeritten hab ich zwo meil auf diß Seit Mastricht in ein kleinen fleckhlen den haisset Herle, Niderlenndische Soldaten antroffen, die alda von den Staaden hergesanndt sein, die haben mich gerechtferttiget vnnd besuecht ob ich auch brieff hette an Don Jan, darnach

*) Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière. 1572—1579. tome 4e. fol. 254—256.

zu Mastricht hat man mich abermals besuecht vnnd zu Valckhenburg,

Von Mastricht aus auf Brüssel den ganntzen weg aus ligt es voller Soldaten, Wallonen vnnd hoch-Teutschen aber versträet, die hochteutschen sein Ebersteinische Knecht gewest vnnd Scharmützlen tückhe mit den Wallonen vnnd die Wallonen dienen dem von Lumme,

Von den Wallonen geschicht grosse Schenderey, Raub vnnd Mörden vnnd ist selten ein tag es werden kaufleuth abgelocht vnnd etlich ermördet, Also ist es an die orter geferlich raisen allein, dorumb hab ich offtermal teutsche Soldaten müessen von einem dorff zum anndern mit nemen vmb der wallonen Schelmerey,

Die Paurn seindt maistentail aus den dörffern verloffen vnnd die Äckher ligen vil vngebauet, die aber bliben sein, wann Sy wollen pawen oder plogen, so nemen In die Wallonen die roß aus den Plog vnnd schlagen die Pawrn zu Tod,

Ich bin durch ein Stettlein geritten das heisset Tyne, alda ein viertl Meyl daruon haben die Wallonen einen Kaufman abgeblacht sambt einem brabantischen wagen vnnd haben dem Kauffman Sex Tausent gulden genomen vnnd in ser verwundt, ich hab in gesehen vnnd fürcht er habe nit lang darnach gelebt,

Diß alles machet geschwinde deure zeitt in den Lannden vnnd wann schon die armen Paurn vnnd Kauffleut geen Brüssl khomen vnnd klagen So gibt man zu anntwort, sy müessen Patientie haben es khünde auf dißmal nicht gebessert werden, derhalben ist Rauben vnnd Mörden vnnd sonst alle Schelmerey in den Lannden frey, die Paurn sagen aber laut, es sey kain mal so vbel gestannden als die Spanier da waren, als es yetz alda zuegeeth.

Die Teutschen sein überal in allen Brabandischen Stetten seer verhafftet vnnd wann einer über die Strassen reitt oder geet, so rueffen im Jung vnnd Alt nach: Hanns muff maff, Schelm vnnd sonst allerley Scheltwort vnnd sagen, das die Teutschen allein die Land in die not und Elend sollten gebracht haben,

Da ich geen Brüssel khomen hat man mich allenthalben besuecht ob ich Brieff het an Don Jhan,

Ich hab alda mein Schreiben den gemainen Stennden den dritten tag durch hilff eines Edelmans der bey dem Prinzen zu Hof war überantwurt vnnd hab begert, den Fugger selber anzureden, das hat man mir in kheinen weg wellen vergonnen,

Meines genedigen Fürsten vnnd herrn hertzog Albrechten schreiben, welches an den herrn von Campany vnnd an den von Hessen geschrieben war, hab ich lanng nit khünen überliebern, dan ir keiner wolt es von dem andern annemen, zum letsten hab ich es Jnen durch der Staaden Türhueter, als Sy beyeinander im Rat waren, lassen zustellen,

Der von Champany vnnd der Herr von Hess sein des Fugger grössefte vheindt vnnd der Hes hat in sambt dem von Champany gefangen genomen, vnnd da hat in der von Champany wellen durstechen, hete es der von Hes nicht gehindert, also ist er zu Bruessel auf das Brodthaus gesetzet vnnd wird allda durch eine Rott verwarlich in einem Zimmer gehalten, ist aber ungebunden vnnd hat noch seinen Leibdiener bey sich der auf in warttet.

Ettliche von den Staaden haben mir gesagt man Procediere criminaliter wider in, noch dans haben sy gesagt, sy wellen nichts wider in handlen, das Recht erkhenne es dann,

Er der Fugger ist bei eyn Jeden seer herhasset vnnd alles übel das von den Spaniern angerichtet, des gibt man im die schuld, das er sey Ratgeber gewest, So sagt man auch, er

solt den Egmont als er von den Spaniern gefangen war, also angeredet haben: Du yunger Schelm, sihest du yetz, das es dir nicht besser wirt geen, weder deinem Vatter.

So soll der Fugger auch vorhin des von Campany Haus geplündert haben vnnd auf deß von Campany Roß durch Annttorf Spacieren Ritten, derhalben ist Jme der Champany so vheindt,

So soll er auch zu Bergen in absein des Herrn Prinzen Haus oder Pallast ganns verdestruiert vnnd verdorben haben,

Dieses alles vnnd vil meer legen sy Jme dem Fugger auf vnnd kan dannoch wol nicht alles whar sein vnnd lassen sich die von Brüssel vnnd sonnst die meisten tail von den staaden dunkhen, Er werde nit mit dem Leben dauon khomen,

vmb abferttigung vnnd anttwort auf meines genedigen Fürsten vnnd Herrn Schreiben hab ich lang sollicitiert vnnd beschwerlich bekhomen, habs aber von den gemeinen Staaden bekhomen, der von Champany vnd der von Hes haben gesagt, es sey nit nötig, daß Sy anntwortten, dieweil die Staaden in gemain antwurten,

Der Prinz geet alle tag zwaymal zu Rade mit den anndern Staaden auf das Statthaus, die von Brüssel thuen dem Prinzen grosse Eer an vnnd wachen tag vnnd nacht vor seinem Pallast vnnd gelaiten in, wohin er will, die weiber auf der Gassen fallen nider auf Jr Knie, wann der Prinz vorüber geet vnnd volden Jr Hende, Summa, sy eren Jn als wer er Gott,

Die von Brüssl haltten hefftig an, das man den Prinzen zum General Gubernator des Landes soll machen, die Geistlichen Herrn, welche vnder den Staaden seyn, sein dem zuwider vnnd die Brüssler sagen, so ferne sy es nicht zuelassen, so wollen sy die geistlichen Personen, die vnnder den Staaden sein, einmal zum Stadthauß herabwerfen vnnd zu Tot schlagen,

Da Ich bin wegzogen hat man mich abermals durch etzliche Schützen vor dem Thor besucht ob ich Brieff an Don Jan hette, die ich wollte ins Teutschland füren, da ich nichts gehabt hat man mich lassen passieren.

Johan von Raispelt
Bayrischer vnnertheniger
Dienner.

XIII.

Warhafftiger Bericht, welchermaßen ain gutte anzal der Hispanischen Soldaten baldt nach Eroberung der Stadt Zirckesehe welche sich vff den zweiten tag July Anno 76 ergeben, sich in den inseln von Seelandt entstöret vnd was sich seidher solcher Irer angefangener vffrur vnd meutterey vngeferlich mit jnen zugetragen vnd verloffen hat. *)

Erstlich haben sich ernente hispanische Soldaten noch in werender Belegerung der stat Ziricksehe ganz öffentlich hören vnd vernemen lassen, das sy alsbald nach vbergebung der stat Ziricksehe von dannen vffbrechen vnd sich in Brabant vnd sonderlich in die stat Brüssel alda man andermal mit jnen vbel vmbgangen, begeben vnd sich daselbst wider erfrischen wollen mit Gebrauchung vnd ausgiessung viler anderer trutz vnd trouungsreden.

---

*) Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière. 1572—1579. tome 4me. fol. 220 seqq.

Alß nun die Herren verordenter küniglicher Regierung general dieser landen von diesem der Hispanier vnbefugtem fürnemen bericht empfangen vnd bey jnen selbst nicht vnbillig betrachtet daß dardurch die victory deren man bei yetziger Gelegenheit des vheindts geringen macht vnzweiffentlich zuuerhoffen, benomen möchte werden, haben Sy die herren Regenten vff alle mittel vnd wege getrachtet vermittelst derselbigen solich Jr der Hispanier fürhaben zuuerhindern vnd nicht allein Sy, sondern auch die wallonen vnd andere Kriegsleuthe so in Belegerung der Stadt Zirickſehe gedient zu befriedigen,

Vnd jnen daruff zu vueglicher verguettung beuorstehender meutterey die Ercleruug thuen lassen daß Sy die herren Regenten guetlich zufriden, das die einmal hunderttausend gulden, so die von der stat Zierickſehe erlegt genzlich vnd ohn ainichen abgang vnder diejenigen Kriegsleuthe, so der Belegerung daselbst beigewohnet ausgeteilt vnd noch darzu Jr der Kriegsleuthe abrechnungen für die hand genomen vnd mit solchen fürleihen von gelt alß vil in jrer der herren Regenten jetzigen vermügen, versehen solten werden, daran sy die Kriegsleuthe sich der billichait nach zebenuegen vnd versettigen solten haben lassen,

Dessen alles aber vnangesehen haben die empörten Hispanier ire haubtleuth vnd beuelshaber von jnen verjagt die Plätze vnd vestungen so inen zu bewaren beuolhen gewest aigens willens verlassen vnd sich mit großer vngestümigkait in Brabant begeben vnd alda zwischen wege jr Zusammenschwerung oder Mehr vnder der Messe des Sacramentes bestettiget vnd fortan jren Wege vff Herentals genommen.

Dahin aus verordnung wolermelter herren Regenten der herr graff zu Manßfeld sich persönelich zu Jnen verfuegt vnd vermög seines gehabten Beuels und Jnstrucktion von Jrer der herren wegen Jnen alles dasjenig angebotten was Sy die

Hispanier mit fueg vnd billichait je sölten mögen oder künden begeren vnd in jr der herren macht gewest sein möchte.

Alß nemblich verzeihung jres in diesem fall begangenen mißbrauchs, Item Jhren Anteil vnd gebeurnuß von den obgerürten einmal hnnderttausend gulden von der stat Zirickseḧe, Item drei Monats bezalungen von vnd aus dem ersten geldt so aus Hispanien komen, oder sonst in jr der Herren Regenten Handen vnd gewaltsamb sein vnd fallen wurde, gegen ainer Musterung general.

Welche billige erbietten sy aber nicht eingehen wollen sonder vilerhandt vnbehörliche vnd vnthuenliche ding vnd newerungen begert, zuwissen, vber jr gantze vnd vollige bezalung, staigerung jrer besoldungen, darzu auch, das man jnen in jrer gewalt ain gute statt so lang bis mit jnen allerdings abgerechnet vnd sie gentzlich vergenuegt würden, eingeben wolte neben anderen dergleichen vnbehörlichaiten.

Vnd ob sy gleichwol vff solche mit Jnen gepflegte vnderhandelung zugesagt, da sy in ainer stat weren, das sy sich alda still verhalten vnd wolermelter Herren antwort erwarten wolten, so seind sie doch von ihrem stolz vnd hochmut nicht abgestanden vnd sich jmmerdar des einfals in die statt Bruessel vermercken lassen vnd zu erzaigung desselben an den Magistrat zu Mechel geschrieben vnd den Paß vnd ein nachtlager daselbst zu halten begert mit vermeldung das solches zu verrichtung jres zuges die notturft erforderte, welches Jnen doch durch den Rat zu Mechel (denen ein fendlin Wallonen zu hilff vnd beystand zugeschickt worden) abgeschlagen, Darauß erfolgt, daß sy die Hispanier an der Stat Mechel fürüber gezogen vnd sich domals in dem fleckhen Grimbergen, so zwo Meilen von Bruessel nider geschlagen, dahin jnen wolermelts herren Grauen zu Manßfeldt schriftliche Antwort vff jre fürgewendte begern durch den

Capitan Monteßdora vbergeschickt, der auch von jnen etwas wider anttwortt eingebracht vermög derselben sich ettlichermaßen ansehen lassen, alß ob sy sich der billichait weisen lassen wolten mit dem versprechen von dannen nicht zu weichen sonder alda der herren fernere Resolution zu erwarten,

Aber vber dieses jr Zusagen seynd sy alßbalt vffgebrochen vnd jren wege vff das dorff Assche vnd andere fleckhen vmb die Stadt Bruessel gelegen zugenomen vnd sich stettigs mit trowortten hören lassen, Bruessel mit gewalt einzunemen vnd sich an der Bürgerschafft daselbst in vil wege zu rechen, dardurch die Gemainde bewegt vnd verursacht worden zu den waffen zu greiffen vnd sich wider gewalt zu erwehren vnd zu uerthedigen,

Mitlerweil hat man abermals obernenten Hauptman Monteßdora zu inen den vnrubigen Hispaniern geschickt welchen sy mit großer vngestumighait ja mit vff jne schießen widerumben von sich gejagt vnd jme gahr kain gehör geben wollen gleichwol baldt hernacher jme Monteßdora geschrieben vnd begert daß er widerumbe zu Jnen kommen wollte, wie auch den folgenden tag geschehen das er zu Assche bey jnen erschinen die jnen zugesagt daß sy sich alda mit einander vnderreden vnd jme anstundt jr endtliche anttwortt vnd Resolution zukommen lassen wolten indem sie dann gahr grosse und guette vertröstung gegeben.

Daruff aber das widerspill bey Jnen erschinen, dan anstatt daß sie solche jre vertröste antwort schickhen hetten sollen, seyndt sy noch denselbigen tag von dannen verruckt vnd gantz vngewarneter sachen an etlichen vnderschidlichen orten die Stadt Alost bey nächtlicher weyl mit ainem grewlichem geschray angeloffen, erstigen vnd also dieselbig mit gewalt vnd vheindtlicherweiß eingenommen, daselbst etliche sowohl Bauersleuth alß Bürger vmbgebracht vnd vnder andern auch ainen Jren Kun. Matt

Amptman daselbst für die pfortten gehenktt vnd sonst desselbigen orths jres gefallens gehandelt vnd allen vheindtlichen muethwillen begangen.

Alß nun offtwolermelte herren Regenten solche jr der Hispanier vheindtliche handlungen vnd begangne gwalttaten zu Alost vernomen, vnd darbey vermerkt daß sy in jrer halßsterrigen vngehorsambarkait wider Gottes vnd des Kunigs jres herrn dienste je lenger je mehr verharren vnd sich noch darzu wider die Stette Brüssel, Antorff vnd Mechel one vnderlaß allerhandt tro vnd trutzworten vernemen lassen, seyndt sy die herren Regenten aus ganz rechtfertigen billichen vrsachen bewegt worden, sy die vnrubige Hispanier für Jrer Kun. Matt. vnd des Landts vngehorsambe Rebellen vnd vheinde zu ercleren gedencken auch mit solcher straff gegen jnen zuuerfahren, wie sich dasselbig am ratsambsten wirdet befinden vmb dadurch sy die Hispanier widerumben an der Jrer Kun. Matt. vnd Jrer der Hispanier von derselber Jrer Matt. wegen fürgesetzten Obristen, Hauptleuthe vnd Beuelhaber schuldigen gehorsamb zubringen vnd endtlich ain meres übel vnd vffstandt der vnderthonen zufürkomen, darzu es dan leichtlich gerathen, da sy die vnderthonen also vnbillicher vnverschuldter weise von jrer aigen Kriegsvolkh beschwerdt vnd vergewaltigtt, von denen Sy schutz vnd schirm gewarttig sein sollten.

Derhalben vnd dieweil nun obangeregte ergangene erclerung sich nicht weiter zu ainer andern maynnng weder gegen die empörten Hispanier, als diejenigen so abgehörter massen gewalthetigliche feindtliche handt an Jrer Kun. Mtt Vnderthonen gelegt haben, erstreckt, haben vfft wolermelte Regenten nicht vmbgehen wollen solches als oberzelt meniglich zuverstendigen, damit ain jeglicher gründliche Wissenschafft tragen wie größlich die Hi-

spanier sich in diesem fall vergriffen vnd aus was rechtmessigen hochwichtigen vrsachen sy die herren getrungen worden obengerürte ercleruug ergehen vnd wider sy die vffruerige durch solche mittel vnd wege verfahren zu lassen, wie sie zu erhaltung land vnd leuth daneben auch die vffrurer widerumben zu der billichait schuldigem gehorsamb vnd pflicht, damit sie Jr Kun. Matt. zugethon zubringen werden befinden vnd gar nicht der maynung (Inmassen die vnrubigen Hispanier andern Kriegsleuthen fälschlich einzubilden sich vnderstehen) in diesen fall dem andern Jr Kun. Mt gehorsamen Kriegsvolckh, es seien Hispanier, Hochteutschen, Niderlender, Wallonen oder andere was Nationen dieselbigen auch seien, jr billige bezalung zu entziehen, Sonnder man gedenckt dieselbigen jres nachstandts mit gnaden zu befriedigen vnd zuergnuegen mit weiterer gewisser versicherung vnd vertröstung, das wolermelte herren Regenten die verordnung thuen wollen, das Sy die gehorsamen Krigsleuth mitlerzeit mit dem gewonlich lehengelt vnd vnderhalt versehen, bis vnd so lang mit jnen die abrechnungen fürgenommen vnd die herren Regenten vermittelst der Kun. Mt vertrosten fürsehung von gelt aus Hispanien vnd der hiesigen Landt-Stendt selbst hilff vnd zuthuen die mittel bekommen einem jeden Jrer Kun. Matt. vnd jr der herren selbst willen vnd maynung nach, mit gnaden zu bezalen.

Vnd damit dieses der empörten Hispanier verursachtes geferliches feuer nicht ferrer angezundet vnd bei zeitten gedempfft werde, so gebitten wolermelte herren Regenten an statt Jr Kun. Mat. mit sonderm ernst, das niemands, wer der auch sey von Kriegsleuthen oder andern sich rottire oder gegen ainiche Stetten, Vestungen, Dörffern vnd vnderthonen Jchts mit der That fürneme vnder was schein vnd vrsachen dasselbig auch geschehen

möchte, Beuelhende gleichfalls mit sonderm Ernst allen Obristen vnd hauptleuthen vber Kriegsvolckh, das sy ire in Beuelch habende Kriegsleuth in gutter Ordnung und Kriegsdisciplin erhalten vnd denselbigen kein vngebür vnd mißbrauch gestatten, deßgleichen auch aller Irer Kun. Mtt. verordenten Gubernatoren Amtleuthen, Räthen, Gemainden vff dem landt vndt in Stetten auch allen andern vnderthonen, mainen vnd wollen das niemandts mit diesen Kriegsleuthen, so hin vnd wider in Besatzungen ligen vnd in schuldigen gehorsamb verpleiben, nichts vnguetlichs anfache, sondern neben vnd miteinander in guttem vertrauen fridt undt ainigkait leben, wie solhs getrewen vnderthonen vnd Kriegsleuthen so Irer Kun. Mtt. mit Aidt vnd Diensten zugethon wohl anstehet vnd geburt.

XIV.

Notiz
über
Don Juan von Oesterreich.

Schon von seines Lebens ersten Augenblicken an schien das Außerordentliche sich dem Geschicke des künftigen Türkenbezwingers innig anschließen zu wollen. Daß er in Regensburg geboren wurde, *) daß er mit Recht deutscher

*) Nach seinem Siege bei Lepanto erschien in Deutschland ein Kupferstich, der einen Lorbeerbaum auf einem mit Blumen (Rosen und Vergißmeinnicht) bepflanzten Berge, und an dessen Fuß die alte Ratisbona mit den Emblemen Deutschlands darstellte, welche ihren Lorbeer mit Stolz betrachtete und ihn der erstaunten Hispania zeigte. (Dr. Coremans im compte-rendu des séances de la commis-

Edelmann sich nannte, ist wohl gewiß; doch die Frage, wer des Helden Mutter war, läßt sich kaum mit gleicher Zuversicht beantworten. Der französische Hof, welcher in der deutschgesinnten mannhaften Maria, der Ungarnkönigin und Statthalterin der Niederlande, eine erklärte Feindin haßte, erschrak nicht vor dem Frevel, ihm diese Fürstin zur Mutter geben zu lassen. Brantome, *) der Aergernißliebende, und selbst Strada scheinen geneigt, mehr oder minder diesen verläumderischen Nachreden eines gewissenlosen Feindes Gehör zu schenken. Davon aber wie billig vollkommen abgesehen — da man nimmer dem Libelle geschichtliches Recht einräumen darf — bleibt es, ich muß es wiederholen, immerhin schwer zu beweisen, daß Barbara, die liederreiche, wirklich den Sieger von Lepanto geboren habe. Nur so viel ist sicher, daß Don Juan sie stets als seine Mutter ansah und auf dem Todtenbette deren Sohn Pyramus Conrad als Bruder dem Könige Philipp II. dringend empfahl, wie denn auch seiner Seits der König von der Richtigkeit dieser Angaben überzeugt schien.

Don Juan, obschon er nie geheiratet, hinterließ zwei Töchter deren Tod wenigstens außerordentlich war. Im Monate Februar 1630 verblichen nämlich an einem und demselben Tage: Anna, die fromme Spanierin, von einer Mendoza stammend, Vorsteherin des Benedictinerinnen-Klosters zu Burgos, und Johanna, die Neapolitanerin, welche eine von Sorrento zur Mut-

---

sion royale d'histoire. tome II. séance du 3. nov. 1838. 6. bulletin Brux. 1838.)

*) Vie des Capitaines étrangers. Bayle Dictionnaire critique etc.

ter hatte und als Gemahlin des sicilianischen Fürsten Butero starb.

Dr. Coremans: Bericht an S. M. den König Leopold über das Brüssler-deutsche Staats-Archiv.

XV.

Wilhelm von Oranien an Jan van Hembyze.
Middelburg. 17. Septbr. 1576. *)

Monsieur d'Embyse,

Vous voyez l'estat du pays et les belles occasions qui se présentent maintenant pour délivrer la patrie de la tyrannie que jusques ores depuis long-temps la oppressée par l'insolence des estrangiers, née et accrue par la trop grand patience des habitans. Vre vertu vous exhorte, Vre prudence vous monstre ce que debvez faire en ce temps. Parquoy n'est besoing de beaucoup de parolles.

L'occasion est toujours accompaignée de repentance, si on la laisse echapper sans la prendre par le poil, elle n'a point de tenue par derrière et ne laisse après soy aultre compaignie que d'icelle d[te] repentance qui la suyt au talon.

Parquoy puisque n'y l'affection ny la vertu, ny le jugement ne vous manquent, je vous prieray d'embrasser

---

*) Mitgetheilt durch A. Voisin im Messager des sciences et des arts. 1829—1830. Gand. p. 250.

ceste opportunité, et vous employer en ceste conjecture, ainsi que tous les gens de bien s'attendent à vous. Le moyen est de se joindre, faire joindre les aultres de par de là avec vos voysins et confrères de Brabant, les quels s'ils sont abandonnez de vous aultres, pourroyent tomber en grans inconveniens, ou mesmes aussi attirer une ruine generale sur tout le pays, de la quelle tant s'en fault que Flandre sera exemptée qu'elle payera le plus cher escot, tant pour estre la plus riche come pour avoir donné en apparence le comencement à ce feu par ce qui s'est passé mesmes depuis IX ou dix ans en ca, et encoir auparavant, quand la conclusion de la retraite des Espagnolz se print, ce qui demeure encoir imprimé à la mémoire de ceulx qui n'oublieront de faire une vengeance exemplaire du tort quilz pensent avoir receu. Il faut doncques ou se préparer à servir sur ung eschaffault à toute la postérité de misérable exemple de désunion mal advisée, ou bien couraigeusement et unanimement repousser à ce coup la violence estrangère qui ne se peult supporter sans infamie éternelle et entière ruyne.

En cela puisque et pour Vre. bonne prudence et pour le lieu que vous tenez en la Républycque de Flandres, vous n'avez la pouvoir moindre que le debvoir qui vous oblige à la patrie, je vous prieray à ceste fois monstrer les fruictz de la vertu dont Vre. bonne renomée a donné ferme espérance et certaine attente au coeur d'ung chacun. Et come je me confie assez que ferez plus que ne vous en seauroy requerir, je ne vous diray aultre chose, sinon que oultre que je seray tousjours prest de vous

seconder selon les moiens et occasions que Dieu donera, encoir me trouverez vous tousjours en Vre. particulier prest de recognoistre le bien que ferez à la patrie comune, comme celuy qui s'estyme obligé à tous ceulx qui taschent à la délivrance d'icelle, pour la quelle jay desià tant travaillé et suis encoir prest de le faire, tant que l'ame me demeurera au corps, qui est l'endroict du quel me recomandant bien affectueusement en Vre. bonne grace, je supplieray Dieu vous avoir Monsr d'Embyse en sa Ste garde et protection."

Escrit à Middelburch ce xvii jour
de Septembre 1576.

Vre. bien bon amy à Vre. comandemens,

Guille. de Nassau.

A Monsieur
Monsieur d'Embyse, mon bien
bon amy.

XVI.

Wilhelm von Oranien an Hembyze.
Middelburg 17. Sept. 1576. *)

Monsieur d'Embyse, je vous ais escrit une lettre du XVII du présent, laquelle je crains que n'aures receue et toutefois pour cognoitre vre bonne et entière affection

---

*) Mitgeth. durch Voisin im Messager des sciences et des arts. 1829—1830. p. 252.

qu'avés au bien et delivrance de nostre commune patrie hors de la tyrannie que desia si longtemps la va oppressant, je ne vous useroy de nulle recharge n'estoit que par ceste je vous veux plus tost temoigner l'obligation à vous. Tous gens de bien et amateurs de la patrie vous demeureront obligés, pour les bons offices que faites continuellement à l'effet que dessus, que non pas user d'exhortations superflues en vostre endroict. Cependant je ne puis me tenir que je ne vous propose la grande importance que pour ce faict gist en l'union des provinces à laquelle je vous prie vouloir par tous moiens possibles travailler, puisque par vostre prudence vous povés asses comprendre combien la désunion serait pernicieuse non seulement à la generalité du pays, mais aussi en particulier à la province de Flandres, laquelle comme vous scavés pour plusieurs divers respects et considerations est autant recommandée en la haine et malveillance de ces ennemis communs et perturbateurs du repos publicq qu'autre province qui soit, puisqu'ilz y osent bien imputer l'origine de tous les maux à icelle. Mais tant plus grande est la haine quilz luy portent, tant plus devés vous autres Messgrs vous evertuer à rompre leurs malheureuses intentions. Et come de vostre part je ne fai doubte qui saurés tres bien mettre en evidence les fruits de la vertu et constance dont vostre bonne renomée a donné ferme esperance à ungchacun, je ne ferai ceste plus longue. Mais le surplns de mon intention entendrez par Monsieur Backere present porteur auquel vous prie adjouster foy comme a moy mesmes. Et sur ce me recommandant bien affectueusement à vostre bonne grace prieray Dieu vous donner Monsieur d'Embyse en parfaite santé vie bonne

et longue. — Escrit à Middelburch le xxvii de Septembre 1576.

Vre bien bon amy à vous faire plaisir,
Guill. de Nassau.

A Monsieur d'Embyse, mon bien
bon amy.

XVII.

Don Juan von Oesterreich an Kaiser Maximilian II. Luxemburg 16. Okt. 1577. *)

Allerdurchlauchtigister gnedigister Herr etc., Euer keys. Mt. an mich gethones abermalig newes schreiben Geben jn derselben Stat Wien am 12. tag negstverschinen Monats Septembris hab Ich den 12 ditz jetzigen Monats zu meiner hieherkunft durch gegenwertigen Ew. k. gn. aigen curier mit geburender reverentz empfangen vnd anfenglich darauß welcher gstalt dieser lande Stende mich bey E. key. M. (gleichwol zu vnrecht) verunglimpfett, alß Ich die zeit meines anwesens vff dem schloß zu Namur allerhandt sachen so dem gemainen fridswesen wenig furtreglich furgenommen haben solte, neben E. k. M. angehengten gnedigisten vermanung vnd erbietten zu wurglicher vergleichung dieser eingerissnen jrrungen vnd mißverstände Ire K. M. fridliebende commissarien von newem in diese Niederlande abzuordnen alles fernern Inhalts noturfftiglich verstanden, Thue mich

*) Brüssler Staatsarchiv. Corresp. des empereurs Ferdinand I. et Maximilien II. 1557—1577. Cart. I.

erstlich Gegen E. K. M. dero getrewen vätterlichen sorgfältigkeit vnd genedigisten zunaigung so sy zur befürderung diser Niderlanden meiner beuolenen verwaltung wolfart, rhue vnd friden tragen ganz vnderthenigist dedanckhen vnd stelle gar in kainen zweiffel Euer k. Mt. die werden auß vorigen meinen vnderschidlichen schreiben vndt handlungen mehr dan genugsamb vernommen haben wie das Ich von anfang meiner ankunfft vnd die zeithero eingetretenen Regierung dieser Niderlanden mich Je vnd allwege zum hogsten dahin beflissen vnd bearbaitet damit die ainmal wol vffgerichte Pacification jn allen jren Punkten vnd neben derselben insonderhait die alte wahre Catholische Römische Religion jnmassen die von allen zeitten in diesen landen exerciret vnd herkommen darbey auch der Kun. Mt. zu Hispanien etc. meines gnedigen lieben Herren geburende authoritet vnd schuldige gehorsam der vnderthonen wie billig standthafftiglich vndt vnverbruechlich gehalten vnd verhalten werden mochte, wie jch dan dessen sicher vnd gewiß bin da die gemaine landtstende desjenige wie jetzt erzelt auch jrerseits mit der that vnd wurglichkeit dermaßen wie Sy bißanhero allein mit wortten vnd schreiben gethon ertzeiget vnd volnzogen hetten das die sachen bederseits vor lengst widerumben zu vergleichnus vnd fridtlichem verstandt komen weren, Daentgegen aber thuet das widerspiell bey Jnen den stenden erscheinen furnemblich in dem das an stat da sy bevor allen Dingen jre gedanckhen vnd getrewe sorgfältigkeit zu steter vnterhaltung der heiligen Catholischen Religion solten richten, Sy die stend vor guter zeit etliche sonderbare ministers vnd agenten vom Prinz von Vranien so gedachter Catholischer Religion ganz vffsetzig vnd zuwider vnder jnen geduldet ja auch noch naylich durch jre statliche Potschafften des Printzen selbst Person zu jnen gen Brussel berueffen welcher dan nunmehr derselben orthen seines selbst ge-

fallens das maist sprechen vnd gebot hat darbey E. k. Mt. leichtlich abzunemen, was gefahr solches vff sich hat vnd was gehorsamkait vnd respect Irer K. Mt. alß dem Naturlichen Herrn vnd Landtfursten von Inen den Stenden wurden getragen, dieweil sie sich desjenigen, so nicht allein der vergangenen sonder auch dieser gegenwertigen Zerrüttung vffrur vnd inhaimbischen Kriegs haubt vrsacher vnd anfanger ist offentlich gebrauchen, ja das mehr vnd beschwerlicher gib E. K. M. ich gnedigst zu bedenckhen ob getrewen vnd gehorsamen vnderthonen wille geburen Irer Kun. Mt. zustehende vestungen vnd schlösser als zu Utrecht, Gent, Antorff darvon die erste zwey durch weilandt meinen gnedigesten gliebten Herrn vnd vatter Kaiser Karln den fünfften etc. hochlöblichster, christseliger gedechtnus erbawet vndt dieselbigen stette bisher darvon nicht vbel befunden, einzureißen vnd zuerbrechen desgleichen ob die begern domitten die Landtstende bißher vermeintlich herfür komen dinge vndt sachen seindt die von vnderthonen so der Kun. Mt. alß irem natürlichen angebornen herrn vndt Landesfursten schuldigen gehorsamb zu leisten gewillt sollen oder mogen gesucht vndt begert werden, Ich wille geschweigen, das sie sich zuvor vndt ehe sich diese Jetzige newe unruhe vnd zerruttung des Fridens zugetragen gantz freuntlicher weise vnderstanden der Kun. Mt. vnd meine selbst Packheten von brieffen vff zu halten, zu eroffnen vnd außzuziffern, wie dan noch newlich mit meinen brieffen, so ich an mein gnedigste frauwe die Kaiserin geschrieben dergleichen geschehen welche vngebürliche handlungen, wie E. K. M. eß zuermessen schwerlich zu gedulden sein vnd wiewol ich gar in kainen zweiffel stelle Euer Kay. m. die wird vor diesem von denselben verordneten vnd subdelegierten Commissarien alß den jenigen so der hielendischen fridenshandlung anfenglich vnd biß vff den tag ires verruckhens, dan auch jetziger newer Zwispaltung vnd vnruhe per-

sonelich beigewonet vnd von geschicht aller verlauffner handlungen am besten Kundtschafft vnd zeugnuß zu geben wissen angesehen das Sy das gemainen vnruhigen Poffels vngestumigkait muetwillen vnd stolz fürnemblich aber jn der Stat Brussel zum thail selbst versuecht vndt gewahr worden mehr dan genugsamen bericht empfangen haben vnd bey Ire selbst souil desto leichter judiciren mögen mit was beschwerden jch diese vnbehörlichkaiten zu vnd ansehen mueß das Ir K. M. wolhergebrachte Autorität vnd Reputation gentzlich verachtet vnd zu boden getretten wirdet da ich doch bißher allen muglichen vleiß vnd mittel gebrauchen vnd mich derselbigen noch heutigen tags befleissen thue diesen widerwertigkaiten one vnd außerhalb ainicher Kriegswaffen vnd weitern Landschaden wo jmer mueglich vermitelst dieser ainigen zwayer wege alß zu wissen wurglicher vnd bestendiger vnderhaltung der alten wahren catholischen Religion vnd Irer Kun. mat. zustehenden Autoritet endlich abzuhelffen so bin ich doch meinem Jungsten an E. K. M. gethonen schreiben nach entschlossen In Kurz ein sonderbare vertraute Bottschafft an E. K. Mt. abzufertigen mit beuelh derselben von meinetwegen aller verloffner handlungen vnd woruff dieselbigen jetziger Zeitt vngeferlich beruhen nach lengs vnd außfuehrlich zu berichten, Ir auch darbey meine rechtmessige vrsachen warumben ich mich dern wider meine Person angestellten conjuration befharen vnd was für Personen derselbigen fürnemen authores vnd bestunden gewesen namhafft machen zu lassen das Euer Kay. Mt. klerlich erfaren vnd erkennen sollen, mit was ungrundt Sy die Stende mich gegen E. K. M. thuen verunglimpfen.

Vnd ist dem allem nach an E. Kay. Mt. mein gantz vnderthenigist bitten, die wöllen oberzelte bewegliche vrsachen vnd vmbstende Inen den gemeinen Stenden noturftiglich zu gemueth vnd hertzen sueren vndt darbey gnedigst zu bedenckhen geben

vbel vnd onhail daher erfolgt da sich die vnderthonen zu jeder gelegenhait wider Iren ordentlichen Herrn vndt Landtfürsten vnbefuegter weise vfflainen vnd empören vnd also sie dahin gnedigst vnd vätterlich weisen vnd ermanen, damit sie sich aines bessern bedenckhen vndt mehrer gehorsam vndt dankbarkait gegen E. K. Mt. wie billig ertzaigen vnd gebrauchen.

Was dan E. K. M. Curier die sie vnderweilen in diese Landt schickhen sicheren Paß belangt, Sollen E. K. M. mir gnedigst glauben das dieselbige bisher an denen orthen da mein gebott gilt, meines wissens im geringsten nicht vffgehalten noch verhindert, aber gleichwol Inen wie ich verstehe uff der Stende seitten mererlei widerwertigkait widerfahren sein sollen, welches ich meines thails noch zur zeitt nicht waiß zu verbessern, Vnd wille also zu E. K. M. gnedigsten willen vnd wolgefallen gestelt haben dieselbige zu ertzeigung des sonderlich vätterlichen eyffers vnd bruederlicher affection so sy zu K. M. zu Hispanien etc. vnd endtlicher befriedigung derselben Nider Erblanden tragen thuen, Ire K. M. Commissarien von newem hieher geruhen zu verordnen welche von mir in jederzeit in geburender Ehrerbietung empfangen vnd dermassen Respectiret soll werden, wie sich solches der gar nahenden Bluetsverwandtnuß nach damit E. K. M. dem Kunig von Hispanien etc. zugethon aignet und geburet Vnd Ich habe E. K. M. solches zu warhaftigen gegenbericht vnd Erclerung meines gemueths zu vnderthenigen antwort nit sollen verhalten mich denselben hiermit vnd allezeit zu gnaden bevelhende.

Datum Luxemburg am 16. tag Octobris a. 77.

XVIII.

Don Juan an Herzog Albrecht von Bayern. *)

Hochgeborner Fürst, besonder lieber Herr vnd Ordensbrueder. Wir haben zway E. L. schreiben vnder dato München den 7ten vnd 13ten tag Januarij negstverschinen nach einander wol empfangen vnd thuen vns der mitgethailten zeittung freundtlich bedanckhen vnd ist nicht ohne, das vns auch von mehr andern Orthen vast dergleichen bericht furlauffender Practickhen vnd Anschlege, so Irer Kun. Mt. vnd vns zuentgegen sein sollen, fürkomen, Wir kunden aber E. L. hinwider freundlich niht bergen, waßmaßen wir vns vnlangst mit dem bey vnß habenden Kun. Kriegsvolckh bede zu Roß vnd Fueß aus dem Herzogthumb Luxemburg nach der Grafffschafft vnd Statt Namur erhebt vnd daselbst vff den 29 tag gemelts Monats Januarij glücklich angelangt vnd alß der Vheindt vnweit von dannen herwerts der Maß in stattlicher anzal zu Roß vnd Fueß sein lager gehabt, haben wir das Kuniglich Kriegsvolckh daselbst zu Namur vber die Maß beuelchen vnd vorter durch die statt ziehen lassen, vnd darmit dem vheindt dermaßen genähert vnd den Kopf gebotten, daß wir ime vff den letzten Januarij vermittelst göttlicher gnaden vnd vnsers vnd des Kuniglichen Kriegsvolckhs manlich zu thun ohn ainichen der vnsrigen Verlust gantz vnd gahr zertrennt vnd geschlagen also daß der Vheindte fueßvolcks ettlich thausend vff der Walstatt thode plieben ain gutte anzal gefenglich angenomen vnd ir Raisigen Zeug fluchts außgerissen jedoch derselbigen in der nacheil auch vil im lauff geblieben, dazu vil Reuter vnd fueßknecht fanen erobert worden, gleich darauff hat sich das Stetlin Gemblor sampt denjenigen so in

---

*) Correspondance des gouverneurs généraux des Pays-Bas avec Albert III. duc de Bavière. 1572—1579. tome 4me. fol. 294.

der flucht darein gewichen vff gnad ergeben alda ein statlicher vorrat von Munition, Victualien vnd etlichen stückhen geschütz befunden, Seither haben sich die Stette Löuen, Thienen vnd etliche andere vmligende fleckhen gleichfals widerumben in Irer Kun. Mt. gehorsamb ergeben vnd seind gutter Hoffnung, es sollen denselbigen eherlang mehr andre folgen, wie wir E. L. hernacher weittern verlauff, insonderhait aber desjenigen, was sich in dieser der vheindt niderlag allenthalben zugetragen, ausfuerlich aigentlich bericht zukommen lassen wollen, welches jetzunder eyl halber nit wol hat können geschehen. Der Almächtig (dem wir dafür zum höchsten danckbar seind,) wölle vns forter in dieser seiner gerechten sach, gnediglich beistehen vnd dieselbig zu seiner göttlichen ehr und gemainer wolfart zu gutem ausfueren und wir thuen vns E. L. Diensten jederzeit freundtlich vnd guetwillig erbiethen. Geben im Kloster Argenton am 5tag Februarij anno 78.

XIX.

Die Königin Elisabeth von England an Hembyze. Schloß Richmond 30. Dezbr. 1578. *)

Tres cher et bien aymé, combien les prisonniers detenus en la ville de Gand peuvent demander de faveur de vous et des aultres Messieurs qui ont la superintendance et maniement des affaires de dela, vous ne pouvez ignorer pour l'amour que portez a justice et le zele qu'avez a bien faire a l'estat de vos affaires. Ce que

*) Mitgeth. von Voisin im Messager des sciences et des arts 1829—1830. Gand. p. 434.

nous faict plus instamment interceder envers vous telles faveurs, que nous accorderes facilement, tant pour estre icelles tres justes et l'envie que pouvez avoir a nous faire plaisir en l'endroict de justice et d'équité. Les dictz prisoniers apres si longue et estroite garde ne desirent plus grandes faveurs que d'estre mis en droict, et ouys en leur justification et defences par devant leurs uges competenz. Combien ceste requete soit équitable, temoignent vos privileges, et que vouldriez y tenir la main et leur advancer ce bien, nous vous prions si affectueusement que faire le pouvons. Si vous y employés votre credit, aures en vre. endroict une princesse non pas mescoignoscante du bien que leur ferés a nre. requeste; si n'y entendrez, non plus que si ne vous en eussions escript, donnerez a penser a nous le peu d'estat que faites de nos faveurs Dont y adviserez, s'il vous plaist, et pensés y que conformement au faict que verrons provenir de nre. requeste assoyerons jugement du credit que pouvons avoir envers vous, le quel en l'endroict des dictz prisoniers sera jugé au monde beaucoup ou peu respecté quelz que peuvent avoir esté nos merites envers les pais. Qui sera l'endroict ou prions Dieu vous donner, tres cher et bien aymé santé heureuse et longue vie. — Escrit a nre. hostel de Richmond ce xxxe jour de Decembre 1578.

Vostre tres bonne amye
Elizabeth R.

A nre. tres cher et bien aymé le sieur Jehan van Embyse premier Eschevin en la ville de Gand.

XX.

Mannuy Daubremont, Kommandant von Oudenaarde, an Hembyze. Oudenaarde 26. Febr. 1584. *)

Messieurs.

Le seigneur de Morigem ma faict de bouce vos recomandation donct je vous remercye et en outre ma declaré quayés desir de parler a moy et que vousdryés que voulise desiner lieu pour nous entrevoyr. Je vous puys bien asseurer que pas lontamps jay semblable desir sous espoyr quay que nostre povre patrye tant desolé: parcoy sy amay et que il vous plaise parler a moi, il me samble que le plus commode seroit sur la riviere q. entre Gavre et Gant ou aupres de Gavre au quel lieu vous vous porés trouver avecq de vos bateaulx les quels sont bien equipes, ou bien si ne trouves cela comode je me trouveray en tel lieu que desirés soit a ceval ou a bateau pourveu que me donniés seuraité de vostre coté, ausey de ma part sy vous plet je vous feray avoyr paseport de son altesse pour vous et tous ceulx que desirés, quy sera cause que ne feray cest plus longue priray Dieu vous vouloyr donner sont saint Esprit sa sainte grace et a moy la vre., vous priant Monsieur avoir sur cest un mot de reponse. D'Audenarde ce xxvi. Feverier 1584.

De par vre. affectionne amy
a vous faire service
Mannuy d'Aubermont.

A Mr Embyse, bourgemestre et
superintend. de la ville de Gand.

---

*) Voisin. a. a. O. p. 435.

XXI.

Hembyze an seine Gattin. *)

a.

Je vous envoye ces 3 pieches avecq ce livret. Avecq la grace de Dieu, j'espère envoyer demain quelq. chose sur la lettre de Dathenus. Je pensois recepvoir quelq. chose ce disner. S'il fust possible je soushoiterois assez, car par tous moyens je vous saurois volontiers aupres de moy: toutes fois, j'espere que notre bon Dieu, quant les affaires semblent estres désesperées, qu'il donnera soulagement et faveur. Apres mes maulx, je le prye estre ntre. garde, vre. loyal

J. H.

b.

Je vous envoye les lettres cy enclois, ployez et cassetez. Il fault dire au messagier qu'il se haste de retour, et surtout qu'il se garde de se boire yvre. Le procur. Snouck ma dit que la req[te] n'a escripte, elle venait trop tard, mais presentera demain a bonne heure mon conseil a demain a son sept hoeure au matin. Je souhaite le cteuu de la req[te] et le retour du messagier avec tres de bon encre. Comme je me fye bien que le bon Dieu le prosperera tout, auquel est tout mon espoir, le pryant après mes maux, vous donner cfort. d'esprit, de mectre vre. repos en luy, avec pryeres en larmes.

En haste vre. bien loyal mary
J. Hembyse.

---

*) Voisin. a. a. O. p. 437.

XXII.

Todesurtheil Hembyze's.

Scepenen van der keure der stede van Ghendt. Ghesien t' proces crimineel voor hemlieden in ghebannen vierschaeren beleedt tusschen den bailiu desere stede, ter causen van zyn officie, heesschere ter eender zyde, ende Jan van Hembize fil. Willems ghevanghene, verweedere ter andere zyde, so eyst dat scepenen voornoemt, naer t' visiteren van den scriftueren, acten, letteren ende munimenten by partien overgheleyt, metgaders het voluntaire verlyt van den verwerder, ende zonderlynghe d'acte van conclusie in rechte, ende up al ghelet met ryphede van raede, ter maenynghe van huerlieder wetteliken maenheere, Wysen den bailliu vulcomen van zyne vermeten, dienvolghende den verweerder doen executeren metten zweerde up een schavault, neffens de pylaeren van s'graeven-casteel, ende zyn hooft te stellene up eene spille, eene huere gheduerende, ende zo langhe t' doode lichaem laeten ligghen up 't zelve schavault. Ende voorts in handen van den bailliu, de goedynghen van den verweerder, tot restitutie, ende satisfactie van zulc als bevonden werdt den verweerder van s landts ende stede pennynghen ende goedynghen. 't'zynen oirbuere ende proffyte ghediverteert, metgaders van particuliere burgheren onduechdelick ontfaen t'hebbene, metten quadruple van dien.

Ghepronochiert den III. augusti 1584.

XXIII. *)

Au Roy.

Remonstre en toute humilité Lievin Donaes, sécrétaire et curateur de la maison mortuaire de feu Jehan Van Hembyze, comme le dict Hembyze par vraye repentance de ses actions passées, desirant restablir l'estat de Flandres par luy troublé, et reduire la ville de Gand soubz l'obeissance de Vostre Majesté, il auroiet éste emprisonné par les rebelles et hereticques, et executé par l'espée, le quatriesme d'aoust quatre vingtz et quatre, et par dessus ce condempné au quadruple des deniers par luy profictez, tant de la dicte ville. que des bourgeois dicelle. Suyvant quoy le dict suppliant se trouve journellement pressé par mess. les eschevins de la dicte ville, pour le furnissement du quadruple des quatre cens florins payez au dict Hembyze par Charles Everwyn, pour la deserviteure de certain estat, non obstant que la vefve du dict Hembyze apres sa mort, ayt esté contraincte de furnir par exécution la somme principalle par luy profyté. Le tout sans cause, et en vertu de la susdite sentence tant inicque, desraisonnable et tortionnaire. Par ou le dict remonstrant se trouvant par tout oppressé et accablé d'une infimité des crediteurs de la dicte maison mortuaire, se retire vers v^re^. maj^te^, suppliant quelle soiet servye de mestre à néant l'effet de la dicte sentence, et ordonner à mess. les eschevins de la ville de Gand, que desormais ilz se deportent de la poursuite du quadruple des deniers profitez par le dict Hembyze. Sy ferez bien.

---

*) Voisin. a. a. O.

„Lettres à ceulx du magistrat de Gand, afin d'advertir que c'est du contenu, et des raisons qui les meuvent à s'ayder de la sentence icy mentionnée, tenans en surceance toutes exécutions jusques a ce que leur responce veue, aultement y soit ordonné.“ Fait à Bruxelles. Signé S. de Grimaldi.

XXIV.

Alexander Farnese erläßt der Wittwe Hembyze's die Geldbuße. *)

Très chers et bien amez. La vefve de feu Jehan van Hembyze nous a faict remonstrer, qu'oultre les ennuys et facheries, donct elle est chargée par la cruelle mort de son feu mary, l'on la veult presser à payer pour sa tauxation, la somme de cinq cens florins, ores quelle n'entend profiter de la maison mortuaire, nous remectant en avant les causes, pour lesquelles son dict marry, a ainsy miserablement esté traicté; et comme nous sommes bien informez, que ca esté pour avoir voullu advencer la reconciliation avecq le roy monseigneur; et que par céste bonne volunté il a effacé la pluspart des faultes passées. Nous desirons, que par tout bon traictement, les autres prennent volunté de bien faire. Et à ceste cause et mesmes que ce seroit contre toute raison de la travailler davantaige, vous requerons, et au nom de sa majesté, ordonnons de la tenir quitte et exempte de la dicte tauxation, et commander au recepveur Van Havre rien exiger d'elle pour la dicte cause.

---

*) Voisin a. a. O.

Très chers et bien amez, Dieu vous ait en sa garde. De Bevere le 19 decembre 1584, soubsigné

Alexandre,

et plus bas: Levasseur.

„Collationné à son original et trouvé concorder avecq icelluy, par moy, Signé: Havre.“.

XXV.

Die Königin Elisabeth von England an den Kardinal Andreas von Oesterreich. 27. August 1599. *)

Mon Cousin, Ayans veu par vos dernieres du XIIIe de ce mois et par ce que le porteur a de vre. part communicque avecq quelques Vns de nre. Conseil, que vous continues à maintenir que n'aves aultre but en vos procedures que de marcher avecq rondeur et sincerite en nre. endroict, Nous ne pouons que derechief vous en remercier affectueusement Nous auons tousiours pensè de Vre. particulier que ne pouldriez faire ce tort à Vre. qualite et honneur que de Vous addresser à Nous pour user daulcunes memees encoires quen laffaire nous ayons remarque Vne aultre sorte de procedure que ne promettoyent les premieres asseurances, confirmant ce que nous vous en auions librement bredit et declaire. Dont nous aurions maintenant beaucoup plus grande occasion d auoir ferme opinion, si nous uoulions croire les aduis que nous recepuons de toutes parts que lon se ueult se-

---

*) Brüssler Staatsarchiv.

ruir du Vieil ieu p^r nous assaillir tandis que lon Nous entretient d Vng pourparler de paix, Ce que nous ne nous sommes pas laissez facilement aller a croire p[r] la foy qu'auons adioustée à uos asseurances qui ont eu aussi pouuoir (selon la priere que nous feistes que toutes hostilites eussent à surceoir de part et d'aultre, afin de ne rien acgrir) de nous faire changer les desseings qui deslors nous pressoyent et importoyent de beaucoup, mais puisque le temps nous doibt bien tost esclaircir par la uenue de mons[r] nre. Cousin l'Archiduc Albert du iugèment quen debuons faire nous en remettons la consideration plus ample iusques àlors, et à respondre plus particulierement à ce qui se presentera, Voulans tousiours fermement croire que si ainsi et que lon ait use de tels artifices ça este en abusant de ure. syncerite aussi bien que de la nre. afin de nous circunvenir plus aisement par Vre. circunuenue. Et p[r] ceste opinion que nous auons de Vous, Il nous seroit aggreable, que sil y auoit occasion de uenir au traitte, Vous fussiez de ceulx qui sy employassent puisquil à eu son commencement et origine de Vous, le porteur uous communicquera d'aultres particularites de nre. part, dont desirons estre esclaircy de Vous, afin de pouoir fonder sur Icelles la resolution que nous aurons à prendre auecq noz confederez, et ainsi nous demeurerons

Mon Cousin

Vre. bien bonne Cousine
Elizabeth.

XXVI.

Zur Charakteristik des Erzherzogs Albrecht.

a.

Tycho Brahe an den Erzherzog Albrecht. Prag 26. Juli 1601.

Serenissime et potentissime Princeps,

Domine clementissime.

Cum Sereniss^{mae} Celsitud^{nis} Vestrae Heroica virtus et fama, vná cum nunquam satis laudatâ erga Artes liberales, praesertim eas, quae ob excellentiam Mathematicae dicuntur, propensione, etiam tum, cum Lusitaniae adhuc praeerat, jampridem ad me in Intimam usque Dàniam percrebuerit: eamque superiori Anno ser^{mus} Coloniensis Elector &c. et nuper etiam rev^{mus} et ill^{mus} Salisburgensis Archiepiscopus &c. vlterius per literas confirmaverint et auxerint: Exinde, vt Ser^{mae} C. V^{ae} Inclyto nomini et gloriae me subiectiss^{me} et studiosissimé addictum ostenderem, magna equidem cupido me incessit; sed quo minus coram id fieret, non locorum tantummodò Intercepedo: sed et multa alia obstiterant. Quin et tantum, ac tot prouinciarum Principem per literas audentius compellare, verecundia huc usque prohibuit.

*) Brüssler Staatsarchiv.

Nunc veró praeter omnem meam expectationem et meritum, à S^{ma} C^{e} V^{â} clementissime me praeueniri et munere trecentorum Coronatorum per Generosum Dominum Johannem Richardum de Schonnenburg promareschallum Caesareum &c. heri mihi exhibitorum, liberaliter donari conspicor, quos, licet nihil tale vnquam a S^{ma} C^{ne} V^{â} promeruerim, et ob id acceptare vix ausus sim; cum tamen à tanto principe profecti sint, quem reuereri et suspicare par est, quod eidem clementiss^{me} placuit, mihi reuere indecens videbatur. Quocircà summas Ser^{mae} C^{ni} V^{ae} pro hac munificentiâ gratias submissé ago: sicubi eidem vicissim pro meâ tenuitate inseruiendj occasio vnquam se obtulerit; operam daturus, vt, sin minus re ipsâ gratus esse potero; (quibus n. seruitijs tantum principem demereri queam?) memori nihilominùs animo sane clementissimam ejus erga me benignitatem humillime agnoscam.

Quam, ne grauissimis ditionum gubernandarum curis occupatam diutiùs interpellem, pluribus supersedeo eamque à Deo Opt. Max. quam diutissime florentem et incolumem precor.

Pragâ die 26. Julij Anno 1601.

Sereniss^{mae} Cels^{ni} vestrae

Subjectissimè

addictus

Tycho Brahe.

(manu propria)

---

b.

Nobilss^{o} &c. Mag^{co} viro, Dno. Blasio Huttero &c. Ser^{mo} Principi, Archiduci Alberto à Consilijs et secretis. Amico suo honorando.

Nobiliss^{e} &c. Mag^{ce} vir &c.

Amice honorande.

Ex quo S^{ae} Caes^{ae} Ma^{tis} Dni. nri. Clementissimi Promareschallus Generosus Dns. Joannes Richardus de Schonenburgk &c. non ita pridem nomine D^{is} V^{ae} librum quendam è nostris expetierit, unàque singularem eius erga Studia Mathematica & Astronomica amorem summoperè depraedicârit, mecumque familiaritatem contrahendi desiderio teneri addiderit; Ego sanè, cum praestantium virorum amicitiam magni semper aestimârim, et nihil magis in votis habuerim, quam occasionem cum eis per lras. (si oretenus non liceat) conferendi mihi suppeditari; commoditatem Dn^{em} V^{am} literis meis praeveniendi ab eo tempore avide quaesitam, nunc per eundem Dnum. Schonburgium adeptus, haud negligendam existimavi. Etsiquidem librum meum primum Epistolarum Astronomicarum D^{i} V^{ae} acceptum fuisse perceperim; dabo operam, ut ea plura, eaque maioris momenti, quamprimum prorsus ad colophonem Typographico labore diducta fuerint, ex meis operibus nanciscatur. Interim ut hanc Mechanicae Astronomiae partem, S^{ae} Caes^{ae} M^{ti} sub meum Pragam adventus tempus humillimé inscriptam Ser^{mae} eius Cel^{ni} subiectissimè transmittere visum fuit. Officiosè itaque D^{em} V^{am} rogatam volo, quo hunc librum, unà cum adiunctis lris.,

quarum contenta D° V^a^ facilè resciscet, Ser^mae^ eius Cel^ni^ submissè offerre, & me meaque Studia commendare non gravetur. Inveniet me D° V^a^ vicissim ad quaevis pro meo modulo praestanda quam paratissimum. Valeat diutissimè & felicissimè.

Pragâ die 26. Julij A° 1601.

Mag^ae^ D^is^ Vrae

Studiosissimus

Tycho Brahe.

(manu propria.)

XXVII.

Zur Charakteristik Isabellens.

Die Infantin Isabella an Wallenstein.
Brüssel 26. Dezbr. 1625. *)

Besunders lieber Oheimb

Wir mögen E. L. hiemit freundlichen nicht verhalten, Waß maßen wir nun lange Jahre hero eine sunderbare Andacht vnndt deuotion zu dem heiligen Norberto geweßenen Ertzbischoffen zu Magdenburgk getragen vndt alßo deßelben heyliges Corper zu haben sunders begirig gewesen. Wan nun E. L. ahn jetzo der öhrter da solches verwahrt werdt, begriffen vndt wir alßo dafur halten, Es werde gute Occasion vndt gelegenheit geben solches

---

*) Brüssl. Staatsarchiv. Corresp. Wallensteins I. fol. 9.

zu erlangeen Alß werden wir dahero veranlasset E. L. hiemit gantz hochvleißig anzulangen vnndt zu ersuchen, dieselbe wollen doch vnbeschwehrt darahn sein vnndt allen moglichen Vleiß anwenden damit Sie solches heyliges Corper bekommen vnndt vnß daßelb zutheil werden möge.

Welches dan gleich wie es Vnß zu sonderbahren danknehmigen gefallen geraichen wurdt, alßo sollen wir vnß auch daher E. L. gantz hochlichen verobligirt vndt also solchergestalt mit aller behegeglichen freundtgefelligkeit zu erkennen genaigt willigk erfinden werden. Dat. Brußel den 26. X^{bris} 1625.

An Hern Hertzogen von fridtlandt.

Inhalt des dritten Bandes.

Sechstes Buch (1589—1599).

Seite.

Erstes Kapitel (1589—1592) 3

Zweites Kapitel (1593—1594) 55

Drittes Kapitel (1595—1599) 105

Siebentes Buch (1598—1609).

Erstes Kapitel (1598—1604) 185

Zweites Kapitel (1604—1609) 247

Drittes Kapitel 292

Beilagen.

Im ersten Bande:

Seite.

I. Jugement du comte d'Egmont 48

II. Lettre du comte d'Egmont à Philippe II. quelques heures avant son execution 49

III. Der Vertrag von 1548 230

Im dritten Bande:

Seite.

I. Philipp II. an die Staaten von Flandern. Madrit 13. Okt. 1567 319

II. Aus einem Briefe Philipps II. an den Landgrafen Wilhelm von Hessen. Madrit 28. Novbr. 1567 322

III. Alba zeigt den Staaten von Flandern den ihm vom König gewordenen Auftrag an. 31. Dezbr. 1567 . 325

IV. Ueber die Gefangennehmung Egmonts, Hoorns u. s. w. 327

V. Vorstellung des Churfürsten August von Sachsen bei dem Kaiser zu Gunsten Wilhelms von Oranien. Dresden 22. Jan. 1568 333

VI. Der Herzog von Alba an . . . . ? Brüssel 22. Juni 1568 336

VII. a. Herzog Albrecht III. von Bayern verwendet sich bei Alba für die verwittwete Gräfin von Egmont. München 25. Juli 1568. , ... 339

b. Schreiben der verwittweten Gräfin von Egmont an Herzog Albrecht III. von Bayern. Im Kloster de la Cambre zu Brüssel 29. Juni 1568 . . 340

VIII. Proces-verbal über die Auffindung von Egmonts Grab 1804 342

IX. Herzog Albrechts III. von Bayern Antwort auf einen Brief Alba's über die Einnahme Haarlems. Burghausen 30. Juli 1573 346

X. Alba zeigt dem Herzog Albrecht III. von Bayern seine Abberufung aus den Niederlanden an. Utrecht 30. Oktober 1573 348

XI. Neue Zeitung aus Antwerpen 350

XII. Reisebericht des Johann von Raispelt über die Niederlande 353

XIII. Bericht über die Meuterei der Spanier nach der Eroberung Zirickfee's 357

XIV. Notiz über Don Juan von Oesterreich . . . 363

Seite.

XV. Wilhelm von Oranien an Jan van Hembyze. Middelburg 17. Septbr. 1576 365

XVI. Derselbe an Denselben vom selben Datum . . 367

XVII. Don Juan an Kaiser Maximilian II. Luxemburg 16. Oktober 1577 369

XVIII. Don Juan an Herzog Albrecht III. von Bayern. Kloster Argenton 5. Februar 1578 375

XIX. Die Königin Elisabeth von England an Hembyze. Schloß Richmond 30. Dezbr. 1578 374

XX. Mannuy Daubremont an Hembyze. Oudenaarde 26. Febr. 1584 377

XXI. a. b. Hembyze an seine Gattin. 1584 378

XXII. Todesurtheil Hembyze's. 1584 379

XXIII. Vorstellung von Lievin Donaës an den König . 380

XXIV. Alexander Farnese erläßt der Wittwe Hembyze's die Geldbuße. Beveren 19. Dezbr. 1584 381

XXV. Die Königin Elisabeth von England an den Kardinal Andreas von Oesterreich. 27. Aug. 1599 . . . 382

XXVI. a. Tycho Brahe an den Erzherzog Albrecht. Prag 26. Juli 1601 384

b. Derselbe an den Rath Blasius Hutter. Vom selben Datum 386

XXVII. Die Infantin Isabella an Wallenstein. Brüssel 26. Dezember 1625 387

Berichtigung.

Im ersten Bande, Seite 347, Zeile 16 von oben, lese man: aufgebahrt statt: aufbewahrt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt auf der Schnellpresse der L. C. Wittich'schen Hofbuchdruckerei in Darmstadt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

H. HEINRICI
Buchbinderei
Rottenburg/

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schiller, Friedrich,

Friedrich von Schiller's historische Schriften

Bd.: 3. Friderich von Schiller's Geschichte des Abfalls der vereinigten Nie
derlande ; 3

Köln 1841

H.misc. 288 c-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10739383-4